Zeiten Völker und Menschen

von

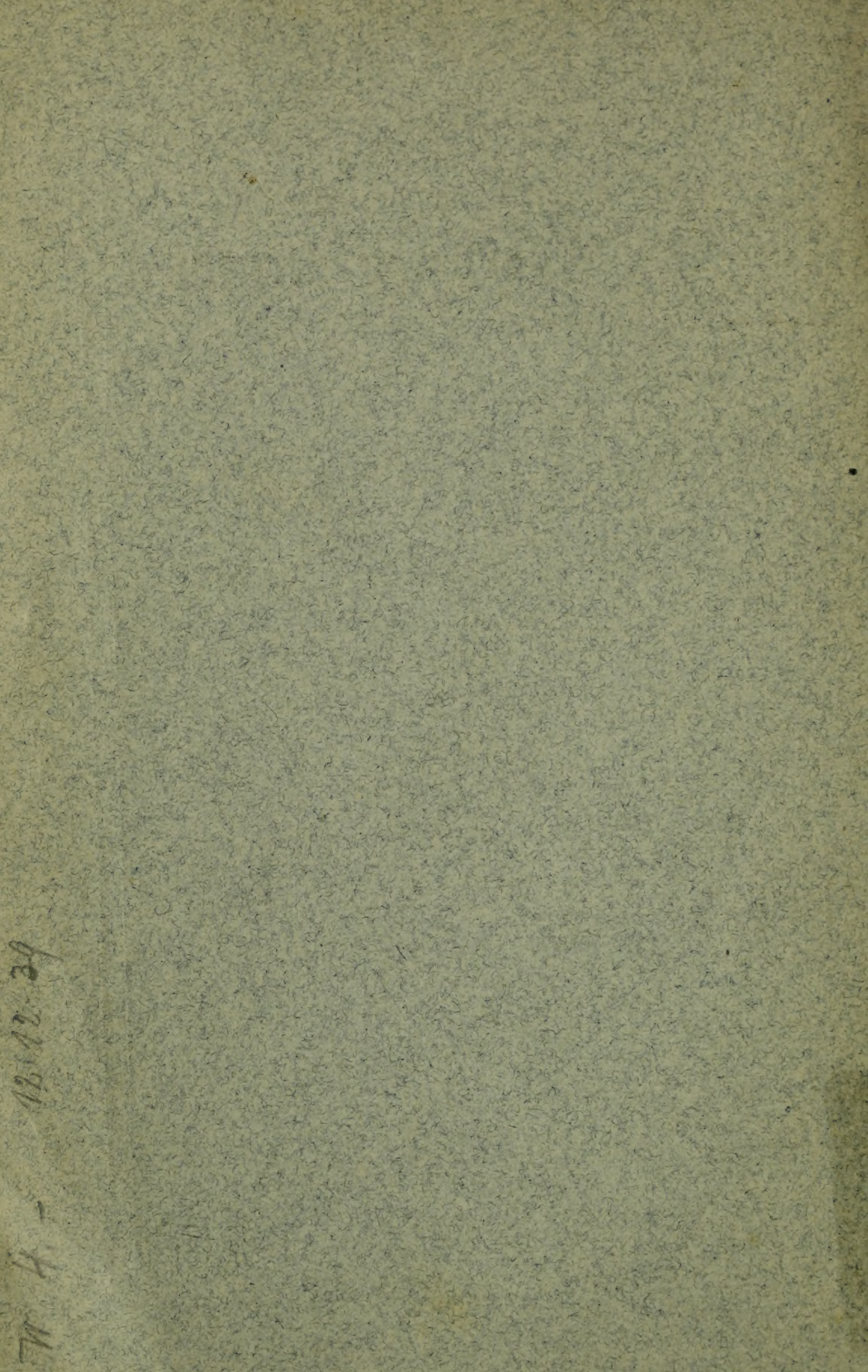
Karl Hillebrand.

Erster Band.

Frankreich und die Franzosen.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1898.



Fortsetzung siehe nächste Seite.

Zeiten, Völker und Menschen von Karl Hillebrand (Fortsetzung).

Bd. IV. Profile. 2. Ausgabe. VIII, 376 S. 1886.

Inhalt: Statt des Vorwortes. — Ein Wort über moderne Sammel-litteratur und ihre Berechtigung. — I. X. Doudan. — H. de Balzac. — Gräfin d'Agoult (Daniel Stern). — M. Buloz. — M. Thiers. — II. E. Renan als Philosoph. — H. Taine als Historiker. — III. Die gefürsteten Mediceer. — Ein fürstlicher Reformer, Gino Capponi. — IV. N. Macchiavelli. — F. Rabelais. — T. Tasso. — John Milton.

Bd. V. Aus dem Jahrhundert der Revolution. 2. Ausgabe. VIII, 366 S. 1886.

Inhalt: I. Montesquieu. — II. England im XVIII. Jahrhundert. — III. Fr. Albergati. — IV. Katharina II. und Grimm. — V. 1789. — VI. Henri Costa de Beauregard. — VII. Madame de Rémusat und Napoléon Bonaparte. — VIII. Metternich. — IX. Nach einer Lektüre.

Bd. VI. Zeitgenossen und Zeitgenössisches. 2. Ausgabe. VIII, 400 S. 1886.

Inhalt: I. Zur Charakteristik Sainte-Beuve's. — II. Guizot im Privatleben. — III. Philarète Chasles. — IV. Ernest Bersot. — V. Graf Circourt. — VI. Eine ostindische Laufbahn. — VII. Ein englischer Journalist. — VIII. Antonio Panizzi. — IX. Luigi Settembrini's Denkwürdigkeiten. — X. Giuseppe Pasolini. — XI. Das belgische Experiment. — XII. Deutsche Stimmungen und Verstimmungen. — XIII. Halbbildung und Gymnasialreform.

Bd. VII. Culturgeschichtliches. XII, 335 S. Mit dem Bildniß des Verfassers in Holzschnitt. 1885.

Inhalt: I. Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung. — II. Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Gesellschaft. — III. Jung-deutsche und Kleindeutsche (1830 bis 1860). — IV. Die Werther-Krankheit in Europa. — V. Ueber die Konvention in der französischen Litteratur. — VI. Vom alten und neuen Roman. — VII. Ueber die Fremdensucht in England. — VIII. Ueber das religiöse Leben in England. — IX. Der Engländer auf dem Continent.

Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers.

Von [**Karl Hillebrand**]. 2. Auflage.

8°. IV, 118 S. 1874. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Erster Band.

Frankreich und die Franzosen.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1898.

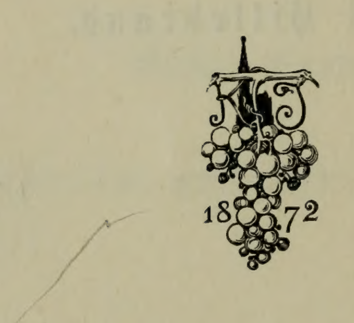
Frankreich und die Franzosen.

Von

Karl Hillebrand.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1898.



Seinem lieben

Hans von Bülow

sendet dies Büchlein

als Freundesgruß aus der Ferne

der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.



Vorreden
zur zweiten und dritten Auflage.

Die hier in erweiterter Gestalt erscheinenden „Eindrücke und Erfahrungen“ aus dem französischen Leben sind so freundlich aufgenommen und selbst von Andersdenkenden so nachsichtig beurtheilt worden, daß ein paar Worte des Dankes und der Verständigung wohl am Platze sein dürften.

Einmüthig haben die zahlreichen Stimmen, welche über das fast zufällig entstandene, kaum als Buch gemeinte Büchlein laut geworden sind, die redliche Absicht des Verfassers zugegeben, seine Kenntniß von Land und Leuten betont, seinen Standpunkt gebilligt: und das ist ja einem Schriftsteller, dem seine Arbeit am Herzen liegt, wohl die dankenswertheste Anerkennung. Namentlich hat die englische und amerikanische Kritik — bezeichnender Weise hat in Frankreich auch nicht eine Seele von der Schrift Notiz genommen — die ganze Ausführung sogleich cum grano salis verstanden und die Grundanschauung des Verfassers, wie seine augenblickliche Absicht, wenn hier überhaupt von

Absicht die Rede sein kann, sofort herausgefühlt. Nicht ganz so gut ist es ihm mit der deutschen Presse ergangen, die ihn zwar durchgängig mit dem größten Wohlwollen belobt, jedoch durchaus nicht immer errathen hat, ihn bald zu wörtlich nahm, bald hinter dem Ausgesprochensten Nebenmotive voraussetzte. An Meinungsverschiedenheit hat es natürlich auch nicht gefehlt: doch daran darf sich Niemand stoßen, noch weniger versuchen wollen, sie durch Ueberredung zu beseitigen; und der Verfasser überläßt es ruhig den Ereignissen und dem Urtheil der Spätergeborenen zu entscheiden, ob seine Auffassung von Menschen und Verhältnissen die richtigere ist oder diejenige, welche allgemein in Deutschland gang und gäbe ist. Anders ist es mit Mißverständnissen. So oft ein solches vorwaltet, ist es ausschließlich dem Schriftsteller zur Last zu legen. Seine erste Pflicht ist es, sich so auszudrücken, daß für den Leser keine Zweideutigkeit möglich sei. Hat er aber, wie der Verfasser dieser Aufzeichnungen, lange zu einem fremden Publikum geredet, so muß er vor Allem sich selber fragen, ob er nicht hie und da einen Ton angeschlagen, der dem vaterländischen Leser nicht geläufig ist. Einige Fragen, in denen der Verfasser fürchtet, nicht verständlich genug geredet zu haben, erlaube man ihm hier kurz noch einmal zu berühren.

Zweimal in der kleinen Schrift ist es ausdrücklich hervorgehoben worden, wie nothwendig es sei, von dem nicht eben beneidenswerthen öffentlichen Leben der französischen Nation keine nachtheiligen Rückschlüsse auf das

Privatleben zu machen. Nichtsdestoweniger haben manche Recensenten in der Konstatirung des, von dem germanischen so verschiednen, moralischen Standpunktes der Franzosen ein sittliches Verdammungsurtheil sehen wollen. Der Verfasser aber, der sich stets bemüht hat, Spinoza's Rath zu befolgen und, soviel wie möglich, die Dinge zu verstehen, nicht zu tadeln, noch zu loben, hat nie daran gedacht aus seinen Sympathien und Antipathien für diesen oder jenen moralischen Standpunkt Kriterien für den Werth derselben machen zu wollen. Er kann daher nur ein drittes Mal wiederholen, daß er im französischen Privatleben ebensoviel Nachahmenswerthes findet, als er in dem politischen Leben der Nation wenig Symptome einer wiederkehrenden Gesundheit zu sehen vermag. Will ihn doch bedünken, daß eher in den acht Monaten, welche seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe verflossen sind, eine bedenkliche Verschlimmerung der chronischen Krankheit Neufrankreichs eingetreten ist.

Neufrankreichs, muß wiederholt werden: denn, obschon der Titel des Buches ausdrücklich von der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts spricht, haben verschiedene Berichterstatter doch auf die Vergangenheit des Landes übertragen, was nur von dem durch achtzig Revolutionsjahre zerrütteten Lande gemeint war. Niemand bewundert das alte Frankreich aufrichtiger als der Verfasser. Was es in Philosophie, Wissenschaft und Litteratur geleistet, weiß jeder halbwegs Gebildete: und man braucht nur einen Augenblick die Namen Scaliger, Montaigne, Pascal, Des-

cartes, Bayle, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Laplace, Cuvier aus der Geschichte der europäischen Kultur hinwegzudenken, um sich eine Vorstellung zu machen von dem großartigen, und im Allgemeinen wohlthätigen, Einfluß des französischen Geistes auf Europa und die Menschheit. Und mehr noch als im Wesen ist die Nation in der Form die langjährige Lehrmeisterin Europas gewesen, ohne deren Schule die schöne Litteratur Englands und Deutschlands im vorigen Jahrhundert geradezu unmöglich gewesen wäre. Ebenso bewundernswerth waren die Traditionen des französischen Staates, so lange diese Traditionen eben lebendig waren. Staatsmänner und Administratoren, wie Heinrich IV. und Sully, wie Richelieu und Mazarin, wie Louvois und Colbert, wie die ganze Schule Napoleons hat die Geschichte weniger Völker aufzuweisen. Freilich vermochten sie nur so lange durchzudringen, als die Nation, sich dem Instinkte ihrer eigenen Natur überlassend, keine fremden Ideen, wie die des self-government, des Parlamentarismus u. a., importirte, sondern die aufgeklärte, täglich mehr gemäßigte und gemilderte, Beamtenherrschaft als die ihr natürlich zukommende Regierungsform annahm — eine Regierungsform, die sich ja mit der größten bürgerlichen Freiheit sehr wohl verträgt, keinerlei nationale Thätigkeit und Bewegung zu hemmen braucht, die Kontrole durch die Volksvertretung und die Presse sehr wohl zuläßt, nur die Lenkung des Staates nicht der Menge oder deren Führern ausliefert. Erst wenn die Erkenntniß die Richtigkeit des Instinktes völlig begriffen und bestätigt hat,

ist an eine politische Wiedergeburt Frankreichs zu denken. So lange, wie erst gestern, wie noch heut, die besten Geister und die besten Charaktere der Nation glauben, mit Gesetzen und Einrichtungen Freiheit und Selbstregierung gründen zu können, so lange ist von keinem sicheren Gesunden der öffentlichen Zustände zu reden, dahingegen die geistige Brache des heutigen Frankreich dem Verfasser durchaus unabhängig von dem politischen Verfall und nur ganz vorübergehend erscheinen will.

Das Kapitel, welches Thiers gewidmet ist, wurde vielfach so aufgefaßt, als ob der Verfasser den damaligen Dictator Frankreichs für unstürzbar gehalten hätte. Ein neu hinzugefügter Abschnitt mag dieses Mißverständniß aufklären, indem er bestimmter ausspricht, daß nicht der Dictator, sondern die Dictatur das Unvermeidliche war und ist; zugleich soll er als eine Charakteristik der beiden Centren dienen, welche seit anderthalb Jahren mit einander um das Scepter ringen und sich über ihrem Ringen dasselbe wohl wieder einmal werden entwinden lassen.

Mehrere empfindliche Patrioten haben die Urtheile über Deutschland, welche Einleitung und Anhang enthalten*), sowie den ganzen Ton, in dem darin vom Vaterlande gesprochen wird, als ungerecht oder doch als abfällig gerügt. Es ist ein herrlicher, nie genug zu preisender Zug des deutschen Volkes, daß es so gutmüthig die Sprache der

*) Letzterer ist in der 3. Auflage aus weiter unten angegebenen Gründen weggelassen und durch einen andern ersetzt worden.

Wahrheit, selbst oder gerade wenn sie derb ist, hören kann, und sie nicht allein von den Großen, wie Lessing, Goethe, Schopenhauer, sondern auch von weniger Berechtigten, wie Heine, Börne, Gervinus, ja selbst von den Unbedeutendsten ruhig hinnimmt, sobald es nur die Vorwürfe als begründet erkennen kann. Nun giebt's aber Dinge, deren Nationen wie Individuen sich nur äußerst schwer bewußt werden können, weil der Mensch eben aus sich heraustreten muß, um sie gewahr zu werden: und solche Dinge in's rechte Licht zu stellen, scheint selbst der unbedeutende Landsmann, der sie so zu sagen von Außen betrachten kann, wohl berufen. Dazu gehören denn auch die vom Verfasser angedeuteten gesellschaftlichen Untugenden des deutschen Volkes. Man hat diese Ausstellungen im Allgemeinen viel zu äußerlich gefaßt. Der Verfasser sieht die gesellige Barbarei der Deutschen nicht etwa darin, daß sie den Unterschied zwischen Messer und Gabel noch nicht erlernt haben oder linkische Bücklinge zu machen pflegen, sondern in der Unvermögenheit oder doch Unbeholfenheit, die Grenze inne zu halten zwischen Rohheit und Unnatur. Der Mangel an Unbefangenheit, und folglich an Anmuth und Würde bei den Frauen, die Reizbarkeit, der Trotz und die Unbändigkeit der Männer, verbunden mit dem ungerechtfertigten Eindringen in's Persönliche der Freunde, worin beide Geschlechter bei uns wetteifern, haben ihre Wurzeln freilich in den schönsten Tugenden der Nation: Wahrhaftigkeit — „im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist“ —, Ernst der Ueberzeugungen, Gründlichkeit, Wärme

des Interesses, Unabhängigkeitssinn, Ungeschicklichkeit in der Kunst des Scheinens; allein dies sind eben doch zumeist Tugenden von Barbaren, deren rauhe Außenseite die Kultur wohl abschleifen kann ohne den Kern zu berühren; und wenn ein Volk geistig und sittlich die Barbarei so vollständig überwunden hat, wie es unsres gethan, ohne in die Korruption zu verfallen, so dürfte es auch wohl im Stande sein, sich in der Geselligkeit, welche das halbe Leben ist, ein wenig zu erziehen.

Auch sein Urtheil über die Befähigung der Deutschen zur parlamentarischen Regierung vermag der Verfasser nicht zurückzunehmen und er theilt noch immer die Meinung V. Hehn's, daß wir „in politischen Dingen offenkundig noch Kinder sind und zwar, wie es scheint, ziemlich talentlose", die den Franzosen sicherlich in dieser Beziehung um Nichts überlegen sind, wenn auch unsere Fehler anderer Natur sind. Sündigen unsere Nachbarn durch Mangel an Muth der sogenannten öffentlichen Meinung gegenüber, so sündigen wir durch Eigensinn; werden Jene zu leicht von der allgemeinen Strömung fortgerissen, so sind wir unverbesserliche Individualisten, die jeder freiwilligen Unterordnung unfähig; sind die politischen Ideen der Franzosen meist ziemlich schaal, so sind sie doch, mit Ausnahme der Selfgovernmentstheorie, ihre eigenen, während wir uns nur in fremden, erborgten Begriffen bewegen, die auf unsere Zustände keinerlei Anwendung finden. Freilich hält der Verfasser die politischen Tugenden nicht für die höchsten und ist der Meinung, daß ein Volk auch ohne „Selbstregierung" groß, glücklich und frei sein kann.

Noch ein Mißverständniß bliebe zurück, das der Verfasser gerne berichtigen möchte, wenn es sich nur in den engen Grenzen eines Vorwortes machen ließe; wenn es überhaupt möglich wäre es zu thun; aber zwischen grundverschiedenen Weltanschauungen giebt's nun einmal keine Verständigung. Man hat dem Verfasser die naive Absicht zugeschrieben, durch seine Schriften die beiden feindlichen Nationen versöhnen, künftige Kriege beschwören zu wollen und was der gutmüthigen Gesinnungen mehr ist. Wer ihm aber solcherlei Absichten überhaupt zuzutrauen vermag, der kann auch nicht eine Silbe dieser Schrift richtig verstanden haben. Als der Verfasser den Franzosen Deutschland zu erklären versuchte, dachte er so wenig wie jetzt, da er den Deutschen Frankreich zu deuten unternimmt, daran, praktisch irgend einen Einfluß auszuüben. Er hat schon gar lange eingesehen, daß gute Rathschläge und sittliche Betrachtungen wenig vermögen gegen Interessen und Leidenschaften, als welche allein die Politik beherrschen; und wenn die besten Männer der besten Zeit, wenn die edelsten und begabtesten Schriftsteller Englands und Frankreichs im 18. Jahrhundert sich umsonst bemühten, zwei große Nationen einander durch gegenseitiges Verständniß näher zu bringen, so wird sich der Verfasser vorliegender Skizzen doch wahrlich nicht der Täuschung hingeben, daß er heutzutage irgend etwas zur Erweckung friedlicherer Gesinnungen zwischen Deutschland und Frankreich beitragen könnte. Wohl aber dachte er und denkt er, daß es, trotz des bedenklichen Rückschrittes aller höheren

Geistesbildung, dem wir seit dreißig bis vierzig Jahren beiwohnen, doch in allen Nationen Europas noch immer eine Anzahl wirklich Gebildeter giebt, die rohem Nationalhaß nicht die Herrschaft über sich lassen, und denen die Politik weder das einzige, noch das höchste Menschenanliegen ist, — weshalb sie sich jedoch sehr wohl für sie zu interessiren vermögen, wäre es auch nur wie sie's etwa für Geschichte oder Anthropologie thun würden. Für die Erbauung Dieser, nicht aber „die Menschen zu bessern und zu bekehren“, schreibt der Verfasser, der allzu wohl weiß, wie Viel der Mensch lernen, wie Wenig er ändern kann.

Florenz, 24. November 1873.

Vorliegende dritte Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden nicht nur durch eine nochmalige Ueberarbeitung der Sprache, die ja den Gedanken und seine Schattirungen nie genau genug wiedergeben kann; sondern auch durch die Hinzufügung einzelner Belegstellen aus französischen Schriftstellern an den Orten, wo der Verfasser, der doch keinerlei Geschmack an Paradoxien findet, sich im Widerspruch mit allgemein angenommenen Urtheilen gesehen hat. Wenn er Tocqueville öfter als Andere anführt, so ist's, weil derselbe eben die höchste Autorität Frankreichs in Fragen der Politik ist, da er die Vergangenheit seines Landes am Eingehendsten erforscht, die Gegenwart als Abgeordneter und Minister unter zwei

verschiedenen Regierungen praktisch kennen gelernt, das Ausland zu bereisen und vergleichen mehr als Viele die Gelegenheit gehabt hat, vor Allem aber, weil er in der Staatslehre der tiefste Denker und größte Schriftsteller seiner Zeit war. Ueberhaupt mache ich mir zur Pflicht, nur Autoritäten ersten Ranges wie Guizot und Thiers, Sainte-Beuve und Rémusat, Renan und Taine anzuführen; und man wird hier nie eine Citation von Tagesschriftstellern als Belegstelle für die Richtigkeit meiner Beobachtungen und Auffassungen finden.

Diese neue Auflage bringt überdies im ersten Abschnitte viele ganz neue Seiten über früher nicht behandelte Partien des französischen Lebens und erweitert den zweiten über das „politische Leben" um ein ganzes Kapitel, das die Entwicklung der öffentlichen Zustände in den letzten fünf Jahren behandelt, nicht in geschichtlicher Darstellung — die versucht der Verfasser an anderer Stelle, in anderer Weise und an einem etwas fernerliegenden Gegenstande — sondern nur um das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen kurz anzudeuten. Obschon die zwei Monate, welche seit dem Niederschreiben und während des Druckes verflossen sind, die Dinge äußerlich stark verändert haben, lasse ich das Kapitel doch unverändert stehen, da ich leider nicht zu glauben vermag, daß Frankreich mit der Präsidentschaft Grévy in den Hafen eingelaufen und nun vor allen Stürmen geborgen sei.

Endlich ist der Anhang: „Französische Stimmen über Deutschlands Gegenwart und Zukunft", als kaum hierhergehörig weggelassen und durch einen andern ersetzt

worden, welcher französische Urtheile über politische und soziale Zustände des heutigen Frankreich enthält.*) Auch möchte der Verfasser durch Weglassung dieser Aufsätze seiner Schrift jeden Beigeschmack einer, selbst nur defensiven Polemik benehmen, der den Eindruck hinterlassen könnte, als ob er Frankreich feindlich gegenüberstände, während er doch das

Quod spiro et placeo (si placeo) tuum est

jenem großen Lande gegenüber lebhaft genug empfindet und gerne bekennt. Eine Dame machte dem Verfasser den Vorwurf, sein Büchlein sei zu „französisch für einen Deutschen, zu deutsch für einen Franzosen." Nie hat ihm ein Lob so wohlgethan, als dieser Tadel; und, hätte die Freundin hinzugefügt, die Schrift sei zu liberal für einen Absolutisten, zu absolutistisch für einen Liberalen, zu freidenkerisch für einen Frommen und zu fromm für einen Freidenker, so hätte er Grund ganz zufrieden zu sein. Denn, wenn ein Schriftsteller es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Geschichte seiner Zeit zu studiren, so muß ja wohl sein höchstes Ideal sein, einen Standpunkt zu erklimmen und darauf zu beharren, auf dem er sich außer- und oberhalb der nationalen, politischen und religiösen Parteileidenschaften zu halten vermag.

Florenz, 1. März 1879.

K. H.

*) Jene Aufsätze sollen in einem anderen Bande dieser Sammlung, der hauptsächlich Teutonica enthalten wird, eine geeignetere Stelle finden.

Vorwort
der Herausgeberin zur vierten Auflage.

Das hier in vierter Auflage erscheinende Buch ist zum größten Theile im Sommer des Jahres 1872 unter dem noch frischen Eindruck des großen Krieges geschrieben; nur der letzte Theil, welcher von dem politischen Leben Frankreichs handelt, entstand im Dezember 1878 nach dem entscheidenden Siege der französischen Radikalen über die Conservativen. Es erschien im Jahre 1880 eine französische Uebersetzung desselben und im Jahre 1881 eine englische.

Eine vollständige Umarbeitung des Werkes, wie sie der Verfasser im Sinne hatte, wurde durch seine schwere, langwierige Krankheit und den darauf erfolgten Hingang vereitelt. So sehr nun dieser Umstand zu bedauern ist — da sich, während des beträchtlichen Zeitraums zwischen dem ersten Erscheinen des Buches und der Periode, wo der Autor dem Gedanken einer Neubearbeitung näher trat, wohl Manches in seiner Auffassung, wie auch in der seiner Leser, modificirt hatte, wodurch vielleicht der

Grundton ein anderer geworden wäre — so ist dennoch mit Sicherheit anzunehmen, daß er in den damals aufgezeichneten Thatsachen und Ansichten wenig oder nichts zu ändern gehabt hätte. Wenn ich mich nun berechtigt fühle, diese von mir veranstaltete vierte Auflage als eine revidirte und vermehrte zu bezeichnen, so beruht dies darauf, daß ich die unter dem Nachlasse meines Mannes gefundenen Zusätze und Notizen, über deren Bestimmung kein Zweifel sein konnte, und welche interessant genug schienen, um aufgenommen zu werden, genau nach den hinterlassenen Angaben des Verfassers an den betreffenden Stellen beigefügt habe, ohne irgendwelche Aenderungen oder Erweiterungen.

Der größte dieser Zusätze ist der hier als Anhang II veröffentlichte Nekrolog Gambettas, welcher ursprünglich in der Contemporary Review vom Februar 1883 — also bald nach dessen Tod — in englischer Sprache erschien. Die Verdeutschung dieser Schrift verdanke ich der freundlichen Bereitwilligkeit und gewandten Feder von Fräulein Isolde Kurz, der ich für diesen neuen Freundschaftsbeweis einen besonderen Dank abzustatten habe. Auch kann ich nicht umhin, dem vortrefflichen Freunde meines Mannes, Dr. Ludwig Bamberger, meinen herzlichsten Dank auszusprechen für die große Güte, mit welcher er mir gestattet hat, ihn, den Vielbeschäftigten, um Rath zu bitten in zweifelhaften Fällen: eine Erlaubniß, welche mir, in der That, von unschätzbarem Werthe war.

So hoffe ich denn, so weit es in meiner Macht stand, das mir anvertraute Amt der Verwaltung des Nachlasses meines Mannes in dieser neuen Ausgabe gewissenhaft erfüllt zu haben. Möge das Buch in seiner vierten Auflage nicht weniger Anerkennung finden als in den früheren!

Florenz, den 22. Mai 1898.

Die Herausgeberin
Jessie Hillebrand.

Einleitendes.

Frankreichs jäher Fall und sein rasches Sicherholen, die tiefen Schäden, welche die Katastrophe bloßgelegt, und das viele Schöne, welches der Deutsche unvermuthet während seiner unfreiwilligen Invasion im französischen Leben entdeckt hat, der Wunsch beides, Gutes und Schlimmes, in seinem historischen Werden oder in der Charakter- und Geistes-Anlage des Volkes zu erkennen — das Alles hat in den letzten Jahren zu den mannichfaltigsten Veröffentlichungen über französisches Wesen Anlaß gegeben. Während die Einen uns noch warnen zu müssen glaubten vor den Untugenden und Unarten des besiegten Nachbarn, riefen uns schon beredte, freimüthige und sympathische Stimmen ins Gedächtniß, was wir noch alles von dem Tiefgebeugten zu lernen hätten. Freilich ist's ein eigen Ding mit dem Lernen, bei Nationen wie bei Individuen: Kunstgriffe und Methoden, Thatsachen und sogar einzelne Ideen mag man sich wohl von andern holen; aber auch eine Weltanschauung? auch eine Charakteranlage? Und auf diesen beruht ja doch wohl allein das wirklich Gute, wie das wirklich Schlimme — mit andern Worten: das Erlernens- und Meidenswerthe. Indessen, eine Nation studiren wie der Denker, der Geschichtschreiber, der Dichter den Menschen studirt, ohne irgend einen Gedanken an

praktische Nutzanwendung, allein aus Interesse am Menschenschauspiel, das soll uns doch gewiß nicht benommen sein. Ein fremdes Volk als eine gleichzeitige Vergangenheit anzusehen, uns selbst wie eine gleichzeitige Nachwelt ihm gegenüber zu geriren, seiner innern und äußern Entwicklung mit Theilnahme nachzugehen, wird immer für parteilose und beschauliche Geister den größten Reiz haben, selbst wenn wir's darum weder im öffentlichen noch im Privat-Leben irgend besser machen sollten. So möge es denn einem Deutschen, der sein halbes Leben in Frankreich zugebracht, erlaubt sein, ohne allen polemischen Beischmack, so historisch und objektiv als es ihm möglich, d. h. ohne sich der Sympathie und des Wohlwollens zu erwehren, aus seinem unendlich reichen Erfahrungsschatz einige weitere Beiträge zu liefern zu den zahlreichen völkerpsychologischen Studien, welche die jüngsten Zeitereignisse angeregt haben. Daß er bei diesen parteilosen Betrachtungen den sogenannten „patriotischen" Standpunkt nicht einnehmen kann, versteht sich wohl von selbst.

Ein geistreicher italienischer Politiker, der uns vortrefflich kennt, sagte einst dem Schreiber dieser Zeilen: „Nein, eitel seid ihr nicht, aber hochmüthig;" und oft mußte der deutsche Freund dieser Worte gedenken während der letzten Jahre. Vor unsern politischen Erfolgen regte sich bereits jener Hochmuthsteufel in der deutschen Wissenschaft und suchte für das Germanenthum die Rolle des erwählten Volkes zu beanspruchen. Schon früherhin mochte man hin und wieder von unserer ganz absonderlichen kulturhistorischen Mission hören; und in den vierziger Jahren begann, im Gegensatze zu den humanitarischen

Ansichten des 18. Jahrhunderts und unserer klassischen Litteraturperiode, das Gerede von den „deutschen Tugenden“ selbst im Munde bedeutender Männer aufzukommen, während die übertriebene Bescheidenheit der frühern Tage einem etwas gar anmaßlichen Selbstgefühl Platz zu machen anfing. Deutscher Fleiß und deutsche Treue, deutsche Redlichkeit und deutsche Frömmigkeit, deutsche Offenheit und deutsche Gewissenhaftigkeit, deutscher Wille und deutscher Familiensinn, deutsche Tiefe und deutsches Gemüth namentlich, hörte man schon damals gar vielfach preisen als wären sie Monopole deutscher Nation. Auch begann man schon hie und da herabzusehen auf Romanen und Slaven mit jenem einst den Engländern eigenthümlichen Ueberlegenheitsbewußtsein Irländern oder Indern gegenüber. Ein Gervinus mochte es wagen, den „tiefen“ Wolfram von Eschenbach himmelweit über Chrétien de Troyes zu stellen, den der fränkische Ritter ins Deutsche übertragen; Vilmar konnte sich erlauben, Rabelais neben seinem Elsäßer Uebersetzer Fischart als einen gewöhnlichen Possenreißer zu schildern; ein Mommsen selbst scheute sich nicht, der Nation Dante's und Leopardi's alle poetische Anlage abzusprechen. Die Gothik, dieses echteste Kind Nordfrankreichs, galt widerspruchslos für „altdeutsche Kunst“, und daß Frankreich überhaupt kaum etwas mehr als „Mode und Eleganz“ hervorbringen könne, wurde in gewissen Lagern als ganz ausgemacht angesehen. Gar deutlich sah man noch im Auge des Nachbarn den Splitter, und lachte weidlich ob der Prätention, mit der er „an der Spitze der Civilisation“ zu schreiten wähnte, während man ganz unbefangen seinen eigenen Balken zur Schau trug und von der „Ueber-

legenheit deutscher Bildung" als von etwas Selbstverständlichem redete. Die geschmackvolle Citation von Paracelsus' Worten in der Antwort deutscher Professoren auf die Adresse der Dubliner Universität: „Engländer, Franzosen, Italiener uns nach, nicht wir euch," war nur das Losbrechen, in einem Augenblick mangelhafter Selbstüberwachung, eines Gefühles, das sich in gar manche deutsche Gelehrtenbrust eingenistet hatte. Hätte sich nicht in den sechziger Jahren eine entschiedene Reaktion gegen diese nationale Selbsteingenommenheit geregt, eine Reaktion, welche um so beachtenswerther war, als sie von den Besten ausging — ich erinnere nur an D. F. Strauß, H. Hettner, Julian Schmidt und K. Justi —, hätten im Augenblick des Sieges und kurz darauf die Stimmen unserer bedeutendsten Schriftsteller sich nicht so männlich erhoben, um uns vor Selbstüberhebung und Selbstüberschätzung zu warnen; hätten die deutschen Heerführer nicht ein so einziges Beispiel von Bescheidenheit und würdevollem Takt gegeben; hätten nicht so manche aufgeweckte und parteilose Beobachter sich bemüht, auch den guten Seiten des Feindes gerecht zu werden, — wahrlich, die Masse des halbgebildeten Bürgerthums, die schon anfing, jene Reden von der Ueberlegenheit des deutschen Volkes über alle andern als gar angenehm und süß im Munde zu führen, hätte sich wohl bald daran gewöhnen und es bequem finden mögen, sich auf dem Hochgefühl seiner „deutschen Tugenden" zu betten und auszuruhen.

Wer lange unter dem französischen Volke gelebt — und zwar nicht in Kaffeehäusern, auf Bällen und in Theatern, sondern in der Familie, im Amt, in bürgerlicher

Thätigkeit — wird wohl gerne zugeben, daß auch unsere Nachbarn ihre Tugenden haben, wenn gleich nicht immer diejenigen, welche unserm Gefühle zusagen, noch auch alle die, welche sie sich gern selber anzudichten pflegten in den Tagen ihres Glanzes; er wird zugeben müssen, daß sie im Grunde

ni cet excès d'honneur, ni cette indignité

verdienen. Höchst verzeihlich im Grunde ist es, daß die Nation, welche während des 18. Jahrhunderts die europäische Bildung beherrscht, wie England, Spanien, Italien in den vorhergegangenen Jahrhunderten, noch in dem Wahne fortgelebt habe, sie sei nicht überholt, zumal sie ihre politischen Ideen allüberall auf dem Festland in die Massen dringen sah. Uns, die wir seit fünfzig Jahren die wissenschaftliche Hegemonie Europa's geführt, kommt es zu, dieselbe entweder zu behaupten, oder die Zeichen der Herrschaft zu erkennen und anzuerkennen, sobald wir sie nur bei einem andern Volke gewahr werden sollten; in jedem Fall aber nicht verächtlich herabzusehen auf die Nationen, welche sich zeitweilig von uns überholen ließen. Vor allem aber hüten wir uns, den sittlichen Verfall unserer Nachbarn zu sehr zu betonen, weil ein geistiger Stillstand und ein politischer Schwächezustand sich gerade jetzt so bedenklich bei ihnen kundgeben. Weder sittlich, noch materiell, ja nicht einmal politisch und geistig kann die Rede sein von einer Gesunkenheit der französischen Nation, wie etwa die Deutschlands im Jahre 1648, als uns nicht nur die Thatsache, sondern sogar die Idee des Vaterlandes abhanden gekommen, und nichts zu sehen war in den Reichsgrenzen als Rohheit und Elend, Bestechlichkeit,

Unwissenheit, Knechtssinn, Unzucht und Völlerei. Ja, es ist nicht einmal nötig, so weit zurückzugehen, um unsern Tugendstolz etwas abzukühlen und den Glauben an angeborne Racenvorzüge einigermaßen zu erschüttern. Ist es denn so lange her, daß unter Wöllner und Bischoffswerder frömmelnde Heuchelei und cynischster Unglaube alle Religiosität erstickten? Wo war denn deutsches Pflichtgefühl, deutsche Zucht und Häuslichkeit in den Tagen Gentz' und Wiesel's, des Litteratenkreises gar nicht zu gedenken? Und welcher Patriot erinnerte sich nicht mit Scham und Ekel jenes Gemäldes von der Bestechlichkeit, dem Favoritismus, der Liederlichkeit im süddeutschen Beamtenstande, während der Rheinbunds- und Restaurationszeiten, welches Ritter Lang uns in seinen Memoiren entrollt? Wie es aber noch bis in die dreißiger Jahre in den kleinen Residenzstädten, wie in den ehemals geistlichen Staaten aussah, das haben wir noch alle „schaudernd selbst erlebt". Gegen alles das ist wahrlich die vielberufene Korruption des zweiten Kaiserreichs kaum der Rede werth. Ueberhaupt von einem sittlichen Verfall der Nation zu reden, die in den letzten drei Jahrhunderten schon dreimal — während der Religionskriege, unter der Regentschaft und während des Direktoriums — weit tiefer „verfallen" war als sie es jetzt ist, beweist nur, daß man die Geschichte nicht kennt oder sie vergißt. Eine Nation kann bei solchem Verfall noch gar munter und kräftig gedeihen. Man denke nur an die Daten der Barras'schen Orgien und der Bonapartischen Siege.

Man spricht von der französischen Ignoranz des Auslandes, von der Oberflächlichkeit, mit der sie fremde Dinge

behandeln, wenn sie dieselben ihres Studiums, ihrer Kenntnißnahme würdigen. Und nicht mit Unrecht. Wenige der sehr zahlreichen französischen Bücher und Zeitschriften, welche sich mit dem Auslande beschäftigen, dringen wirklich in fremdes Leben und fremden Geist ein. Aber machen wir es denn viel besser heutzutage? Sind denn deutsche Schriftsteller, welche Namen wie Mérimée und Sue, oder Thierry und Capefigue in Einem Athem aussprechen, soviel besser als Franzosen, die von Ranke und Duller, oder von Lenau und Redwitz als von Zwillingsbrüdern reden?*)

Wie anders kannten unsere Großväter Frankreich und England! Liest man die Briefe Wieland's, Herder's, Goethe's, Merck's, so stoßen Einem auf jeder Seite die fremden Namen auf. Man lese in Justi's herrlichem Buche, wie Winckelmann die Franzosen las, die er nicht mochte. Wie Lessing sie kannte, zeigt ein Blick auf die „Dramaturgie". Sie lebten eben mit Voltaire und Rousseau, waren der französischen Sprache mächtig, wie heute etwa jeder gebildete Russe, und Paris und Leipzig waren sich um Hunderte von Meilen näher, als in unserer Eisenbahnen- und Telegraphenzeit. Daß eine solche Aenderung eintreten mußte, ist keinem Zweifel unterworfen. Eine so vollkommene

*) Ich erinnere mich, von einem 27jährigen Doctor philosophiae, trefflichen Philologen, tüchtigen Lehrer, der sogar mehrere Jahre im Auslande zugebracht hatte, gefragt worden zu sein, wer eigentlich der Bedeutendere sei, Paul oder Alfred de Musset. Von Beiden wußte er nichts, als daß Einer von ihnen das „Rheinlied" geschrieben! Kaum wird man in Frankreich einen Gymnasiasten finden, der Heine ignorirte; und die historische Bedeutung Musset's für Frankreich ist ebenso groß als die Heine's für Deutschland, des dichterischen Werthes gar nicht zu gedenken.

Vertrautheit mit einer fremden Litteratur ist nur in einem Volke möglich, das selbst noch keine Litteratur hat; aber ist man nicht zu weit gegangen? Mögen unsere Knaben immerhin fortfahren, die Schiller'schen Verse auswendig zu lernen, anstatt der Alexandriner Corneille's; mögen unsere Jünglinge in Kant lieber als in Condillac die Grundlage ihrer philosophischen Bildung suchen; möge vor Allem Goethe fortfahren, uns durch das Leben der liebste Begleiter und Freund zu sein — aber muß uns das hindern, ein offenes Auge und offenen Sinn für das Fremde zu haben? Sollten wir nicht gerade immer dem Beispiele des Dichters und Weisen zu folgen suchen, der noch in hohem Alter Byron und Manzoni, Mérimée und Hugo nicht etwa oberflächlich anblätterte, sondern durchdrang, an sein Herz schloß, sich aneignete? Es ist gut, sein Weib, seine Kinder und seine Jugendfreunde täglich um sich zu haben, aber nicht die Gastfreundschaft allein gebietet uns, auch dem Fremden manchmal einen Sitz an unserer Tafel einzuräumen; unser wohlverstandenes Interesse wird uns sagen, daß unsere Unterhaltung gewiß nicht an Leben, Anmuth und Mannichfaltigkeit dadurch verlieren wird, daß wir fremde Elemente hineinziehen.

Was dem ruhigen Beobachter französischer Geschichte und französischer Zustände mehr als alles andere auffällt, ist die Fülle der Widersprüche, denen er darin begegnet. Wie die Stimmung der Nation bald „himmelhoch jauchzend", bald „zum Tode betrübt", so ihre Schicksale bald glanzvoll blendend, bald elend bemitleidenswerth. Leidenschaftliche Theilnahme am Staatswesen und trostlose Gleichgültigkeit, Begeisterung und Skeptizismus, Routine und

Neuerungssucht, schwungvolle Aufopferung und egoistisches Sichaufsichselbstzurückziehen, Drängen nach Freiheit und Sichbegnügen im Absolutismus, folgen sich im öffentlichen Leben rasch und beinahe unvermittelt. Aberglaube und Unglaube, Unsittlichkeit und Familiensinn, Rhetorik und nüchternster Geschmack grenzen hart aneinander, begegnen sich, vertragen sich im religiösen, im sittlichen, im geistigen Leben. Und noch auffallender ist der Gegensatz zwischen dem Privatcharakter und dem öffentlichen Charakter des Franzosen. Leichtsinnig, verschwenderisch, nur seinen Impulsen gehorchend wenn sich's um den Staat handelt, ist er vorsichtig, sparsam, stets besonnen in seinen persönlichen Lebensverhältnissen. Es giebt vielleicht einen Weg, diesen Widerspruch zu erklären, die beiden Extreme auf gemeinsame Wurzeln zurückzuführen und darzuthun, wie es kommt, daß unser Nachbar, dem die Natur die Gaben eines *ζῶον πολιτικὸν* — wenigstens *αὐτοκρατικὸν* — so gänzlich verweigert zu haben scheint, als geselliges Wesen das Höchste leistet, sittlich, geistig und künstlerisch aber den andern Nationen Europa's, wenn auch nicht überlegen, doch im Allgemeinen ebenbürtig ist.

Irren wir nicht, so liegt das Geheimniß zum größten Theile im unvermittelten Gegensatze der Charakteranlage und der Geistesrichtung. Der Rationalismus, die Verständigkeit, ist der Grundzug des französischen Geistes. Erst im 18. Jahrhundert zu seiner vollsten Entwicklung und zu seinem bestimmtesten Ausdruck gelangt, ist er in der Revolution und dem Kaiserreich zu seiner unumschränktesten Herrschaft gekommen, und offenbart er erst in unsern Tagen ganz deutlich seinen bald heilsamen, bald schädlichen Einfluß auf

das öffentliche und das Privatleben. Versuchen wir seiner Thätigkeit nachzuspüren, dieselbe in den verschiedensten Lebenssphären aufzudecken, und zu sehen, wie er sich mit dem leidenschaftlich erregbaren Temperament, der maßlos vordrängenden Eigenliebe des Kelten verträgt, dem das vermittelnde Element abgeht, welches in dem germanischen Gemüthe, wie in dem sinnlichen Idealismus des Romanen liegt. Selbstverständlich kann hier nur von dem Mittelstande die Rede sein, und in diesem nur von der großen Mehrheit und der Regel, nicht von der Minderheit noch der Ausnahme, die gerade in Frankreich, aus Gründen, die sich später ergeben werden, äußerst selten ist. Die Masse der Arbeiter und Bauern trägt wohl überall die rohen Grundzüge einer Civilisation; aber diese Züge sind nicht ausgeprägt und ausgebildet genug, um darin die Physiognomie dieser Civilisation zu studiren, wie sie in den höchsten, reichsten Ständen wiederum zu verwischt sind, um ein günstiges Beobachtungsmaterial abzugeben.

Die Gesellschaft und Litteratur.



Erstes Kapitel.

Familie und Sitte.

I.

Niemandem ist es unbekannt, wie die französische Familie auf die Vernunftehe gegründet ist; doch pflegt man im Auslande das Verhältniß oft viel zu roh aufzufassen. Hat der junge Franzose sich ausgetobt — das il faut que jeunesse se passe ist zur Höhe eines Moralprinzips erhoben—, ist er nahe an die Dreißig gekommen und in eine Lebensstellung, die ihm erlaubt, einen Hausstand zu gründen, so sehen seine Eltern, Freunde, manchmal auch er selbst, sich nach einer passenden Partie um. Doch würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, er heirathe nur eine Mitgift. Diese muß freilich nothwendig da sein; doch begnügt sich der Bräutigam im Allgemeinen damit, wenn die Rente dieser Mitgift die Hälfte seines Einkommens beträgt. Regel ist getrenntes Eigenthum (régime dotal), wenn schon zuweilen, besonders im Norden, Gütergemeinschaft vorkommt; und auch in dieser Vorsichtsmaßregel, die der Frau in jedem Fall ihr Antheil

sichert, offenbart sich der Geist und Charakter der französischen Ehe. Ueberhaupt schützt das Gesetz, wie die Kinder, so deren Mutter auf jede Weise gegen Vernachlässigung, böswilliges Verlassen, Verschwendungs- oder Spekulationsgelüste des Familienhauptes, ein Schutz, der zuweilen von der Braut als beleidigendes Mißtrauen, von der Gattin als lästige Fessel empfunden wird. Ebenso wichtige Erwägungsgegenstände als die Vermögensverhältnisse sind die Gesundheit, das Alter — die Braut muß durchschnittlich zehn Jahre jünger sein als der Bräutigam — der Charakter, über den sorgfältigste Erkundigungen eingezogen werden, die Lebensgewohnheiten, vor allem aber die Gesellschaftssphäre, der die für einander Bestimmten angehören. Nur ungern heirathet der Franzose über seinem Stand, äußerst selten unter ihm. Mißheirathen aus Leidenschaft kommen, so zu sagen, nie vor; ich erinnere mich nicht, von einem reichen und vornehmen Jüngling gehört zu haben, der die Erzieherin seiner Schwester geheirathet, oder von einem Mädchen hohen Standes, das sich hätte von dem Lehrer ihrer Brüder entführen lassen; man weiß, wie alltäglich solche Vorkommnisse in Ländern germanischer Race sind; von größeren Extravaganzen, wie sie in England so häufig zu Tage treten, gar nicht zu reden. Wichtig ist in den Augen der Mutter, daß der künftige Mann ihrer Tochter „das Leben kenne", wie der Euphemismus lautet, damit er das „Leben" nicht später beginne; denn das steht ja einmal fest: **il faut que jeunesse se passe.**

Nachdem die „Zukünftigen" Bekanntschaft mit einander gemacht, wird der Bräutigam allabendlich in Gegenwart

der Verwandten in dem Hause seiner Braut zugelassen, pour faire sa cour. Natürlich ist an das trauliche Du in jener einmonatlichen Probezeit noch nicht zu denken; kaum ein Händedruck ist erlaubt. Was die Liebe anlangt, so wird erwartet, daß sie nachkommt, und gewöhnlich kommt sie auch nach. Die meisten französischen Ehen sind glücklich — glücklicher oft als unsere Neigungsheirathen. Die Solidarität der Interessen, namentlich nach der Geburt der Kinder, führt bald eine gewisse Annäherung der Personen, Gemeinschaftlichkeit der Wünsche und Ziele herbei; die Gewohnheit thut das übrige, und die Freundschaft wenigstens bleibt selten aus. Untreue und Ehebruch sind in den Mittelständen äußerst selten, und das Familienleben ist durchschnittlich ein herzliches, beinahe inniges. Nicht so in den höchsten Ständen, wo vielfach eine vollständige Unabhängigkeit der Ehegatten von einander herrscht, noch weniger im Arbeiterstande, wo das Konkubinat die Regel ist, sehr häufig indeß durch eine späte Ehe anerkannt wird. Das Wirthshausgehen des Gatten ist unbekannt; der Klub und die Kneipe gehören im Allgemeinen nur — wenigstens für verheirathete Leute — den vornehmsten und den niedersten Ständen an.

Die Schilderung, welche Gustave Droz in dem vielgelesenen Buche „Monsieur, Madame et Bébé“ giebt, ist im ganzen durchaus wahrheitgetreu. Freilich giebt es eine eigene Idee von dem Zartgefühl der französischen Bourgeoisie, daß ein solches Buch siebenzig Auflagen erreicht. Uns Deutschen will es bedünken, daß es weniger verletzend wäre, uns zu Courtisanen zu führen, als uns so von den Geheimnissen des ehelichen Alkoven den Vorhang

wegzuziehen.*) Aber so wie es ist, giebt das Buch doch ein lebendiges Bild der französischen Eheverhältnisse und der gewöhnlich darin herrschenden Heiterkeit und Harmonie. Indeß ist es charakteristisch, daß bei aller dieser Herzlichkeit die Mutter doch im Allgemeinen ihre Kinder inniger liebt als ihren Gatten.

Man weiß, daß die Zahl der Kinder beschränkt ist, und daß jene rationalistische Moral, die nicht den Trieb des Herzens, sondern den reflektirenden Verstand als Gebieter anerkennt, auch erheischt, daß nicht mehr Kinder in die Welt gesetzt werden, als man sicher ist, bequem und im Wohlstand aufziehen zu können. Diese Kinder, gewöhnlich zwei bis drei an der Zahl,**) bilden nun das einzige Interesse, die einzige Sorge der Eltern, deren Zärtlichkeit die Grenzen einer besonnenen Liebe weit übersteigt. Denn die ehemals ganz allgemeine Gewohnheit, die Kinder aufs Land zur Amme zu schicken, ist für die höheren und höchsten

*) Uebrigens sündigt auch die Jugend des deutschen Mittelstandes nicht immer durch übertriebene Delikatesse, wie jeder Leser zur Genüge weiß, der das Glück gehabt hat, mit verliebten Pärchen während ihrer Flitterwochenreise auf dem Dampfschiff oder im Eisenbahnwagen zusammen zu reisen; wie denn auch die „Verstandesheirath“, nach den Anzeigen unserer Zeitungen zu urtheilen, auf dem besten Wege ist, in unserm lieben Vaterlande sich in ihrer superlativsten Form einzubürgern. Was sonst noch Alles jene letzte Seite eines deutschen Journals lehrt, ist eben auch nicht gerade immer erfreulicher Natur.

**) In französisch Flandern herrschen schon mehr niederländische Sitten und zahlreiche Kinder, frühe Ehebündnisse zwischen Gleichaltrigen 2c. Das nicht-keltische Blut, die späte Annexion an Frankreich, die sehr lebendige Religiosität erklären diese Ausnahme hinlänglich.

Stände ziemlich aus der Mode gekommen und besteht fast nur noch bei den kleinen Leuten, Ladenbesitzern, Handelsdienern, Handwerkern 2c. Dagegen bleiben die Kinder des gebildeten Mittelstandes jetzt meist in der Familie. Da sind sie nun der einzige Gegenstand aller Gespräche, werden schon früh an den elterlichen Tisch gezogen, wo sie die Hauptpersonen sind; jede Laune wird befriedigt, jedem Wunsche nachgegeben, jedes Wort, jede Bewegung bewundert; kurz das Verziehen beginnt systematisch; das unangenehme Geschäft, die Kinder an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, bleibt den zukünftigen Lehrern vorbehalten. Denn mit zehn Jahren muß der Knabe in's Collège, etwas älter das Mädchen in die Pension, beide als Kostgänger (internes); doch ist die Pensionserziehung der Mädchen guten Standes in den letzten Jahrzehnten viel seltener geworden. Die Trennung kostet, wie man sich's denken kann, die Eltern eine große Ueberwindung; aber sie finden eher den Muth, dieses einmalige schmerzliche Opfer zu bringen, als sich das täglich wiederkehrende der Festigkeit und Strenge den Launen der Kinder gegenüber aufzuerlegen.

Im Collège, meinen sie, „bilde sich der Charakter“; gewöhnlich aber sind Collège und Pension die Orte, wo in wenigen Wochen die bis dahin peinlichst reingehaltene Phantasie des Kindes verderbt wird. Es ist nämlich ein Zug, der nicht minder als alles Vorhergesagte die Verständigkeit der französischen Moral kennzeichnet, daß die Kinder, vornehmlich die Mädchen, in einer ans Pedantische grenzenden Unkenntniß der Natürlichkeiten gehalten werden; keinen Schritt dürfen sie unbegleitet aus dem Hause thun, ihre Lectüre wird aufs sorgfältigste überwacht, und nicht

allein das geradezu Unsittliche ihnen auf jede Weise verborgen, sondern auch alles, was die Phantasie, einerlei ob im Guten oder Schlimmen, beschäftigen und nähren könnte, ferne gehalten. Bei den jetzt mehr als früher in der Familie erzogenen Mädchen wird durch diese systematische Ertödtung der Phantasie zu Gunsten des Verstandes das Unglaubliche erreicht. Auch wird dadurch nicht allein vermieden, daß ein Mädchen guten Standes sich vergißt, wie's wohl in England vorkommt, sondern auch, daß es sich thörichter Weise „verplempert", wie das in Deutschland so oft geschieht.

Zu der heilsamen Furcht vor einem „sot mariage" gesellt sich noch die Elternliebe und ein edles Gefühl elterlicher Verantwortlichkeit. Nur ungern trennt sich der Franzose von seinen Kindern; nicht leicht wird er seine Tochter, selbst um die reichste Partie, außer Landes heirathen lassen; daß aber gar ein Mädchen allein in die Weite gehe, um sich selber ihr Brod zu verdienen, wird keine achtbare Familie so leicht zugeben, solange noch ein Bissen im Hause zu theilen ist. Ja, selbst nach der Heirath sucht man die Tochter, wenn es irgend möglich, noch festzuhalten, wenn auch nicht im Hause — die Erfahrung beweist dem klugen Franzosen, daß das Zusammenleben auf die Dauer Unheil stiften kann, — so doch jedenfalls in derselben Stadt. Auch die Söhne sollen womöglich in der Vaterstadt bleiben, ihres Vaters Geschäft — als Kaufmann, Arzt oder Anwalt — übernehmen, dürfen keinenfalls auswandern, und wagen selbst nicht gern, ein eigenes Geschäft zu gründen, um sich unabhängig zu machen. Der Vater selbst wird sich nicht leicht eine kühne Spekulation erlauben, die das

Vermögen seiner Kinder gefährden könnte; er hält sein wohlerworbenes Vermögen schon für das Eigenthum seiner Kinder — eine Anschauungsweise, die auch das Gesetz in der Beschränkung der Testationsfreiheit festhält — und ist skrupulös gewissenhaft und pflichtgetreu in dieser vormundschaftlichen Verwaltung und Wahrung der Interessen der Nachkommenschaft. Dies mag im Grunde eine andere Form des Egoismus sein, wenn wir die Kinder als die fortgesetzte Individualität der Eltern betrachten dürfen, und, ist es auch von dem entgegengesetzten Standpunkte aus eine Art Selbstlosigkeit, so doch eine solche, die unserer germanischen Anschauung von persönlicher Unabhängigkeit nicht zusagen will. Mag man aber das Princip des heutigen Familienlebens in Frankreich billigen und theilen oder nicht, sicher ist es, daß Guizot Recht hat, wenn er sagt: „die Gefühle und Pflichten der Familie hätten heute eine große Macht . . . Nie hätten die Eltern so liebevoll und intim mit ihren Kindern gelebt; nie seien sie so sehr um deren Erziehung und Zukunft besorgt gewesen . . . Wohl seien Egoismus, Verderbtheit und weltliche Frivolität nicht selten ... allein wenn man die Gesellschaft im Allgemeinen, d. h. in den Millionen von Existenzen betrachte, welche nicht von sich reden machten, aber Frankreich wären, so herrschten darin die häuslichen Neigungen und Tugenden vor und machten mehr als je aus der Erziehung der Kinder den Gegenstand einer lebhaften und unausgesetzten Fürsorge der Eltern."

Man kann sich denken, welch' ein Ereigniß es ist, wenn die Kinder in's Collège wandern. Hier aber nun, um auf den normalen Erziehungsgang zurückzu-

kommen, macht jene künstliche Trockenlegung der Phantasie während der ersten Jugendjahre bald dem Gegentheile Platz. Doch irrte man sich sehr, wenn man glaubte, daß das Collège-Leben in anderer Beziehung die Früchte der ersten Erziehung, und namentlich die Familienliebe, im geringsten schädige. Die Donnerstagsbesuche der Eltern bleiben ein freudiges Ereigniß für beide Theile; das Nachhausekommen in den Ferien wird ein Fest, die Trennung nach denselben eine tragische Scene. „Es ist ein merkwürdiger Widerspruch," sagt der Historiker Monod von den Soldaten seiner Nation, was man füglich auf alle Franzosen ausdehnen kann, „daß sie die hohe, reine Liebe nicht kennen, die Familie aber ehren und lieben." Leider artet diese Liebe meist in blinde Zärtlichkeit aus; und die Nachwehen jener ersten Erziehung lassen sich im ganzen spätern Leben spüren: die Angst vor Verantwortlichkeit oder nur Unbequemlichkeit, der Mangel an moralischem Muth, an höherm Pflichtgefühl, an wahrer Männlichkeit, die das ganze öffentliche Leben Frankreichs lähmen, haben ihren Ursprung hier. Ist doch im Grund ein wohlverstandener Egoismus die Grundlage der ganzen Erziehung: nicht brutale Selbstsucht, welche alle Interessen des Nächsten roh und rücksichtslos den eigenen unterordnet, sondern ein kluger, feiner Egoismus mit wohlwollenden Formen, der Andere schont, um selbst geschont zu werden. Zwei Dinge werden den französischen Knaben und Mädchen vor allen andern eingeprägt: daß es nicht darauf ankomme, etwas zu sein oder zu haben, wenn man es nur zu sein und zu haben scheint, und, daß man sich immer hüten muß, irgend eine Verbindlichkeit einzugehen,

sich in Etwas zu mischen, das „Einen Nichts angeht“. Und das Schlimmste ist, daß sich der Franzose durchaus nicht bewußt ist, daß diese Moral der Klugheit und Nützlichkeit — die Moral aller altgewordenen Völker; man denke an Baltazar Gracian's und Baldassare Castiglione's Lebensweisheit — doch nicht das Ideal aller Sittlichkeit ist.

Da nun aber der Verstand, nicht das Gewissen, das höchste Lebensprinzip ist, so handelt sich's in den Augen der Eltern nicht darum, die Söhne zu tüchtigen Männern heranzubilden, sondern ihnen die Wege zu ebnen, ihnen jeden Dorn und jeden Stein aus ihrem Lebenspfade wegzunehmen. Schon bei der Wahl des Collèges ist eine bestimmende Rücksicht die Kameradschaft mit Söhnen einflußreicher Familien, die zum Fortkommen im spätern Leben behülflich sein können; noch bestimmter natürlich die mehr oder minder sichere Aussicht auf das Durchkommen im Maturitätsexamen. Kommt der Jüngling aus dem Gymnasium, so muß er in eine Schule — école normale, école polytechnique, école militaire, école forestière etc.; dann kostet er mit achtzehn, zwanzig Jahren die Eltern nichts mehr, hat vom zweiundzwanzigsten an sein Auskommen als Lehrer, Ingenieur, Officier ꝛc. Glückt es ihm nicht, in eine solche Schule zu gelangen, so tritt er als Supernumerarius in ein Finanz- oder Verwaltungsbureau; in beiden Fällen ist er früh versorgt und rollt seinen Anciennetätsgang fort bis zu einer anständigen Mittelmäßigkeit, während das Verfügungstheil des elterlichen Vermögens (la quotité disponible) der Schwester zugewandt wird, um ihre Verheirathung zu erleichtern. Ist

die Familie vermögend, so studirt der Junge Rechte, hat eine „Stellung", d. h. ist Advocat oder Staatsanwaltsgehülfe (substitut du procureur) im fünfundzwanzigsten Jahre; in jedem Falle soll der Franzose des Mittelstandes im dreißigsten Jahre in der Lage sein, eine standesgemäße Ehe einzugehen. Dies die normale Lebensbahn, welche die Vorsorglichkeit der Eltern den Kindern bereitet, und diese vergelten solche Liebe durch eine Anhänglichkeit und Ehrfurcht, die sich mit einer in unseren Augen wenig beneidenswerthen Familiarität wohl zu vertragen weiß. Lange nachdem die natürliche Familie aufgelöst, Interessen, Ansichten, Lebenswege sich getrennt haben, bleibt die Vereinigung noch bestehen. In der That, während die germanische (englische wie deutsche) Familie auf Grund des veredelten Gattungstriebes geschlossen, auf dem veredelten Bedürfniß der Unmündigen fortgesetzt, mit der Emancipation der Kinder und der Gründung neuer Herde sich naturgemäß auflöst, oder doch nur noch an schwachen Fäden zusammenhängt, dauert die französische Familie, die ein Werk des ordnenden Verstandes, eine gesellschaftliche Einrichtung ist, noch lange nachher in gleicher Geschlossenheit fort. Rührend ist oft die Liebe der erwachsenen Söhne für ihre Mutter anzusehen, und nicht allein Bruder und Schwester, auch Vetter und Vettersvetter halten zusammen, helfen einander in allen Lagen des Lebens, wahren gemeinsam die Ehre des Namens und das Decorum der Familie, bilden eine dauernde Association. Ja, ein pietätvoller, nie ausgesetzter Todtenkultus ehrt die Familienglieder noch über das Leben hinaus.

Das Gesetz ist nur der Ausdruck der allgemein herr=

schenden Weltanschauung, wenn es in die Familienverhält-nisse bestimmend und ordnend eingreift. Das französische Privatrecht läßt dem Familienvater im Prinzip die freie Verfügung über sein Vermögen nicht. Die Gerechtigkeit und Gleichheit stehen ja dem französischen Gesetzgeber, wie der ganzen Nation, über der persönlichen Freiheit und es ist einem Vater ebenso unmöglich einen unwürdigen Sohn zu enterben, als den Tüchtigsten, Fähigsten und Geliebtesten seiner Söhne zum Universalerben einzusetzen; kein Vater aber denkt daran, wie der deutsche Bauer, die Tyrannei des Gesetzes durch Abfinden bei Lebzeiten zu umgehen. Findet es doch der Franzose ganz natürlich, zur „Gerech-tigkeit“ gezwungen zu werden.

Die französische Ehe, obgleich immer mit der religiösen Trauung verbunden — es wäre unanständig, hieße die Convenienzen, diese Götzen der rationalistischen Nützlichkeits-moral, verletzen, wenn man sich mit der Civilehe begnügte — die französische Ehe, sage ich, ist doch ein rein bürger-liches, gesellschaftliches Institut. Daher ist sie unauflöslich und muß es sein. Die germanische Ehe ist auf Neigung gegründet und mag aufhören, sobald die Neigung nicht mehr da ist; ja sie kann, bei sehr hochgespanntem und überfeinertem Gefühlsleben, als eine Sünde erscheinen, wenn sie die Neigung überlebt. Ein sociales Institut da-gegen, in welchem die Interessen unmündiger Dritter nieder-gelegt sind, und dessen Beständigkeit eine Bürgschaft der gesellschaftlichen Ordnung ist, darf nicht angetastet werden. Im schlimmsten Fall giebt's ja die Trennung von Tisch und Bett, die wenigstens das äußere, formelle Fortbestehen der Association möglich macht. Doch auch diese wird aufs

ängstlichste vermieden, wie alles was Aufsehen erregt und von dem alltäglichen Gang der Dinge abweicht. Der Ehebruch ist viel seltener im bürgerlichen Leben als man es einer gewissen Litteratur nach glauben möchte; dagegen ist er weit weniger streng beurtheilt als man nach eben dieser Litteratur vermuthen sollte, wenn er sich nur verborgen hält, „sich nicht affichirt", wie der Kunstausdruck lautet. Denn das Schlimme ist ja nicht die Sache, sondern der Schein, nicht die Verletzung des Vertrauens und der Pflicht, sondern die der gesellschaftlichen Einrichtung. Eine Frau, die einen oder mehrere Liebhaber hat, ohne daß es Aufsehen erregt, kann Verzeihung finden, wird jedenfalls nicht aus der Gesellschaft ausgeschlossen; eine Frau aber, die einen „Eclat" macht, das eheliche Haus verläßt um nicht länger in einer Gemeinschaft zu leben, die ihr als eine Entheiligung der Ehe erscheint, wird, selbst wenn sie nicht in die Arme eines Geliebten flieht, aufs strengste verdammt, und findet nur mit Mühe noch Zutritt in den Kreis ihrer Bekannten; denn die Ehe ist ja ein gesellschaftliches Institut, und steht als solches unter dem Schutze der Konvenienz, der weit stärker ist in Frankreich als der Schutz des Gesetzes.

Und wie die Ehe, so die Freundschaft, sie ist ein gesellschaftliches Verhältniß. Auch der Franzose ist noch heute, wie zu Zeiten Montaigne's und Laboëtie's der edelsten, uneigennützigsten, aufopferndsten, ja auch der wärmsten, gefühltesten Freundschaft fähig;*) aber diese Erscheinung

*) Der Verfasser selbst nennt einen Franzosen und zwar einen französischen Patrioten seinen treuesten und innigsten Freund.

wird täglich seltener: immer häufiger sind es Kameradschaft, Gewohnheit, Parteigenossenschaft, geselliger, bekanntschaftlicher Verkehr, Associationen von Interessen, gegenseitige Achtung, welche die Franzosen eng untereinander verbinden; der Fremde täuscht sich leicht über die Natur dieser Verhältnisse, denen die expansive, ostentatorische Weise des Galliers einen Anschein von Empfindsamkeit giebt, die ihm im Grunde ganz fremd ist. Auch dieß kann natürlich nur zur Förderung und Erleichterung des gesellschaftlichen Verkehrs führen, muß aber nothwendiger Weise dem inneren Leben gewaltigen Eintrag thun: wie denn gar viele Annehmlichkeiten der französischen Gesellschaft nur auf Kosten des inneren Lebens zu Wege gebracht werden.

II.

Wie das Familienleben, so ist auch die Sitte der Franzosen ganz von der rationalistischen Lebensanschauung durchdrungen und ihr gemäß geordnet. Unumschränkt ist die Herrschaft der Convenienz: sich ihr unterwerfen ist die erste aller Pflichten, ihr trotzen das unverzeihlichste aller Vergehen. Alle Tugenden der Franzosen haben einen im höheren Sinn utilitarischen Charakter: sie tragen bei zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, und selbst ihre Fehler arbeiten unbewußt auf denselben Zweck hin. Keuschheit, Treue aus Liebe, Wahrhaftigkeit, Arbeit um der Sache willen, das sind zwecklose, nur das Gewissen

des Einzelnen befriedigende Tugenden, die der Bessere unter den Germanen diesseits und jenseits des Oceans übt. Achtung des Eigenthums und der Familie als Grundsteine der Gesellschaft, Ehrenpunkt und Dekorum, welche der Gesellschaft ihren schönen Schein wahren, Mäßigkeit und Besonnenheit, welche Genüssen und Glücksgütern allein Dauer verschaffen, der Art sind die Tugenden, welche der gebildete Celte am höchsten schätzt. Die Laster, welche beide Racen und Kulturen am strengsten verurtheilen, ergeben sich daraus von selbst: es sind einfach die Gegenparte jener Tugenden.

Nirgend ist die Redlichkeit (probité) mehr zu Hause als in Frankreich; sie ist aller Orten, in der Stadt wie im Dorf, in jedem Stande, vom Millionär bis zum letzten Proletarier, zu finden. Großartigen escrocs und Dieben wird man in Frankreich wohl begegnen, obschon nicht mehr als in England oder Amerika: kleine Veruntreuungen kommen durchaus nicht vor. Dienstboten und Arbeiter sind von der skrupulösesten Ehrlichkeit: Hausdiebstahl, Entwendung kleiner Gegenstände, Uebervortheilung sind Dinge, von denen man nie reden hört. Dem Schreiber dieser Zeilen ist es z. B. in zwanzig Jahren und in den verschiedensten Theilen Frankreichs nie vorgekommen, etwas zu verschließen, und es ist ihm nie etwas entwendet worden. So sieht man auch nie einen Fremden überfordern, aus seiner Unkenntniß der Sprache oder der Münze Vortheil ziehen; kurz, der Franzose ist unbedingt verläßlich in Geldsachen — vorausgesetzt, daß er nicht mit dem Staate zu thun hat. Hier beginnt in der That schon wieder jener Unterschied zwischen dem öffentlichen und privaten Charakter der

Franzosen bemerklich zu werden, den wir oben angedeutet haben. Schmuggeln, der Regierung übertriebene Rechnungen vorlegen, sich einer Steuer entziehen, die Höhe seines Einkommens falsch angeben — eine Unwahrheit kostet ja den Celten wie den Romanen nicht so viel — sind tagtäglich Vorkommnisse, die Niemand streng beurtheilt. Der Staat ist eben keine lebendige Person, der man zu nahe tritt, und was ihm zugute kommt, oder ihm entzogen bleibt, vertheilt sich auf Alle: der Einzelne wird dadurch nicht geschädigt; es kommt keine Störung in den Gang der gesellschaftlichen Ordnung; die Gesellschaft aber und die Convenienz, nicht den Staat und das Gesetz achtet der Franzose.

Trefflich in vieler Beziehung ist das Verhältniß der Diener und der Herrschaft. Veruntreuungen sind, wie gesagt, unerhört; daß aber die Köchin ein gewisses Prozent auf ihre Einkäufe erhebt (fait danser l'anse du panier), ist ein anerkanntes Recht, keine Uebervortheilung. Nirgends giebt es mehr alte bewährte Dienstboten als in Frankreich: natürlich ist der wechselnde, gleichgültige Diener die Regel dort wie überall; aber es giebt kaum eine Familie, in der nicht einer jener alten Diener zu finden wäre, der Kind und Kindeskinder hat aufwachsen sehen. Gewohnheit und große eingeräumte Rechte und Freiheiten haben dabei freilich, wenn wir recht beobachtet haben, oft mehr Antheil als persönliche Treue und Anhänglichkeit: der französische Diener gleicht der Katze — das bevorzugte Hausthier, im Vorbeigehen sei's bemerkt — die sich an das Haus, der deutsche dem Hunde, der sich an die Person attachirt, und man weiß, es ist leichter, des Hundes als der Katze Sinn

zu ändern. Treue und Unterwürfigkeit aber erscheinen dem eitlen Franzosen leicht als Servilismus, und das deutsche Verhältniß der persönlichen Unterordnung, das englische des Arbeitgebers und Arbeitnehmers, das italienische patriarchalischer Familiarität, à la Leporello und Don Juan, existirt nicht in Frankreich, wo der Diener als ebenbürtige Macht der Herrschaft gegenübersteht, wie der Minister dem Monarchen: kein Franzose des 19. Jahrhunderts trüge gern und freudig die Devise „Ich dien", deren sich der Prinz von Wales rühmt.

Ordnungsliebe ist ein hervorstechender Zug des Franzosen, sein Haus wie seine Kleidung sind immer trefflich gehalten. Man weiß wie gern er sich gut kleidet; aber er thut es meist einfach, mit Geschmack und so, daß er ja nicht auffalle: denn die Hauptsorge ist ja immer hier, wie in allem andern, sich nicht zu unterscheiden (ne pas se distinguer). Dagegen muß alles, was er trägt, echt sein. Kein Franzose wird gern falschen Schmuck oder nur leichtes Gold tragen. Einfache Tisch- und Bettwäsche, aber immer von gutem starkem Linnen. Kein französisches Bürgermädchen trüge die dünne Seide, die zweifelhafte Unterwäsche, das ausgetretene Schuhwerk einer deutschen Baronin. Ebenso hält's der Franzose mit dem Essen. Seine Mäßigkeit ist sprichwörtlich geworden, und in der That, seine Tafel ist höchst einfach; aber sie ist ausgesucht. Er verlangt gar wenig, aber das Wenige muß das Beste sein; Oel und Butter, Kaffee und Fleisch sind in der elenden Loge eines Pariser Koncierge so makellos wie auf der Tafel des Reichen. Kein Schneidermeisterlein, das nicht täglich sein Glas Wein und sein Dessert auf dem Mittags-

tisch hätte. So ängstlich ist man um die Trefflichkeit der Zubereitung bekümmert, daß die Küche nächst der Toilette eine Lebensfrage wird, und die Hausfrau, ja auch den Hausherrn, einen guten Theil des Tages beschäftigt. Selten wird der sparsame Franzose an Küche und Toilette sparen, wenigstens nie an der Qualität, wenn auch zuweilen an der Quantität. Daher auch die Gediegenheit oder, um einen kaufmännischen Barbarismus zu gebrauchen, die Reellität des französischen Kleinhandels. Fern von der Kühnheit des englischen, deutschen oder amerikanischen Kaufherrn, die ihm Tollkühnheit scheint, ist er nur auf das Sichere bedacht, auf eine bewährte Kundschaft, bewährte Quellen, bewährte Qualitäten, nur ungern läßt er sich auf die bescheidensten Spekulationen ein; aber man ist immer derselben Waare und desselben Preises sicher.

Wie sparsam der Franzose ist, beginnt man jetzt allgemein auch im Ausland anzuerkennen. Nie giebt der Franzose des Mittelstandes sein Einkommen ganz aus, und da, nach Hrn. Micawbers nicht selbst befolgter Maxime, der Mann, welcher von 100 Pf. St. Einkommen 99. 19. 11 ausgiebt, reich ist, während der Millionär, der statt seiner jährlichen 10,000 Pf. St. 10,001 verzehrt, in Wirklichkeit arm ist, so ist jeder Franzose reich. Ein geradezu mittelloser Franzose aus dem Bürgerstand ist mir nie vorgekommen: ein 600 oder 1200 Franken Rente floß ihm direkt oder indirekt doch immer noch neben seinem Verdienst irgendwoher zu. Man weiß, daß in Deutschland und England der bei weitem größte Theil des Mittelstandes von der Hand in den Mund lebt, d. h. von seiner Arbeit allein. Auch ist der Verschwender bei uns Germanen viel

häufiger zu treffen als bei den Franzosen. Wir arbeiten gern viel, um viel auszugeben; die Verschwendung des reichen Amerikaners namentlich grenzt an das Unglaubliche. Der Franzose giebt nie etwas Unnöthiges aus, es sei denn in den reichsten Ständen für Toilette. Sehr selten trifft man einen Franzosen, der, wie der deutsche Familienvater, eine Flasche Champagner springen läßt, Landpartien organisirt, Reisen unternimmt; dafür braucht er sich den Rest des Jahres nicht krumm zu legen und lebt einfach, aber gut und anständig, vom 1. Januar bis zum 31. December.

Auch aus diesem Maaßhalten im Lebensgenuß, das innig zusammenhängt mit dem Geschmack in der Kunst, der Anmuth im geselligen Leben, tritt uns wie aus den graciléren Gliedmaaßen, die feinere, ältere Race entgegen, welche den Boden Frankreichs bewohnt und deren Kulturentwicklung nie, wie die unsere vor dritthalb Jahrhunderten, gewaltsam unterbrochen worden ist. Diese Sophrosyne ist freilich mehr die des Verstandes, als des Gemüths: denn die rührende innere Grazie, welche sich oft in der ungeschlachten germanischen Hülle birgt und uns so wohlthätig erwärmt, wenn sie einmal durchscheint, ist selten bei altgewordenen Völkern. Dieser maaßvolle Geschmack, der sich im ganzen äußeren Leben der Franzosen kund giebt, in der durchgängigen rücksichtsvollen Urbanität aller Stände, wie in dem Takt mit dem Jeder seine Wohnung, seine Kleidung, seinen Umgang mit seinem Lebensalter, seiner Stellung in Einklang zu bringen sucht, ist heute vielleicht ausgebildeter, verfeinerter denn je zuvor, mehr sogar als in der eigentlichsten Blüthezeit Frankreichs, dem großen, dem liebenswürdigen 18. Jahrhundert, dem in einem Sinne sittlichsten

aller Jahrhunderte der französischen Geschichte: denn dieses Maaß und dieser Takt sind nicht nur sehr verträglich mit der Verweichlichung, dem Egoismus und der Genußsucht; sie sind Folgen derselben, erlauben es, denselben länger und gründlicher zu fröhnen: sie sind so zu sagen die Tugenden, mittelst deren man mit seinen Lastern haushält. Indem sie aber die Befriedigung des Bedürfnisses nach ruhigem Lebensgenuß erleichtern, untergraben sie leicht männlichere Tugenden. „Unter der Herrschaft dieser Leidenschaft für's Wohlsein," sagte ein hervorragender Politiker, Duvergier de Hauranne schon vor dreißig Jahren, „erlischt bei uns aller Hochsinn, aller idealer Schwung, werden die Begriffe von Gut und Schlecht, Recht und Unrecht verdunkelt, alle erhabenen, weltbewegenden Gedanken zurückgedrängt." Und zehn Jahre später rief ein Größerer, A. de Tocqueville, indem er die Gegenwart mit der Vergangenheit verglich: „Die Menschen des 18. Jahrhunderts kannten kaum diese Art Leidenschaft fürs Wohlsein, welche die Mutter der Knechtschaft ist; eine laue, und doch zähe Leidenschaft, die sich gerne mit gewissen Privattugenden verbindet und so zu sagen verstrickt, mit Familienliebe, Regelmäßigkeit der Sitten, Achtung des religiösen Glaubens, ja sogar mit der kühlen, aber fleißigen Befolgung des herrschenden Kultus; eine Leidenschaft, welche die Redlichkeit zuläßt, aber den Heroismus unmöglich macht und darin groß ist, daß sie ordentliche Menschen und feige Staatsbürger schafft. Die Franzosen jener Zeit waren besser und schlimmer: Sie liebten die Freude und bauten dem Vergnügen Altäre; sie waren vielleicht zuchtloser in ihren Sitten und maaßloser in ihren Leidenschaften und ihren Ideen als die heutigen;

aber sie kannten den gemäßigten und anständigen Sensualismus nicht, den wir heute sehen."

Und nicht nur die Tugenden des öffentlichen Lebens leiden unter dieser Organisation des vorsichtigen, haushälterischen Lebensgenusses; auch im Privatleben hat der Franzose les défauts de ses qualités: er ist kein Verschwender, aber er ist auch nicht freigebig. Sehr gefällig und dienstfertig, scheut er keine Mühe, kein Opfer der Zeit, um dem Freunde, ja dem oberflächlichen Bekannten nützlich zu sein; die Stränge der Börse aber hält er ängstlich zusammengezogen. Trefflich befolgt er des Polonius Rath: „Sei du kein Borger", aber auch den andern: „noch ein Verleiher sei". Auch hier giebt es glänzende Ausnahmen; im ganzen aber kann man doch vom sparsamen und arbeitsamen französischen Bürger sagen:

„La fourmi n'est pas prêteuse,
C'est là son moindre défaut."

Was französische Subskriptionslisten liefern, weiß ein Jeder: Zeichnungen von 1000 Pf. St., wie man sie in England bei jeder Gelegenheit sieht, sind geradezu unerhört.*) Selbst der Reichste würde es für ein Unrecht gegen seine Erben halten, ein Zehntel oder gar ein Fünftel seines Einkommens einem gemeinnützigen Zweck zu opfern. Der reiche Deutsche, der anfängt, nicht mehr zu den Seltenheiten zu gehören, ist immer bei der Hand, um dem unglücklichen Freunde mit ein paar Tausend Thalern aufzu-

*) Die bei 18 Millionen betragende Sammlung für die Ueberschwemmten des Langued'oc im Jahre 1875 ist ein ganz neues und sehr bedeutsames Faktum.

helfen; der arme Franzose wäre schon zu stolz, ein solches „Almosen“ zu erbitten oder anzunehmen; der reiche aber, der nicht zögern wird ein Kapital zu opfern, um einem Mitgliede der Familie die Ehre zu retten, wird nicht leicht daran denken ein solches Opfer zu bringen, wenn sein Name nicht kompromittirt ist. Doch habe ich auch hiervon rührende Ausnahmen zu sehen die Gelegenheit gehabt, und wie hülfreich, wie ganz ursprünglich, nur dem Impuls folgend, der Franzose in seiner Hülfsbereitheit ist, so lange nur die Person, nicht der Geldbeutel in Mitleidenschaft gezogen wird, das hat gewiß jedem unbefangenen Beobachter auffallen müssen.

Viele Ausländer halten den Franzosen für jeder anstrengenden, regelmäßig fortgesetzten Arbeit unfähig. Dies ist ein großer Irrthum. Nirgends wird mehr gearbeitet als in Frankreich, zumal in einem gewissen Alter. Unglaublich ist, was Alles der junge Franzose, mit der Leichtigkeit, die ihm die Natur gegeben, in vier bis fünf Jahren lernt, und wie er, der Lebendige, Unruhige, Tage und Nächte über seinen Büchern zu sitzen weiß, wenn's gilt einen Zweck zu erreichen — aber auch nur so lange. Selten, äußerst selten, arbeitet der Franzose aus Liebe zu einer Sache: er studirt um ein Examen zu passiren; er „ochst“ — wenn ich den sehr bezeichnenden deutschen Studentenausdruck gebrauchen darf, um das französische piocher wiederzugeben — um einige Plätze in der Rangordnung der hohen Schule zu gewinnen; er schwitzt, um eine Stelle, um Geld, einen Orden, einen Namen, einen Platz im Institut zu bekommen; hat er das Gewünschte erlangt, dann wird's auf einmal still: die Pferde werden

ausgespannt, und man ruht aus. Nur selten arbeitet der Franzose noch eifrig fort, sobald er es nicht mehr nöthig hat, es müßte denn sein, um seiner Eitelkeit neue Genugthuungen zu bereiten: wo er sicher ist, durch Anciennetät und etwas Gunst doch höher hinauf und zu dem Bändchen zu kommen — wie in der Armee und der Justiz — fällt selbst dieser Stimulus weg. Eitelkeit in der That und eine weniger entschuldbare Charakter-Eigenschaft des Franzosen, Eifersucht, bringen von der Schule an bis in die vorgeschrittensten Lebensthätigkeiten einen Wettstreit hervor, der bis zu einem gewissen Grade das Pflichtgefühl des Engländers, die Liebe zur Sache des Deutschen ersetzt. Immer aber pflegt's ein zeitliches Gut zu sein, das der Franzose mit seiner Arbeit zu erringen sucht. Er nennt diese Lebensanschauung naiver Weise „praktisch", wenn er sie mit dem uneigennützigen Arbeiten vergleicht, das nichts „bezweckt" als der Wahrheit näher zu kommen oder das Beste zu leisten, ob's zeitlich weiter bringt oder nicht. Ein Schullehrer z. B., der all sein Leben und sein Denken der Pädagogie gewidmet, ohne je an ein Hinaustreten aus dieser gesellschaftlich so bescheidenen Stellung, noch auch an ein Geldmachen aus derselben zu denken, ist eine rarissima avis bei unsern Nachbarn. Daher, im Vorbeigehen sei es bemerkt, die Unlösbarkeit der Aufgabe, den elementaren Laienunterricht im französischen Volke durchzuführen.

Ein sehr heikler Punkt in der französischen Moral, den wir aber, als genügend bekannt, kaum zu berühren brauchen, ist die Laxität in den geschlechtlichen Beziehungen. Man muß eben nie vergessen, daß die Begriffe von Sitte

und Sittlichkeit von Land zu Land, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich gar gewaltig ändern. Hier, wenn irgendwo, gilt das alte Wort: „Vérité en deçà des Pyrénées, erreur au delà.“ So sieht der Franzose, der selbst den leichtesten Rausch für eine Entwürdigung des Mannes hält und eine deutsche Dame, die kein Wasser in ihren Wein gießt, als eine Person von sehr zweifelhafter Moralität betrachtet, in uns Germanen — Engländern und Deutschen — die den Wein besingen und idealisiren, schier Barbaren, wie dem Deutschen die ganze Grisetten= und Lorettenwirthschaft des Franzosen als eitel Corruption erscheint. Spielt nun aber der Becher in allen und jeden Situationen des deutschen Lebens eine Rolle, so thut's das Weiberwesen in allen Verhältnissen der französischen Gesellschaft. Man kann allabendlich ein deutsches Theater besuchen, es wird immer ein Räuschchen oder ein Trinkliedchen auf die Bühne kommen. Es geht auch nicht Eine Oper oder Ein Ballet, nicht Eine Tragödie oder Komödie über die französische Scene, worin sich die Handlung nicht um ein, nach unsern Begriffen unerlaubtes, Liebesverhältniß drehte. Où est la femme? soll ein französischer Untersuchungsrichter erstaunt gefragt haben, als er nicht gleich eine weibliche Hand in dem ihm vorgelegten Kriminalprozeß gewahr wurde; und diese sprüchwörtlich gewordene Frage drückt nur die Wahrheit aus. Auf den Einfluß der Frauen in der Gesellschaft und im Staat werde ich weiterhin zurückkommen; hier rede ich nur von intimeren Beziehungen.

Der Franzose ist im höchsten Grade sinnlich; dabei unternehmend und weder durch den Glauben an die Reinheit der Frauen, noch durch früh eingeprägte Grundsätze,

noch durch die Furcht vor dem allgemeinen Tadel zurückgehalten. Wird er ja doch von Jugend auf in der Anschauung groß gezogen, daß Großthaten auf diesem Felde nur zur Ehre gereichen können. Vorausgesetzt, daß er nicht die Dummheit begeht, sein Mädchen zu heirathen, oder unversehens zum Vater zu werden, oder gar seine Geliebte, wenn sie verheirathet ist, zu kompromittiren, macht weder Vater noch Mutter ihm ein Verbrechen daraus, wenn er „sich amüsirt". Selbst das Hintergehen eines Freundes wird nicht als Verrath gebrandmarkt, wenn sich's nur um eine Liebesangelegenheit mit dessen Frau handelt. Unsere Enthaltsamkeit, wie er sie zum Beispiel während des Krieges verwundert angestaunt, erscheint ihm nur, und nicht ganz ohne Unrecht, als Folge kälteren Blutes, als Mangel an Leidenschaft oder gar als unmännliche Schüchternheit. Daß auch die Richtung, welche die ganze deutsche Bildung dem Manne giebt, etwas dabei zu thun hat, will er nicht gerne einsehen. Ein „rechter Kerl", meint er, macht nicht soviel Federlesens. Ja selbst wenn das Laster zum Verbrechen wird, offenbart sich in der Nachsicht der Geschworenen die mehr als duldsame Anschauungsweise der Nation für diese Form der Unsittlichkeit. Dagegen macht der Franzose auch nicht die feineren Unterscheidungen im moralischen Urtheil, welche der „spitzfindige" Deutsche macht: die gesellschaftliche Convenienz kennt ja keinen Unterschied zwischen Sünde aus Liebe und Sünde aus Leichtsinn oder Berechnung: als die nach langem Widerstand unterliegende Heldin eines bekannten fashionablen Romans ihren Sieger fragt: „Du verachtest mich wohl?" antwortet er brutal: „parbleu".

Dabei trägt der Franzose, wie jedes andere Volk, in seine Sinnlichkeit die ihm charakteristische Nationaleigenschaft. Der Italiener ist leidenschaftlich in der Liebe, der Deutsche empfindsam, der Engländer ernst, der Franzose witzig. Der französische, höchst verpönte Kunstausdruck polissonnerie bezeichnet weiter nichts, als die Anwendung des Witzes und des raffinirenden Verstandes auf die Geschlechtsbeziehungen, und dieselbe ist ganz allgemein. Natürlich giebt's auch hier der Ausnahmen genug, und man findet auch wohl den sentimentalen und gar den „prüden" Franzosen; doch ist derselbe nicht viel anziehender als der Deutsche, wenn er sich leichtfertig geberdet. Beide fallen aus der Rolle. — Daher denn auch das gymnasiastenartige Behagen an cynischster Zote, welches das Gespräch der Männer, alt und jung, hoch und niedrig, unwissend oder gebildet, durchzieht. Bezeichnender Weise ist ein gewisses Verbum das üblichste der ganzen Sprache und vielleicht noch mehrerer Bedeutungen fähig als z. B. mettre, coup und andere dergleichen hundertsinnige, in jeder Kombination brauchbare Wörter. Das Laster selber übrigens hält der Franzose meist in den Schranken, die in seinen Augen die Grenzlinie bezeichnen, wo es gefährlich für die gesellschaftliche Ordnung wird. Läßt er's aber ausarten, wie es zu gewissen Epochen wohl vorgekommen, so erweist sich's eben auch als der Krebsschaden der Nation: die Ausartung unseres Nationallasters, die Völlerei, erniedrigt nur Einen, die des französischen entwürdigt Zwei und kompromittirt die kommende Generation, schlimmere Verirrungen des Geschlechtstriebes gar nicht zu erwähnen, welche wohl häufiger in Frankreich als sonstwo vorkommen

und oft zu unnatürlichen Lastern führen. Uebrigens ist gerade die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts in diesem Punkte bei Weitem weniger ausschweifend, als z. B. die Zeiten Ludwig's XIV. Man lese nur die Briefe der Mutter des Regenten, um sich davon zu überzeugen. Es dürfte überhaupt schwer sein, im Privatleben der Franzosen irgend welche Symptome des wachsenden Verfalles zu entdecken. Der Trunk allein hat auf eine bedenkliche Weise um sich gegriffen und tritt in einer Form auf, die ihn noch gefährlicher erscheinen läßt, der Form der einsamen Betäubung, welche bei uns, wo alles Trinken gesellig zu sein pflegt, so selten angetroffen wird. Selbst die Spielsucht zeigt sich in Frankreich nicht mehr in dem Grade, in dem sie zu andern Zeiten dort herrschte und bei andern Völkern noch herrscht.

Auch in der Religiosität — die französische Sprache kennt bezeichnender Weise das Wort nicht — offenbart sich der Grundzug des französischen Wesens. Das Land, das schon seit geraumer Zeit zum Hauptlager des Katholizismus geworden, ist im Allgemeinen nicht fromm im deutschen Sinne. Selbst da, wo die Religion in der fanatischsten Form auftritt, ist es doch immer mehr die Parteileidenschaft, als der innige Glaube des Deutschen oder der sinnliche des Italieners. Selbst in Bossuet steckt der Rationalist und Parteimann: es ist eine Kopfliebe (amour de tête), nicht eine Herzensliebe, die er zum Heiland hegt; seine Leidenschaft unterscheidet sich in nichts von der eines politischen Parteiführers, wie wir deren so viele in Frankreich sehen, beinahe immer ohne niederes Interesse, oft sogar ohne persönlichen Ehrgeiz, aber vollständig mit ihrer

ganzen Person aufgehend in der Idee der Partei — einer Idee, die meist nur ein Wort ist. Doch ist dieser Fanatismus, der politische wie der religiöse, nur die Ausnahme in den Mittelständen, obschon er sich auf der Oberfläche sehr breit macht; die Indifferenz ist die Regel. Die Mehrheit der gebildeten Franzosen bekennt sich im Grunde zur Religion Voltaire's: ein persönlicher Gott, eine persönliche Fortdauer nach dem Tode; dabei begnügen sie sich. Nicht so nach außen. Wie kein in der Gesellschaft lebender Franzose sich mit der bürgerlichen Trauung würde begnügen wollen, so kommt es auch nicht vor, daß die Kinder ohne Kommunion und Konfirmation erzogen, daß die Sterbenden ohne das Sakrament gelassen, daß die Verstorbenen, auch wenn sie Pfaffenfeinde gewesen, ohne Priesterbegleitung zu Grabe getragen würden; in den meisten Familien sogar wird Freitags gefastet, wäre es auch nur „pour donner l'exemple aux gens." Es hieß über das Ziel hinausschießen, wollte man dieses Verfahren als Heuchelei brandmarken. In solchen Dingen die äußere Handlungsweise und die innere Ueberzeugung in Einklang zu bringen, ist eben mal vu; es ist eine Geschmacklosigkeit, deren sich ein gebildeter Franzose um keinen Preis schuldig machen möchte. Convenienz und Nützlichkeit sind auch hier das gewissenhaft befolgte Prinzip. Man lasse sich nicht durch die zahlreiche Theilnahme des französischen Bürgerstandes an der Société de Saint Vincent de Paule und andern dergleichen religiösen Vereinen täuschen; es gilt dabei nur die Aufrechthaltung der Religion in den niedern Ständen als ein Gegengift gegen die subversiven Einflüsse der Revolutionäre: man ist überzeugt, daß die Sittlichkeit des

gemeinen Mannes vom Aberglauben unzertrennlich ist. Deshalb vornehmlich, wenn auch nicht deshalb allein, „praktizirt“ (pratique) der Franzose aus dem Mittelstande; denn so nennt er bezeichnend das Kirchgehen und Beichten. Ich weiß nicht mehr, wer die Religion für den besten Gendarmen erklärt hat; er hat nur ausgesprochen, was fast jeder gebildete Franzose in petto denkt.

Freilich giebt es auch solche und zwar in ziemlicher Anzahl, welche die ganze Religion in Bausch und Bogen ohne jede Prüfung annehmen, sowie sie dieselbe von Kindesbeinen auf üben gesehen und selbst geübt, als eine fertige, konsequente Lösung des Welträthsels, das denn damit endgültig abgethan ist. Darüber noch weiter nachzudenken wäre unnütz, unbequem, ja gefährlich. Besser man untersagt ein für alle Male seiner Vernunft diese Kammer zu öffnen und mit neugierigem Zweifel darin herumzuspähen: sie soll hübsch ehrerbietig dran vorübergleiten, sonst möchte es ihr ergehen wie Blaubart's Frau. Hat ja doch der tiefste Denker Frankreichs nach Descartes, hat doch Pascal selbst den Katholizismus nur angenommen, um den Schrecknissen der Skepsis zu entgehen, als eine Wette, bei der möglicherweise alles gewonnen, jedenfalls nichts verloren werden könne. Die Pfäfferei und der Pfaffenhaß, die wie bei allen katholischen Völkern, lateinischer, deutscher oder celtischer Race, auch bei den Franzosen ihr Spiel treiben, ändern an der Sache Nichts. Es ist die liebe Logik, die das Volk zu den Extremen hinreißt, sobald es sich überhaupt mit religiösen Fragen abgiebt, und die etwas so Inkonsequentes als das Lutherthum oder gar die vage, deutsche Religiosität ohne Dogmen, gar nicht zuläßt. Die

ungeheure Mehrheit indeß der gebildeten Franzosen beschäftigt sich durchaus nicht mit dergleichen unbequemen Fragen und entschlägt sich jedes Gedankens an das Uebernatürliche so sehr und so lange wie möglich. Sie läßt eben, wie der Volkswitz es bezeichnend sagt, unsern Herrgott einen guten Mann sein, was sie nicht hindert, mechanisch den Hut vor ihm abzuziehen.

Die Religion des Franzosen ist nun einmal, wie seine Sittlichkeit, eine Verstandessache: die äußere Observanz ist das Kriterium der einen, wie ein korrekter Lebenswandel das der andern. Was ein echter Germane ist, stellt den Glauben über die Werke: ihm sind die Werke nur dann etwas werth, wenn sie Ausdruck des Glaubens sind; dem Franzosen geht die Gemeinnützlichkeit des Handelns über die Reinheit des Gemüths: seine Moral beschränkt sich im Grund auf das einfache „Thue keinem andern, was du nicht möchtest, das man dir thäte.“ Was ein echter Germane ist, glaubt an die Gnadenwahl, welche Gestalt er auch dem Glauben geben mag: die Helden seiner Phantasie, ein Prinz Heinz und Tom Jones, ein Egmont und Faust bleiben ihm edel, trotz aller Verirrungen, edler denn der tugendhafte Bürger, der nie seinem Nächsten wehe, aber auch nie ihm wohlgethan. Denn der Germane zweifelt nicht, er kann nicht daran zweifeln: „ein guter Mensch in seinem dunklen Drang ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Sokrates, der mit allen bösen Instinkten geboren zu sein vorgab, sie aber besiegt zu haben behauptete, ist von jeher ein Ideal französischer Kultur gewesen; Cicero's bonum, das zugleich ein honestum und utile ist, begeistert die Franzosen noch heute wie zu Zeiten Bossuet's

und Fénelons; an der Freiheit des Willens zu zweifeln galt und gilt ihnen als unmoralisch. Daß der größte Woller der neuern Zeit, daß Luther nicht an die Freiheit des Willens geglaubt, ist ihnen unbegreiflich, und hätte Calvin, hätte Jansenius sich entschließen können, das Dogma der Prädestination fallen zu lassen, wer weiß, ob das nüchterne Frankreich, das immer gallikanische Unabhängigkeitsgelüste hatte, heute nicht calvinistisch oder jansenistisch wäre?

III.

Was auch verstockte Germanen von dem moralischen Standpunkt und der politischen Befähigung der Franzosen denken mögen — und trügen nicht alle Zeichen, so gewinnt nach und nach der französche Rationalismus auch in Staat und Sitte Englands und Deutschlands die Oberhand, wie denn überall die Kultur in letzter Instanz auf verflachende Verständigkeit hinarbeitet — eines wird auch der konservativste Germane zugeben müssen: Natur und Bildung haben aus dem Franzosen das vollendetste Gesellschaftswesen geschaffen, das die Menschheit kennt. Die Natur hat ihm Heiterkeit und Witz, Leichtlebigkeit und Feinheit, den Wunsch zu gefallen und diejenige Dosis von Egoismus gegeben, ohne welche das Gesellschaftsleben nothwendig roh, lästig oder mürrisch werden muß. Mit ungemeinem Scharfsinn hat er dann die Verhältnisse der Gesellschaft so geordnet, daß alle diese Eigenschaften freien Spielraum darin haben, ohne gegenseitig auf einander zu

prallen. Wir Deutschen nehmen die Dinge, seien's nun Lebensverhältnisse oder Gesprächsgegenstände, gleich gar ernst, und eine gewisse leichte Indifferenz wäre uns vielleicht in mancher Beziehung zu wünschen. Die „Bekanntschaft", dieses angenehm reizende gesellige Verhältniß genügt dem empfindsamen Deutschen nicht: entweder stehen ihm die Menschen fern, oder sie werden seine Busenfreunde. Er nimmt sich ihre Angelegenheiten zu Herzen als wären's seine eigenen. Die Wahrung der individuellen Freiheit in Freundschaftsverhältnissen scheint ihm Egoismus oder Mangel an Vertrauen. Was aber der Deutsche „Theilnahme" nennt — und oft nur Indiskretion oder simple Neugier ist — läßt eben keinen unbefangenen gesellschaftlichen Verkehr aufkommen; denn dieser setzt Unabhängigkeit voraus: er will, daß der Mensch wohl einen Theil seiner Person zum Gemeinsamen mitbringe, einen Theil aber, und zwar den größern, sorgfältig für sich bewahre. Ganz darf sich der Mensch nur Einem oder Wenigen geben, sonst läuft er Gefahr, sich früher oder später einer Kollision der Interessen oder Leidenschaften auszusetzen, wo es dann aus ist mit jeder Art von Verkehr. Der Franzose ist im voraus überzeugt, daß die allzu große Intimität das Grab der Geselligkeit ist, und er vermeidet sie, wie er die schwerfällige Gründlichkeit der Erörterung vermeidet, weil sie dem Gespräch, in welchem er ein Virtuose ist, den Reiz der Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit raubt.

Französische Geselligkeit ist sprüchwörtlich geworden. Die natürliche Heiterkeit, das Bedürfniß fortwährender Anregung von Außen, die Mittheilsamkeit, die tief in des Franzosen Natur liegen, befähigen ihn in der That ganz

besonders zum leichten gesellschaftlichen Verkehr. Auch empfängt er gern in seinem eigenen Hause, wenn er schon seine Thür keineswegs offen läßt, wie der Deutsche und Engländer. Freilich hängt auch diese beschränkte Gastfreiheit mit jener Einfachheit des Tisches zusammen, von der wir früher sprachen. Der Franzose, auch der wahrhaftigste, will denn doch immer gern noch mehr scheinen als er ist. Sehr unlieb ist es ihm, wenn der Nichtangehörige, selbst der vertrauteste Freund, in sein tägliches Leben hineinblickt. Nicht gerne wird er, so beschränkt auch seine Mittel sein mögen, fremde Knaben oder Mädchen gegen Geld in sein Haus aufnehmen und an seinen Tisch zulassen, wie der deutsche Pfarrer und Gymnasiallehrer es so oft thun. Er würde sich dann nicht mehr zu Hause fühlen, und auf sein eigen Haus hält er viel mehr, als man glaubt. Es duldet ihn z. B. nicht in einer möblirten Wohnung: schon als Student schafft er sich, wenn er's irgend kann, seinen eigenen Hausrath an, wie's ja auch das Ideal des Bäuerleins und Kleinbürgers ist, auf eigner Scholle zu sitzen. Und dies sein Haus verschließt er sorgfältig: selten oder nie wird er, wie der Engländer es so gern thut, wenn er auf Reisen geht, seine Wohnung, die er sich behaglich eingerichtet, an Fremde vermiethen. So auch mit der Gastfreundschaft des Franzosen. Er ist wohl schon gastfrei, gastfreier im Durchschnitt als der Deutsche, nur will er gern Herr bleiben über sich selbst und sein Haus, gern selbst die Art und Stunde seiner Gastfreundschaft bestimmen. Uneingeladen wird kein Hausfreund, sei es der älteste, es wagen, sich an einem Familientische niederzulassen, den Abend um eine Tasse Thee zu bitten, und in der Provinz

erlaubt es die Eitelkeit des Hausherrn und der Hausfrau nicht, daß der Gast anders als an einem Prunkgelage oder in einer Soirée empfangen wird.

In der Pariser Gesellschaft ist man weniger ängstlich, und die einfachste Bewirthung macht da eine heitere und herzliche Gastfreundschaft möglich. Ein bescheidenes „offenes Haus" ist etwas ganz gewöhnliches in der Hauptstadt; doch wird auch hier immer die vorherige Einladung erfordert. Und man empfängt einander oft. Der Mann geht nicht oder doch selten in den Klub, und das Kaffeehaus ist dem verheiratheten Franzosen des höheren Mittelstandes durch die Sitte untersagt. Er bleibt aber darum doch nur selten zu Hause: Mann und Frau gehen fast allabendlich aus und immer selbander, meist zu nahen Freunden und Verwandten, mit denen die Verbindung so enge bleibt als vor der Heirath. Seltener sind die Einladungen zu Tisch im Kreise der Verwandten; unter Fernerstehenden kommen sie, außer in sehr reichen Häusern, fast gar nicht mehr vor, seit der immer mehr einreißende Luxus den Mittelstand, wenn nicht ergriffen, so doch gezwungen hat, seine Gastfreundschaft immer mehr auf die intimsten Freunde zu beschränken; denn keiner erträgt den Gedanken, daß ein nachtheiliger Vergleich zwischen ihm und dem wohlhabenderen Nächsten angestellt werden könne. Auch ist die Mahlzeit immer Selbstzweck: Befriedigung eines Bedürfnisses und Gewährung eines raffinirten Genusses, nicht, wie in England und Deutschland, Vorwand, Gelegenheit, namentlich aber künstliche Belebung der geselligen Unterhaltung. Das lange Tafeln ist unbekannt in Frankreich; mit dem letzten Bissen wird der Speisesaal verlassen. Spiel, Musik oder Ge-

spräch füllen den Abend, und einer äußern, zumal einer alkoholischen Anregung bedarf der lebhafte, redefertige Celte nicht, um Fluß und Leben in die Unterhaltung zu bringen.

Seine angeborene Gefallsucht kommt ihm dabei sehr zu statten. Er zeigt sich gern von seiner besten Seite. Mit dem eleganten Oberkleide zieht er auch Abends sein geistiges Galakleid an, und läßt seinen moralischen Schlafrock mit dem andern zu Hause zurück. Von Jugend auf gewöhnt, jenes Kleid zu tragen, bewegt er sich darin ungezwungen und leicht; uns würde es in jeder Bewegung hemmen und zwängen. Was er nur Interessantes und Schönes den Tag über gesehen oder gelesen, gedacht oder gehört hat, das bringt er mit, zum Besten aller, und wie er in seinen Büchern nicht — wie wir Deutschen wohl bislang zu thun pflegten — die Küche zeigt, sondern nur das elegant und reinlich servirte Gericht, so auch in der abendlichen Unterhaltung. Es wäre eine grobe Auffassung, dies Komödie nennen zu wollen: der Franzose stellt keinen andern vor; er bringt nur sein Selbst mit, aber es ist sein besseres oder, wenn man will, sein liebenswürdigeres Selbst. Indem er Diesem Triumphe bereitet, verschafft er den Andern heitern und feinen Genuß. Rücksicht und Schonung für den Nächsten übt er, ohne daß man die Absicht merken und verstimmt werden könnte. Wie man sich durch eine französische Volksmenge durchwinden kann, ohne leibliche Rippenstöße zu erhalten, so cirkulirt man in der Gesellschaft, ohne die Gefahr zu laufen, daß irgend jemand Einem auf die moralischen Hühneraugen träte — was in den Ländern, wo die Pflege der „Offenheit" be-

sonders weit getrieben wird, nicht immer so leicht vermieden werden soll.

Freilich begnügt sich der Franzose selten beim Nichtverletzen des Nächsten; er kann sich's nicht versagen, ihn auch zu liebkosen, und dies, so angenehm es auch im Augenblick von dem Geliebkosten empfunden werden mag, kann doch immer nur auf Unkosten der Wahrhaftigkeit geschehen. Die ganze französische Geselligkeit ist im Grund eine gegenseitige Eitelkeitsversicherungsanstalt. Man streichelt, um wieder gestreichelt zu werden; doch geschieht's nie plump, noch ohne Geschmack. Die Kunst der gewandten, indirekten, unabsichtlich scheinenden, stets maßvollen Schmeichelei ist zu einer wahren Virtuosität gebracht, und gerade die Abwesenheit der dadurch erzeugten Atmosphäre macht, daß der Franzose sich überall im Auslande so unbehaglich, so durchaus als Fisch außer Wasser fühlt. Aber nicht allein im geselligen Umgang, auch in der gesellschaftlichen Ordnung ist dem Eitelkeitsbedürfniß Rechnung getragen. Das den Franzosen fälschlich zugeschriebene Gleichheitsbedürfniß verträgt sich sehr wohl mit Auszeichnungen aller Art, und es giebt deren so viele, daß es jedem vergönnt ist, wenigstens einer derselben zu genießen: Kreuze und Bändchen, Preise und Würden, Adelstitelchen und akademische Sessel sind in solcher Anzahl vorhanden, daß auch das bescheidenste Verdienst etwas abzubekommen hoffen darf. Und merkwürdig ist, daß obschon Jedermann weiß, wie solche Auszeichnungen erworben werden, dieselben doch noch immer Gegenstand des Wunsches und des Neides nicht allein, sondern auch der Hochachtung bleiben. So ist es keinem Franzosen unbekannt, daß es

dem „schweigenden Verdienst“ — um mit Hamlet zu reden — durchaus unmöglich ist, die Dekoration der Ehrenlegion oder einen Sitz im Institut zu bekommen; besondere statutarische Bestimmungen wollen, daß man um beides in eigener Person — schriftlich im einen Falle, mit Besuchen im andern Falle — förmlich nachsuche. Nichtsdestoweniger genießen beide Auszeichnungen eines viel höheren Ansehens, als z. B. deutsche Orden, oder Mitgliederschaft deutscher Akademien, welche beide beinahe durchgängig die Leute von Verdienst auffsuchen, anstatt von ihnen aufgesucht zu werden.

Mit der harmlos kindlichen, fast liebenswürdigen Eitelkeit der Franzosen, die so gar nichts Verstecktes und Heuchlerisches hat, hängt auch eine andere seiner sozialen Tugenden — oder Untugenden? — zusammen, der sogenannte respect humain. Unglaublich empfindlich ist der Franzose für das Lächerliche. Alles erträgt er lieber, als daß man über ihn lache; Unglück und Schmerz sind ihm nichts gegen Spott; er empfindet den Scherz über seine Person wie eine Ehrenkränkung, wie eine Demüthigung. Daher das sorgfältige ängstliche Vermeiden alles dessen qui ne se fait pas, aus Furcht, dadurch sich auszuzeichnen oder gar ein Lächeln zu erregen. Und dies erstreckt sich auf alle Lebenssphären. Wie der echte Franzose um keinen Preis einen Hut trägt, den nicht alle andern Franzosen tragen, so wird er nicht gern eine Meinung bekennen, die nicht von allen getheilt wird: ich hätte es keinem gebildeten Franzosen rathen wollen, den „Tannhäuser“ zu bewundern, nachdem er durchgefallen, oder einen Flecken in Victor Hugo's Sonne zu finden,

als diese Sonne noch das Centrum des litterarischen Planetensystems war. Daher auch eine gewisse Monotonie des Geistes, die Einem bei dem lebhaften Volke sonderbar anmuthet. Es ist eben der vollständige Mangel an Geistesfreiheit, wie ihn die Erziehung schon einprägt, die Lebensordnung weiter entwickelt, welcher die schönsten geistigen Eigenschaften der Nation lähmt; es ist die dadurch erzeugte Feigheit vor der öffentlichen Meinung, welche ein würdiges politisches Leben geradezu unmöglich macht.

Von dieser Furcht vor der Meinung reden wir weiter unten. Hier sei nur bemerkt, daß nicht allein auf staatlichem Gebiete, sondern in allen Lebenssphären, bald die fieberhafte Leidenschaftlichkeit weniger Parteimänner die Masse der Guten erst zum schweigenden Unterwerfen, dann zur Apathie bringt, bald die utopistischen Seichtigkeiten und rhetorischen Gemeinplätze eitler oder unreifer Neuerer wieder das blinde Sichanklammern der Vielen an die Autorität, das überlegte Festhalten der feineren Skeptiker an der Routine als natürliche Reaktion zur Folge haben. Nirgends ist die Doktrin des laissez faire verbreiteter unter den bedeutenden Köpfen als gerade in Frankreich, wo sie von dem gefährlichen Phrasenschwall der Volksbeglücker die unmittelbarste Erfahrung haben. Eine wahre Panik vor neuen Systemen und Theorien hat dort, nicht ohne Grund, die besten Geister ergriffen. Wie sich aber mit jenem Autoritätsglauben und diesem Skeptizismus das Bedürfniß zu kritisiren vereinigt, wie sich der materialistische Individualismus, d. h. der Egoismus, mit der geistigen Monotonie verträgt, bleibt ebenfalls einem andern Kapitel vorbehalten. Hier ist im Augen=

blick nur von der Gesellschaft, nicht vom Staate noch von der Litteratur die Rede, und es genügt uns für jetzt, auf den Fetischismus hingewiesen zu haben, welchen der gebildete Franzose mit seinen eigenen Lebensgewohnheiten und Ansichten treibt. Einer der an Charakter und Geist bedeutendsten Staatsmänner, die ich gekannt, ein Minister, wie Frankreich deren leider wenige gesehen hat, sagte mir einst scherzend: „Im Grunde seid ihr Ausländer doch alle ein wenig übergeschnappt (toqués).“ Er wollte damit weiter nichts sagen, als daß wir Amerikaner, Engländer und Deutschen es alle mehr oder minder wagten, uns von der herrschenden Sitte und Ansicht zu emanzipiren. Mein Freund aber hatte in seiner Jugend England und Italien, ja ganz Hindostan bereist! Man denke sich, was der Bürger, der die Rue St. Denis oder gar die Stadt Bourges oder Douai nie verlassen hat, von unsern „Excentricitäten“ halten mag!

Nicht minder als dieser Codex gesellschaftlicher Satzungen, und die ehrfurchtsvolle Achtung, deren er genießt, trägt der Ehrencodex zur Aufrechterhaltung und Verfeinerung der französischen Gesellschaft bei. Auch er wird ebenso sehr respektirt, als die Staatsgesetze despektirt werden. Er ist der wahre Polizeidiener der französischen Gesellschaft. Niemandem fällt es ein, wegen Verleumdung oder Beleidigung an die Gerichte zu appelliren: würde dies ja doch nur noch mehr Reden und Lärm verursachen, was gerade das zu Vermeidende ist. So sehr aber ist diese Autorität anerkannt, daß eine Ehrenverletzung beinahe unerhört ist; die Sprache selbst ist derart ausgebildet, daß sie erlaubt, fast alles zu sagen ohne die „Ehre“ zu

verletzen; kommt's aber doch zum Zusammenstoß, nun, so gelangt die Sache vor die unsichtbare Vehme der Gesellschaft, sie wird beigelegt, oder es kommt zum Duell, das von den Tribunalen des Staats, diesen gehorsamen Dienern der öffentlichen Meinung, so gut wie unbestraft gelassen wird. Man geht zwar, so heißt's, mit Abfassung eines eigenen Gesetzes über das Duellwesen um; aber bis jetzt wurde dasselbe entweder als vorbedachter Mord oder als unabsichtliche Verwundung (coups et blessures) behandelt. Daher denn auch ein Duell mit tödtlichem Ausgang meist unbestraft bleibt, weil es vor die Geschworenen kommt, während ein solches, das ohne nachtheilige Folgen geblieben ist, ziemlich strenge bestraft wird, weil es von dem Zuchtpolizeigericht, d. h. von Fachrichtern, abgeurtheilt wird. Echt französisch, ist das Gesetz nicht der Wirklichkeit angepaßt, sondern muß sich die Wirklichkeit in das Prokrustesbett des Gesetzes fügen, das eben ein so irrationelles mittelaltriges Ding als das Duell nicht anerkennen kann.

Auch dieser Ehrencodex wurzelt in der Eitelkeit. Der Franzose, recht im Gegensatze zum Germanen, zumal zum Engländer, stellt den Ehrenpunkt über die Ehre, wie er das Ansehen über die Würde setzt. Die Empfindlichkeit für die geringste Verletzung der Eitelkeit (amour-propre) wird auf's weiteste getrieben. Schon bei den Kindern wird ein solches Ehrgefühl künstlich groß gezogen, gerade wie ihnen die Furcht vor der Lächerlichkeit mehr als der Abscheu des Schlechten beigebracht wird. In unsern Augen hat ein Kind keine „Ehre“ im gesellschaftlichen Sinne; sie kommt nur dem Erwachsenen und dem in der Gesellschaft

Lebenden zu. Nicht so bei den Franzosen: ein Knabe von zwölf Jahren wäre „entehrt“, erhielte er eine Ohrfeige von seinem Lehrer; im aristokratischen College Englands empfängt der Siebzehnjährige noch Prügel, wenn er sich durch die Lüge entehrt hat. Wie in der Schule, so im Leben. Nicht dadurch, daß man unehrenhaft handelt, sondern daß man unehrenhafter Handlung, selbst unverdienter Weise, geziehen wird, geht man in Frankreich der Ehre verlustig. Doch ist es nur gerecht und billig, zu konstatieren, daß unehrenhafte Handlungen in Frankreich vielleicht seltener als irgendwo sonst sind; auch muß wieder und wieder in Erinnerung gebracht werden, daß alle Darstellungen nationaler Zustände eine Verallgemeinerung nothwendig machen, mit der dann die Einzelerfahrungen anderer Beobachter oft nicht recht stimmen wollen, die aber darum doch nicht weniger berechtigt ist.

Daß der Schein überhaupt dem Franzosen gar lieb ist, weiß man zur Genüge. Hübsch ist es, daß er sich dieser Schwäche durchaus nicht schämt. Wer wollte ihm z. B. physischen Muth absprechen? Und doch gesteht er gern selber zu, daß, um recht muthig zu sein, er Zuschauer haben müsse, dann könne er Heldenthaten verrichten. Ein junger Mann schrieb mir: er gehe in den Krieg, um darin „den Tod zu finden oder“ — nicht etwa sein Vaterland befreit zu sehen, sondern — „sich das Kreuz zu verdienen!“ Selbst die vielgerühmte Ritterlichkeit des Franzosen bedarf der Zeugen, um sich in ihrem schönsten Lichte zu entfalten; gern nimmt er sich des Schwachen an, gern beugt er sich vor dem Alter, gern bringt er kleine Opfer — doch ist's ihm lieb, dabei ge=

sehen zu werden. Dies hängt nun innig mit der geringen Achtung zusammen, welche der Celte vor der Wahrheit zu haben pflegt. Ich meine aber damit keineswegs die böswillige, absichtliche Lüge, um Andre zu hintergehen und seinen eignen Vortheil zu fördern, sondern eher die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, das unbewußte Uebertreiben und „Aufschneiden", die Gewohnheit, sich als reicher, vornehmer, gelehrter, muthiger, generöser darzustellen als man ist, wie ja auch die französische Eitelkeit nichts Heimliches, Verstocktes, Verbittertes an sich hat. Nichts aber ist dem französischen Charakter ferner als die bewußte Heuchelei, der man bei den Nationen germanischen Ursprungs so oft begegnet.

Auch die Galanterie der Franzosen trägt zum Reiz des gesellschaftlichen Lebens bei. Wie die Kitzlichkeit des Ehrenpunktes Rücksicht auf die Empfindlichkeit des Andern gebietet und so jeder Begegnung ihre Härte nimmt, so giebt die Galanterie der Geselligkeit einen pikanten Reiz, eine Anregung, wie sie bei uns wohl durch das Bechern nur unvollkommen ersetzt wird. Die Koketterie der Französinnen ist meist weit unschuldiger als man voraussetzt; jedenfalls ist sie natürlicher als das Gegentheil. Das Bedürfniß zu gefallen und die Gewohnheit, dieses unschuldigen Bedürfnisses kein Hehl zu machen, giebt dem Gespräch der französischen Damen eine ungemeine Anziehung; das Sichzusammennehmen ihnen gegenüber, der Wunsch, an diesem anziehenden Verkehr sich betheiligen zu können, macht die Männer liebenswürdiger, indem er ihnen zugleich eine gewisse Zurückhaltung und ein Maß auferlegt, das sie sonst leicht vergessen möchten. Freilich verschwindet

mit der einreißenden Anglomanie der höheren Stände, mit der modischen Tugendhaftigkeit des Bürgerstandes jene Unbefangenheit und liebenswürdige Heiterkeit immer mehr. Die alte französische Gutmüthigkeit (bonhomie), die alte harmlose Kindlichkeit werden täglich seltener. Wie es Mode geworden ist in der höchsten Gesellschaft, für die Herren sich als englische grooms, für die Damen sich wie Loretten zu geberden, so beginnt in den Mittelklassen ein pedantischer Ton von — den Franzosen gar übelkleidender — Ernsthaftigkeit und Prüderie einzubringen, der die alte heitere Geselligkeit zu tödten droht. Das membre du Jockey-Club nimmt Herzoginnen und Marquisinnen gegenüber Attitüden an und erlaubt sich Ungenirtheiten der Rede, die früher nur an verrufenen Orten geduldet wurden; der Mann aus den „liberalen Karrièren" hat aber einen solchen Respekt vor der Tugend seiner unverheiratheten Töchter, daß er sich den unschuldigsten Scherz untersagt. Die schöne und angenehme Mitte zwischen beiden Extremen, in welcher der Franzose sich so elegant und ungezwungen zu bewegen pflegt, die witzige verschleierte Anspielung auf gewisse Natürlichkeiten, das graziöse und unbefangene Hofmachen wie das geschmackvolle und zierliche Einwickeln des Anstößigen — alles das droht zu verschwinden. Ja, die heitere Gesprächigkeit selbst ist auf dem Punkte, sich zu verlieren. Früher redeten Zusammenreisende, im Theater Nebeneinandersitzende unbefangen miteinander, nicht um sich auf deutsche Weise nach den persönlichen Verhältnissen zu erkundigen, sondern um mit dem Gespräch über allgemeine oder gleichgültige Dinge die Zeit zu vertreiben; jetzt glaubt man seiner Würde zu vergeben, wenn man nicht

auf englische Weise stumm in seiner Ecke sitzt. Doch ist der Salon von dieser Unart noch so ziemlich frei, obschon auch hier eine gewisse steife Zurückhaltung immer mehr Mode wird.

Wie sehr die herrschende Rolle der Frauen in der französischen Gesellschaft mit dem Nationalcharakter zusammenhängt, geht schon aus der Thatsache hervor, daß dieselbe zu allen Zeiten der französischen Geschichte gleich einflußreich gewesen zu sein scheint, und daß das Hervortreten des Bürgerstandes seit 1789 Nichts daran geändert hat. Noch heute herrscht die Französin im Salon, in den Bureaux der Ministerien, in der Familie, ja im Handel, wie früher am Hofe. Bei ihr ist natürlich die rationalistische Anschauung nicht so tief eingedrungen als bei dem Manne; sie hat noch sicheren Instinkt, Intuition und Charakterfestigkeit bewahrt, weil sie, der weiblichen Natur unbewußt gehorchend, dieselben nicht den abstrakten Schablonen des Verstandes oder, wie man das prunkhaft zu nennen pflegt, „den Prinzipien" geopfert hat. Die Französin verdient in der That zu regieren, wie sie es in Wirklichkeit thut; denn sie ist sittlich und geistig dem Franzosen überlegen: die Ordnung, die Sparsamkeit, der Familiensinn, welche der Nation überhaupt angehören, sind bei ihr naturgemäß ausgeprägter als beim Manne. Kalt, berechnend, praktisch, ist sie vielleicht auch weniger gewissenhaft, sieht den Vortheil der Familie mit sichererem und schnellerem Blick, weiß ihn energischer zu verfolgen. Es giebt keine trefflicheren Haushälterinnen als die Französinnen, die, ohne mit der Haushalterei auf deutsche Weise zu prahlen, den Hausstand mit umsichtiger und

fester Hand zu leiten wissen. Viele stehen selbst den Geschäften des Mannes vor, was denn auch freilich wieder die Zaghaftigkeit des französischen Handels erklärt: die Frau sieht den nächsten Vortheil, schwingt sich aber nicht leicht zur Konzeption eines entfernten und zweifelhaften Gewinnes, d. h. zu einer Spekulation auf. An Keckheit und Dreistigkeit im Auftreten wird's einer Französin nie fehlen; natürlichen Verstand hat sie und hat sich ihn nicht durch „Prinzipien" verkümmern lassen. Kein geschaffenes Wesen ist geschickter im beinahe unmerklichen Hervorkehren und Verwerthen ihrer Vorzüge, auch der geringsten, eines schönen Fußes oder eines bißchen Singstimme, je nach den Erfordernissen der Lage. Ehrgeizig im höchsten Grade, leidenschaftlich unter einem äußern Anschein von Nüchternheit, gewandt in ihrem Betragen, elegant in ihrem Aeußern, von der Natur mit einer Grazie ausgestattet, welche eine eigens darauf gerichtete Erziehung sorgfältig ausgebildet, charakterfest vor allem und willensstark, leitet sie den Mann, wie den Bruder oder den Sohn, bringt ihn vorwärts, ebnet ihm die Wege, thut für ihn die Schritte, welche nothwendig, aber peinlich zu thun sind: kurz, sie erobert ihm seinen Platz in der Welt und hilft ihm ihn behaupten. Diese hervorragende Rolle der Frau trägt ungemein viel dazu bei, der französischen Gesellschaft, wie dem französischen Staate die ihm eigenthümliche Richtung zu geben: das leidenschaftliche Ergreifen und Verfolgen eines nahen Gewinnes oder Interesses ist ja der französischen Politik immer eigenthümlich gewesen, so lange und so oft sie nicht Verwirklichung abstrakter Begriffe anstrebte. Anmuth, Gewandtheit, Lebhaftigkeit geben, nächst dem aplomb,

dem esprit und dem bon sens der französischen Gesellschaft ihren besonderen Charakter: Beides aber rührt unzweifelhaft von dem Vorwalten des weiblichen Elements im französischen Leben her.

Dieses Vorwalten des weiblichen Elements macht aber auch das französische Leben, und nicht nur für die Frauen selber, so angenehm und reizvoll. Die Französin ist eine geborne Gesprächskünstlerin; sie besitzt nicht allein die natürliche Wohlredenheit, welche ebenso unter den Männern Frankreichs verbreitet ist, sondern auch eine Freiheit und Unbefangenheit des Ausdrucks, die ihr die Berührung keines Gegenstandes verbietet. Und je höher hinauf man in der Gesellschaft kommt, desto freier und unbefangner ist die Französin in ihrer Rede. Von der englischen Prüderie hat sie keine Ahnung; sie nennt die in unsern Augen verfänglichsten Dinge bei ihrem Namen, ohne irgend etwas dabei zu denken. Wo eine Deutsche oder Engländerin hundert Umschweife anwendet und zwanzig Mal erröthet, spricht eine junge Französin auch in Gegenwart eines Mannes ganz einfach von der Zeit ihrer „grossesse" als von dem höchst natürlichen Dinge, das es in Wirklichkeit ist. Mit dieser Abwesenheit, oder diesem Sichnichtvordrängen sinnlicher Hintergedanken hängt auch die in Frankreich so häufige Erscheinung der Freundschaftsverhältnisse zwischen Personen zweierlei Geschlechtes zusammen. Es giebt Länder, wo dies Verhältniß gar schnell und sachte in die Hingabe hineingleitet, andre wo es stürmisch in Leidenschaft explodirt; in Frankreich dauert es oft Jahre lang, mit dem Reiz der Geschlechtsverschiedenheit, der ja, wie du Mont sagt, „gegenüber der Frau

eines Andern" nie aufhört, ohne daß es doch in allzu=große Zärtlichkeit ausarte. Es liegt allerdings nahe, auch hierfür, wenn man durchaus zur letzten Ursache hinauf=steigen will, eine gewisse Kühle und Verständigkeit als Grundlage anzunehmen: immerhin gehört's zu den nach=haltigsten Vorzügen des französischen Lebens.

Wenn ich aber hier von dem weiblichen Element in der französischen Gesellschaft rede, so meine ich selbstver=ständlich nur die verheiratheten Frauen. Die Mädchen werden nur zu Bällen zugezogen, auch dies erst seit wenigen Jahrzehnten, wie zu einem Markte, auf dem der Heirathslustige sich seine Zukünftige aussuchen kann, ohne sich zu kompromittiren. Der tägliche, gesellige Verkehr zwischen Mädchen und Jünglingen, wie er in Deutschland, und mehr noch in England, üblich ist, wird in Frankreich nicht gestattet. Gemeinsames Spielen, Lesen, Schlittschuh=laufen, gemeinsame Landpartieen und Liebhaberaufführ=ungen kommen überhaupt vergleichsweise selten vor oder die unverheiratheten Mädchen nehmen doch keinen Theil daran. Die vertrautesten Kameraden kennen oft die Schwestern ihrer Duzfreunde nicht: denn ein junger Mann führt den Andern nicht gerne in seine Familie ein, weil er fürchten muß, Jener möge sich einbilden, man wolle ihn mit einer Tochter des Hauses zusammenbringen; und der Freund bittet seinerseits nicht darum, vorgestellt zu werden, damit er nicht den Schein auf sich lade, als käme er der Schwester wegen und auf Freiersfüßen. So kann denn auch weder Unbefangenheit des Umgangs noch nähere Bekanntschaft zwischen ledigen jungen Leuten verschiednen Geschlechts aufkommen, was natürlich der

ganzen französischen Geselligkeit einen andern Anstrich — und auch einen andern Grundton — giebt als den bei germanischen Nationen herrschenden. Das „Miseln" (flirtation) mit all' seinen guten und schlimmen Seiten und Folgen ist dem französischen Mädchen so unbekannt als das kameradschaftliche Verhältniß zu jungen Männern.

Unter allen den Dingen, welche das Gesellschaftsleben der Franzosen besonders begünstigen, wäre hier auch die bereits hervorgehobene schöne Tugend der gegenseitigen Hülfsbereitheit anzuführen. Der Franzose ist verbindlicher, hülfreicher als es der Germane zu sein pflegt, aus demselben Grund, aus welchem er überhaupt geselliger ist; das individuelle auf sich selbst Gestelltsein, sich selbst Genügen, ist ihm nicht gegeben, das help your self dünkt ihm Egoismus. Vor allem aber ist es die Geschlossenheit der Gesellschaft, welche ihr Leben und Reiz verleiht. Der Franzose rühmt sich gern seines Sinnes für Gleichheit; kein Anspruch ist weniger gerechtfertigt. Von unten herauf lebt dieser Sinn wohl; ein jeder dünkt sich dem über ihm Stehenden gleich; von oben nach unten ist er nirgends zu finden. In keinem Lande sind die Klassen schärfer abgesondert, sind die gesellschaftlichen Vorurtheile ausgeprägter. „Noch heute überlebt die Eifersucht und der Haß der verschiedenen Stände" die rechtliche Existenz derselben, sagt Tocqueville; und nur die allgemeine gegenseitige Höflichkeit bringt auf den oberflächlichen Beobachter den falschen Eindruck der Gleichheit hervor.

Die erste Schichte wird gebildet von den Leuten — adelig oder bürgerlich — welche bequem und elegant leben können ohne zu arbeiten, und deren Eltern schon so leben

konnten. Darunter wieder, in Paris wie in der Provinz, Unterabtheilungen: alter Adel, neuer Adel, hohe Finanz, bürgerliche Grundeigenthümer ꝛc. Die zweite Schichte ist gebildet in erster Linie von Advokaten und Richtern, als Erben der noblesse de robe, dann von Beamten, Aerzten, Professoren, sowie von Großhändlern. Diese beiden Schichten verkehren gesellig mit einander, scheinen gleich zu sein, und werden in der That nur durch das connubium getrennt, das zwischen ihnen nicht stattfindet. Denn, wie derselbe Tocqueville fein bemerkt: „Wollt Ihr wissen, ob die Kaste und die Ideen, die Gewohnheiten, die Schranken, welche sie in einem Volke geschaffen hatte, endgültig beseitigt wird, so beobachtet die Heirathen. Sie allein werden Euch den ausschlaggebenden Zug liefern.“ Die dritte Schichte, die nicht mehr zur „Gesellschaft“ gehört, also schon nicht mehr duellfähig ist, besteht aus Kaufleuten, die ein Detailgeschäft haben, so groß es auch immer sein mag. Dann kommt der wohlhabendere Handwerkerstand, der Bäcker, der Fleischer; auf ihn folgt der kleine Handwerker, dann der Arbeiter, der zu Haus arbeitet, der besitzende Bauer, der Taglöhner, endlich der Fabrikarbeiter; und eine unüberspringbare Kluft trennt jeden dieser Stände von dem andern, selbst da, wo die politische Gesetzgebung versucht hat, sie auf unnatürliche Weise zu vermengen. Dieses Kastensystem aber, es ist nicht zu leugnen, giebt der französischen Gesellschaft eine Stabilität, eine Ordnung, eine Sicherheit, die wir Deutschen bei unsern ineinanderverschwimmenden Ständen und Professionen nicht besitzen können. Es erzeugt nicht zu billigende Vorurtheile; aber ohne Vorurtheile ist die Gesellschaft eben doch un=

denkbar, ihr Wesen und ihre Grundlage ist ja so recht eigentlich das Vorurtheil.

Alle Tugenden der Franzosen, von denen ich geredet, sowie diejenigen, von denen ich noch zu reden haben werde: Redlichkeit, Nüchternheit, Dienstfertigkeit, Eleganz, Gerechtigkeitssinn, sind vorzugsweise gesellschaftlicher Natur; alle beruhen auf der Reflexion, nicht auf der Spontaneität, auf dem Verstand, nicht auf dem Gemüth. Die merkwürdige Erregbarkeit des französischen Temperaments täuscht meist darüber; aber Temperament ist nicht Charakter noch Gemüth: die kindliche Gutmüthigkeit, das schnellbereite Mitleiden, die unüberlegte Raschheit des kollektiven Handelns beruhen beim Franzosen weit mehr auf dem, was die Engländer impulsiveness nennen, denn auf tiefer Bewegung der Gemüther, im Guten wie im Schlimmen, und gerade diese impulsiveness führt sie oft auf Irrwege. Und zu dieser seltenen Exaltationsfähigkeit gesellt sich die Leichtigkeit, mit der ein durch und durch geselliges Volk sich fortreißen läßt, sobald es eine Menge bildet: Haß und Liebe, Begeisterung und Zorn, Furcht und Tollkühnheit werden dann unwiderstehlich ansteckend. „Nichts ist gutmüthiger," sagt Thiers, „freundlicher als eine Pariser Menge, so lange ihre Zerstörungsleidenschaft nicht geweckt wird; aber der leiseste Zufall weckt sie. Sie erinnert mich immer an zwei Windhunde, die Einer meiner Freunde mit einem Hasen auferzog. Die drei waren die besten Freunde der Welt. Einmal aber lief der Hase spielend von den Hunden weg; sie verfolgten ihn: der schlummernde Instinkt war erwacht und sie tödteten ihn." Und Tocqueville: „die Franzosen, welche das mildeste und sogar wohlwollendste

Volk der Erde sind, so lange sie ruhig in ihrem Naturell bleiben, werden das barbarischste von Allen, sobald heftige Leidenschaften sie herausreißen." Aehnlich Voltaire, Chamfort, Sainte-Beuve; viel strenger noch und bis zur Ungerechtigkeit, weil selber nicht immer fähig sich zu beherrschen, Proudhon, Phil. Chasles, E. Montégut über diesen Mangel an Selbstbeherrschung bei ihrer Nation, wenn die Leidenschaft sie einmal überkommen hat.

Jene französischen Tugenden setzen eben alle den ruhigen, regelmäßigen Gang der Dinge voraus. Alle streben das Nützliche, nicht das an sich Gute an. Sie machen das tägliche Leben angenehmer und leichter, heiterer und bequemer als in irgend einem Lande der Welt, sie genügen in neunundneunzig Tagen des Lebens, so lange es eben in gewohnten Gleisen fortrollt. Aber sie sind ungenügend am hundertsten Tage, wenn das Unvorhergesehene geschieht, wenn der Sturm einbricht über das künstliche Gebäude oder es aus den Fugen zu reißen droht. Dann wäre männlicher Muth, Selbsterkenntniß, Selbsthülfe oder aber Entsagung und Sichfügen vor der Hand des Höhern an der Stelle — Tugenden, die auf dem Boden des Rationalismus eben nie und nimmer wachsen. Die Rinde fällt ab, und der schwache Stamm beugt sich oder bricht unter der Wucht des Orkans! Rathlosigkeit und Kopflosigkeit, blinde Leidenschaft und bleiche Panik, Leichtgläubigkeit und rohe Selbstsucht, ja Grausamkeit und Wildheit brechen los. Grattez le Russe et vous trouverez le Tartare, sagt ein französisches Witzwort; mit mehr Recht dürfte man sagen: Grattez le Français et vous trouverez l'Irlandais. Es ist dieselbe Liebenswürdigkeit

und Leichtlebigkeit, derselbe Witz und dieselbe Anmuth, dieselbe gutmüthige Eitelkeit und dieselbe Beweglichkeit; Alles nur in gebildeteren, feineren Formen, Alles nützlicher und schöner geordnet, Alles besser und zweckmäßiger gelenkt und verwendet. Aber nun zerfalle diese Form und diese Ordnung, nun verliere man die Richtung und Lenkung, was soll aus dem Menschen werden, der nicht in sich, sondern außer sich sein Gesetz wie seinen Kompaß hat? Er irrt wie ein Wahnsinniger umher, allen Winden preisgegeben, gegen sich selbst und andere wüthend, sich selbst und andere zerstörend. Nie wird ein Romane oder ein Germane solcher Wuthausbrüche fähig sein wie sie in der Bartholomäusnacht, den Septembertagen oder zur Zeit der Kommune die Welt mit Schauder erfüllt; nie wird der Romane oder der Germane sich selbst und seine Würde verlieren, wie der Franzose es nach den Niederlagen des Jahres 1870 gethan; das sind die periodischen Rückfälle des Celten in seine angeborene Natur: Grattez le Français et vous trouverez l'Irlandais!

Bei Ausweitung der Vergleiche auf 1914/18 und 1939/40 wird man diese Urteile z. T. revidieren!

Zweites Kapitel.

Unterrichtswesen.

Sechs Grundsteine legte der große Architekt des modernen Frankreichs, um darauf das Gebäude der cäsarischen Demokratie aufzurichten, und drei Revolutionen, drei Dynastien, zwei Republiken, drei Invasionen sind seitdem über das Haus gekommen ohne jene Grundsteine auch nur im mindesten zu erschüttern. Ein neues Schild, einen neuen Anstrich, ja ein Fenster hier, einen Balkon dort mochten die wechselnden Hausmeister sich und den Insassen wohl gönnen; an den Mauern hat noch keiner zu rütteln gewagt. Nicht Alexander noch Cäsar, nicht Karl, nicht Friedrich, die Großen, haben größeres geleistet. War's zum Heil, war's zum Verderben der Nation?

Ai posteri
L'ardua sentenza!

rief Manzoni, als der Ungeheure fiel, und wir, die wir diese Nachwelt sind, der es zukommt das Urtheil zu fällen, dürfen sagen: Ja, unter den gegebenen Umständen war's zum Heil. Diese Umstände aber, es war die Revolution, welche sie herbeigeführt hatte, als sie die nationale Ueber-

lieferung unwiederbringlich zerstörte, und es unternahm, sie durch abstrakte Verstandesconceptionen zu ersetzen. Das Unglück war geschehen, als das Genie Napoleons, in dem sich der Gedanke der Revolution konzentrirte, inmitten der Trümmer, zum Theil auch aus diesen Trümmern, ein neues festes Gebäude aufrichtete, das allen Stürmen trotzen sollte. Wenn es einer einförmigen Kaserne ähnlicher sah, als einem heiteren geräumigen Wohnhause, das die aufeinander folgenden Geschlechter unsymmetrisch, nicht unharmonisch, aufgebaut, so war's nicht die Schuld des Baumeisters allein. Ein Obdach war dringend nothwendig, seit der Hochmuth des Verstandes sich vermessen, im Verein mit der Rohheit losgelassener Leidenschaft das alte Haus von Grund aus abzubrechen. Ihm, dem Soldaten-Kaiser, wurde der Auftrag: schnell, aber dauerhaft, das neue Obdach herzurichten — ja, zum größten Theil ward ihm der Plan von seinen Auftraggebern aufgenöthigt: die Grundlinien der Napoleonischen Gesetzgebung waren schon vorgezeichnet durch die Revolutionäre des Konvents und der Fünfhundert. Nach diesem Plan ein Gebäude zu errichten, in welchem Freiheit der Bewegung und Selbstverwaltung jedes Theiles geherrscht hätte, war unmöglich, selbst wenn der Diktator es gewollt hätte. Dagegen vermochte er das Einzige: den dauernden natürlichen Interessen der Gesellschaft und den angeborenen Charakter-Anlagen des Franzosen Spielraum zu geben innerhalb jener doctrinären, rationalistischen Grundlinien. Es in einem Wort zu sagen: er verstand es, das Concrete, anstatt es dem Abstrakten zu opfern, durch dasselbe zu neutralisiren, freilich nicht so vollständig, daß die leidige

Abstraktion — d. i. eben jene demokratische Doctrin, welche ihm von der Revolution aufgezwungen worden — nicht doch unendlich viele Blüthen des geistigen und politischen Lebens der Nation mit ihrem vertrocknenden Hauche gewelkt und getödtet hätte.

Jene sechs unerschütterten Grundsteine des modernen Frankreichs — die Universität, die Justiz, die Verwaltung, das Heer, der Staatshaushalt, das Concordat — müssen in ihrem Wesen demjenigen bekannt sein, der sich über die wahren Gründe Rechenschaft ablegen will, weshalb alle seitdem gemachten Versuche, eine parlamentarische Regierung in Frankreich einzubürgern, so jämmerlich scheitern mußten. Alle sechs sind, wie gesagt, trotz einiger Namensveränderungen, noch genau dieselben, die sie im Jahre 1804 waren, und die Dauerhaftigkeit dieser gesetzgeberischen Schöpfungen Napoleons wird nur übertroffen von der Gebrechlichkeit seiner politischen Schöpfungen.

I.

Das gesammte französische Unterrichtswesen ist begriffen unter dem Namen l'Université de France, und folgerichtig müßte der Minister des öffentlichen Unterrichts noch immer le grand maître de l'Université heißen, wie er es in der That noch immer ist. Die „Universität von Frankreich" zerfällt in drei Kategorien oder Grade: Primär-, Sekundär- und höheren Unterricht, welche unseren Volksschulen, Gymnasien und Universitäten entsprechen.

Jeder Grad hat sein Personal von Lehrern und Inspektoren, die aber von einem Grad zum andern aufsteigen können, und wirklich öfters aufsteigen. Dem Raume nach ist die Universität in sechzehn Akademien von je vier bis fünf Departementen getheilt, und an der Spitze eines jeden Bezirks steht ein von der Regierung ernannter Rektor, welchem die Verwaltung und stete Beaufsichtigung der Fakultäten, Gymnasien und Volksschulen gleicherweise obliegt, obschon die Autorität über letztere beinahe nur scheinbar und in der Wirklichkeit bei dem Präfekten ist, welcher des Schullehrers als politischen Agenten so wenig als des Flurschützen entrathen kann. An der Seite des Rektors steht ein Unterrichtsrath, gebildet durch ministerielle Ernennung nach dem Muster des oberen Unterrichtsrathes, welcher dem Minister zur Seite steht. Bischof und Staatsanwalt, Obergerichtspräsident und Maire, Präfekt und Unterpräfekt, die Dekane und Inspektoren des Bezirkes bilden diesen Rath, der sich nur zweimal des Jahres zu eintägiger Berathung zusammenfindet, absolut unmächtig zum Guten, nur allzu mächtig zum Schlimmen, durchaus inkompetent in den Fachangelegenheiten und fast durchgängig ein Werkzeug der Kirche.

Der Volksunterricht, für welchen Napoleon nur den Rahmen vorgezeichnet, beruht noch ganz auf dem Gesetze Guizots von 1833, welches jenen Rahmen nothdürftig ausfüllte.*) Er ist weder obligatorisch noch unentgeltlich, und wird es, selbst wenn gegen alles Erwarten ein Gesetz

*) Das Nähere über dies Gesetz siehe in meiner „Geschichte Frankreichs von 1830—1870.“ Band II. Kap. V. v.

in diesem Sinne erlassen werden sollte, in der That nie werden. Die Folge davon ist, daß zwei Drittel der Nation vollständig illitterat sind. Zum größten Theil wird der Volksunterricht von den frères de la doctrine chrétienne, den wohlbekannten ignorantins, und von frommen Schwestern ertheilt, zum geringeren Theil von Laien. Der abstrakte Liberalismus, der noch immer blindlings den Spuren der Revolution folgt, sucht natürlich, so viel er kann, den Unterricht der Geistlichen zu verdrängen, ja er zieht die Abwesenheit alles Unterrichts dem Unterricht durch Geistliche vor; denn, obschon Viele der Partei nur aus Leidenschaft und Unkenntniß sündigen, so wissen die Führer, welche unterdessen ihre Kinder selbst zur Communion schicken, doch sehr wohl, daß Frankreich keine 40000 Laienschulmeister auftreiben kann, selbst wenn es die dafür nöthige ungeheure Ausgabe bestreiten wollte; sie wissen, daß es mit der Moralität eines Laienschulmeisters, der nicht aus religiösen Motiven, noch aus Beruf die harte und entbehrungsvolle Laufbahn ergreift, sondern als Broderwerb und um dem Militärdienst zu entgehen, nicht immer zum besten bestellt ist; sie wissen, daß seine Halbbildung ohne jedes Gegengewicht ihn allenthalben zum blinden politischen Werkzeug der Revolution oder der Reaktion macht; daß das bißchen Wissen, welches er in seinem Examen darlegt, pädagogisch durchaus keine Bürgschaft bietet, die mit derjenigen zu vergleichen wäre, welche die geistliche Disziplin und die Kirche bieten; sie wissen, daß die zeitweilig auftauchenden Skandale, welche so illoyal gegen die Geistlichen ausgebeutet werden, verschwindende Ausnahmen sind; sie wissen endlich, daß die

„Schwestern“ ihr Amt mit einer Selbstaufopferung, einem Eifer, einem Pflichtgefühl erfüllen, die kein diplôme de premier degré je ersetzen kann. Einerlei; die Gefahr, daß den Kindern mit dem ABC auch etwas Religion beigebracht werden könnte, ist so groß, daß es besser ist zu warten, bis die Musterschulen des Staates 40,000 Laien dressirt haben! Glücklicherweise sind nicht alle Maires liberal, auch wissen viele ihren Liberalismus zu vergessen wenn's zur Praxis kommt; und so ist einige Hoffnung vorhanden, daß die Kinder Frankreichs jenes Millenium nicht abzuwarten brauchen, welches die Freunde des Fortschritts und die Feinde der Dunkelmänner sich herbeizuführen vermessen. Wie aber unser vielangestaunter Volksunterricht aus dem religiösen Unterricht in drei Jahrhunderten langsam herausgewachsen ist, das brauchen ja die abstrakten Weltverbesserer und Welterleuchter nicht zu wissen; rühmen sie sich doch, daß die Geschichte und ihr geheimnißvolles Werden ihnen ein Buch mit sieben Siegeln ist, daß sie keine andere Autorität anerkennen als die des souveränen Verstandes, dessen Dekrete doch wohl auch müssen schaffen können, wie sie zu ordnen vermögen.

Sehr schlimm steht es in Frankreich um den Unterricht in den niederen Mittelklassen. Erst seit kurzem kommen die écoles professionelles auf, welche unseren Realschulen und unseren höheren Bürgerschulen zugleich entsprechen sollen, in der That aber keineswegs entsprechen. Elende, kleine Institute füllen diese Lücke (?) nur sehr unvollständig aus; doch mehren sich seit dem zweiten Kaiserreich, das überhaupt viel für den Volksunterricht gethan, die Schulen dieser Gattung. Leider sind sie oft aus

falsch verstandenem Demokratismus und übel angebrachter Sparsamkeit mit den Gymnasien verbunden, wo sie dann nur so als Nebensache mitlaufen.

Der bei weitem bestbestellte Theil des öffentlichen Unterrichts ist der mittlere, obschon auch er Vieles zu wünschen übrig läßt. Frankreich mag etwa zweihundertundfünfzig collèges (Lateinschulen, Progymnasien) und achtzig lycées (Gymnasien) zählen. Das Internat ist die Regel, doch nimmt das Externat glücklicherweise auch allmählich zu. An der Spitze des lycée steht ein proviseur, der das Unterrichtswesen und die äußeren Verbindungen mit Eltern und Verwandten leitet. Von ihm, der selbst keinen Unterricht ertheilt, hängen sämmtliche Lehrer ab, die sehr oft, meistens sogar, höhere akademische Grade haben als ihr Vorgesetzter. Neben dem proviseur steht der censeur, der mit Aufrechthaltung der Disziplin betraut ist und die von den Lehrern verhängten Strafen zum Vollzuge bringt. Ein économe sorgt für das Wohl des Leibes, ein aumônier für das Heil der Seele. Die eigentlichen Lehrer haben Jeder eine Klasse, und geben nur in Dieser Unterricht. Daß ein Lehrer seine Schüler von unten herauf begleiten, ihrer Geistes- und Charakterentwicklung folgen könnte, ist demnach nicht denkbar. In den unteren grammatischen Klassen findet man selbst in den Lyceen wenige sogenannte agrégés, d. h. mit dem höheren Lehrerdiplom versehene Sieger im concours. Der Unterricht wird meist von einfachen licenciés ertheilt, deren Examen, mutatis mutandis, unserem Lehramtskandidaten-Examen entspricht, weniger philologische, mehr elegante Kenntnisse verlangt; in den collèges haben die

meisten Lehrer nur die Maturitas. Allein in den höchsten Klassen der Lyceen trifft man Schüler der école normale supérieure an, doch durchschnittlich nicht mehr als zwei bis drei in einem lycée. Sie werden als die Perlen der Lehrer betrachtet; doch bleiben sie meist nur vorübergehend, da sie entweder nach Paris zurückzukehren oder in eine Fakultät vorzurücken trachten. Ihre Probezeit in dem Provinziallyceum dünkt ihnen ein Fegefeuer; an ein pädagogisches uneigennütziges Interesse ist bei jungen Leuten, deren Hauptziel im Leben ist, in Paris leben zu können, nicht zu denken. Freilich ist ihre gesellschaftliche Stellung in der Provinz, gegen ihre höhere Bildung gehalten, eine so untergeordnete, daß dieser Wunsch ihnen nicht sehr zu verdenken ist.

Was überhaupt die Lehrer zur Arbeit anhält, ist nicht das Pflichtgefühl und der Appell ans Gewissen, sondern das materielle Interesse und die Ueberwachung. Wenn ein Lehrer seine Klassen versäumt, wird er durch Gehaltsabzug bestraft (sic!). Der Proviseur, meist dem Lehrer geistig ganz untergeordnet, besucht dessen Klasse, macht Bemerkungen über ihn, liefert Berichte an den Rektor, der an der Spitze des Unterrichtsbezirkes (académie) steht. Der ständige Inspektor, der seinen Sitz in der Hauptstadt des Departements hat, thut dasselbe. Jährlich einmal kommen zwei Generalinspektoren von Paris und inspiziren Lyceum, Unterinspektoren, den Rektor selber und — die Fakultäten, wovon sie dann Bericht an den Unterrichtsminister geben. Sie sind die gefürchteten Popanze des ganzen Unterrichtswesens; doch auch sie streifen nur die Oberfläche: keiner von ihnen geht in eines der vierhundert

collèges municipaux, worin der größte Theil der französischen Jugend erzogen wird. Ihre Berichte entscheiden über Leben und Tod, oder doch wenigstens über Beförderung oder Zurücksetzung, Verweis oder Auszeichnung — ein eigener Orden (eine goldene oder silberne Palme an violettem Bande) ist als Stimulus für den Volks- und Gymnasiallehrer eingeführt — und ihre Berichte begnügen sich nicht damit, die öffentliche Thätigkeit der Lehrer zu prüfen; auch ihr Privatleben, ihre Vermögensverhältnisse, ihre politischen Gesinnungen sind Gegenstand ihrer Erkundigungen. Man kann sich denken, welche Ehrfurcht der Schüler vor dem Lehrer bewahrt, der, zitternd in seinem schwarzen Talar, den Rüffel des gestrengen Herrn Generalinspektors einstecken muß.

Neben jenen Munizipal- und Staatsgymnasien nun bestehen viele geistliche Institute, welche in demselben Geiste, nach denselben Programmen — denn die Programme dessen, was in jeder Klasse zu lehren ist und wie es zu geschehen hat, werden alljährlich vom Minister festgestellt — unterrichten. Auch sie stehen nominell wenigstens unter Staatsaufsicht. Die Konkurrenz, welche sie den Staatsgymnasien machen, ist bedeutend. Ihre Erfolge pflegen größer zu sein: denn wo es sich um mechanisches Abrichten handelt, wird der katholische Geistliche immer jedem Lehrer den Rang ablaufen. Sie sind von besserer Gesellschaft besucht; bieten, wie man meint, mehr Bürgschaft für Sittlichkeit, und es herrscht in ihnen jedenfalls ein besserer und feinerer Ton als in den Lyceen. Endlich giebt es in allen größeren Städten, namentlich aber in Paris, eine Menge kleiner Pensionen, ähnlich unsern

alten bursae und den colleges von Oxford und Löwen, doch natürlich nicht republikanisch eingerichtet wie diese. Sie sind einfache Spekulationen sogenannter Suppenhändler, denen der Grad eines Baccalaureus (maturitas) genügt, um eine solche Anstalt zu öffnen, worin sie mit Hülfe armer Lehrer die Jungen für die Preisvertheilung mästen. Sehr häufig kommt es vor, daß begabte Kinder unentgeltlich dort aufgenommen werden, um für eine bestimmte Prämie, z. B. der Geschichte, der Mathematik, des lateinischen Aufsatzes 2c., je nach ihrer Begabung dressirt zu werden. Von hier aus werden die Kostgänger alltäglich von einem répétiteur nach dem Gymnasium geführt, wo sie dem cours beiwohnen, dann zurückgebracht und dort für den nächsten Tag vorbereitet. Es ist dies, wie schon bemerkt, ein rein kaufmännisches Geschäft mit dem nöthigen Zubehör von Aushängeschild, réclames 2c., ein Schandfleck im französischen Unterrichtswesen, von dem es gut ist, so wenig wie möglich zu reden, den aber die „Freiheit des Unterrichts“ nicht erlaubt zu unterdrücken.

Jedes lycée, um auf den offiziellen Typus des Sekundärunterrichts zurückzukommen, hat sieben Klassen, von der Sexta bis zur Sekunda; unserer Unterprima entspricht die rhétorique: in der siebenten Klasse, der philosophie (unserer Oberprima), werden schon Logik und Psychologie gelehrt. Man sieht, es sind noch ganz die alten Formen der geistlichen Schulen. Leider muß man sagen: „Wie die Formen so der Geist.“ Der Unterricht bezweckt durchaus nicht die Entwicklung des Geistes, sondern nur positives Wissen, und auch dies nicht einmal als Selbstzweck, sondern als Mittel, Preise zu erlangen

und Prüfungen zu bestehen. Vom proviseur, im Munizipalgymnasium principal genannt, bis zum Lehrer, vom Lehrer bis zum letzten Schüler, werden nur diese äußeren Gesichtspunkte ins Auge gefaßt. Je mehr Schüler durchs Baccalaureats-Examen kommen, desto mehr Rekruten wird die Anstalt machen, desto berechtigter werden die Ansprüche des Provisseurs und des Lehrers auf Beförderung oder Dekoration, desto größer wird jedenfalls ihr Einkommen sein; denn von diesem ist ein Theil „eventuell“, d. h. ein Prozent des Gesammteinkommens der Anstalt. Der Schüler endlich, gehört er zu den besten, denkt nur an seine Triumphe am Tage der Preisvertheilung, einer ganz außerordentlichen theatralischen Feierlichkeit, der außer Tausenden von Zuschauern alle höchsten politischen und gerichtlichen Autoritäten des Departements beiwohnen; gehört er zu den mittelguten, so ist das verhängnißvolle Examen sein einziger Stimulus. Hieraus würde schon a priori die Folgerung gezogen werden können, welche thatsächlich unangefochten festgestellt ist: daß der Lehrer sich nur um die zehn ersten Schüler seiner Klasse bekümmert, deren Erfolge ja ihm angerechnet werden. Alle übrigen werden ihrem Schicksal und den maîtres d'études oder Aufsehern überlassen, armen jungen Leuten, die oft selbst das Maturitätsexamen noch nicht gemacht haben und deren erbarmungswürdiges Loos es ist, als ein Gegenstand des Hohns für die Jugend, vornehmer Verachtung für die Lehrer, despotischer Willkür für den Provisseur, die Kinder im Schlafzimmer, in der Studirstube, auf dem Spaziergange zu überwachen und ihnen bei ihrer Arbeit zu helfen.

Der Tag ist militärisch eingetheilt in Lehr-, Arbeits- und Vergnügungsstunden, welche die Trommel laut verkündigt, und die sämmtlich unter Aufsicht und in den kahlen Mauern des klösterlichen Gebäudes oder seiner öden Höfe hingebracht werden. Turnen ist beinahe vollständig unbekannt. Jede Woche einmal, am Donnerstag, wird die Heerde in ihrer militärischen Uniform unter Aufsicht der armen pions — der Spottname jener unglücklichen Märtyrer, die amtlich maîtres d'études oder répétiteurs heißen — in's Freie geführt.

II.

Schon die Uniform der Gymnasiasten deutet darauf hin, wie die Pflege der lebendigen Individualität die geringste Sorge der Lehrer und „Erzieher" ist. Die moralische Leitung beschränkt sich in der That darauf, alle Schüler einer gleichmäßigen halb klösterlichen, halb militärischen Disziplin zu unterwerfen, welche dazu angethan sein soll, „den Charakter zu bilden", im Grund aber nur ein Extrem an die Stelle eines andern setzt. Die Familienerziehung läßt das Individuum in allen seinen Launen und Unarten gewähren; die Collège-Erziehung sucht es selbst in seinen berechtigtsten Eigenheiten zu unterdrücken. Und dieser rohe Grundsatz wird mit den rohesten Mitteln durchgeführt. Ueberwachung, Strafe, Belohnung, Auszeichnung sollen die bösen Instinkte im Zaume halten, reichen aber nur aus, sie dem Auge zu entziehen; denn unter der Oberfläche wuchern sie fort wie geiles Unkraut.

Weder Pflichtgefühl, noch Wahrheitsliebe, noch Ehrfurcht werden zu entwickeln gesucht. Nicht das Gemüth rein, die Phantasie keusch zu erhalten, den Sinn auf das Höhere und Ideale zu lenken, bemüht sich der Erzieher, sondern strafbare Handlungen zu verhindern oder dem Tageslicht zu entziehen. Furcht und Feindschaft oder Familiarität und Kameradschaft kennzeichnen das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler und lassen keinen Platz für vertrauensvolles Aufblicken und für lebendige sittliche Autorität.

Desto eifriger werden die todten geistigen Autoritäten gepflegt. In der That ist die jesuitische Ueberlieferung noch lange nicht überwunden, trotz des Brotneides, der zwischen der „Université“ und der Gesellschaft Jesu blüht. Der ganze Unterricht trägt noch dasselbe scholastische Gepräge, das er vor drei Jahrhunderten trug. Die litterarische Rechtgläubigkeit wird auf das peinlichste aufrecht erhalten. An Entwicklung eines selbständigen Urtheils denkt niemand; wehe dem Schüler, der sich beifallen ließe, eine eigene Ansicht zu haben, oder gar Bossuet einmal hohl, Cicero zuweilen langweilig zu finden! Die Entwicklung der Phantasie wird, wo möglich, für noch gefährlicher gehalten als die des Urtheils. Die lateinische Versifikation ist noch der einzige schmale Kanal, in den sie sich ergießen darf. Dagegen werden Gedächtniß und Formensinn, wollten wir das Kind bei seinem wahren Namen nennen, Mechanik und schöner Schein aufs sorgfältigste gepflegt. Das Auswendiglernen wird von früh auf bis in die höchste Klasse, und zwar im umfassendsten Maßstab, getrieben. Kritiklose Datenzusammenstellung mit

obligatem fertigem Urtheil gilt für Geschichtsunterricht. Memoriren von Städte- und Gebirgsnamen, namentlich aber von französischen Departementen und Chefslieux, macht die Geographie aus, die den Schülern beigebracht wird; Physik und Chemie werden ohne Experimente, Naturgeschichte wird ohne Anschauung gelehrt; einige scholastische Formeln von Logik, Psychologie und Metaphysik schließen den ganzen Lehrkursus.

Sorgfältiger noch als das Gedächtniß, aber leider gar zu ausschließlich, wird der Geschmack geleitet und entwickelt. Der Kommentar lateinischer und französischer Autoren ist rein rhetorisch. Man unterstreicht die „Schönheiten", läßt die glänzenden Stellen auswendig lernen, sucht die Geheimnisse der Mache aufzudecken, die Befolgung der litterarischen Regeln nachzuweisen. Doch lernen die Knaben genug Latein, um auch nachdem sie die Schule verlassen, noch mit Vergnügen ihren Horaz und Virgil lesen zu können; ja die lateinischen Dichter sind dem französischen Beamten oder Advokaten, der in seiner Jugend zu den „zehn Ersten" gehörte, meist geläufiger als unsern Gelehrten vom Fach, wie tief auch die wissenschaftliche Kenntniß derselben unter der deutschen stehen mag. Auch die Stylübungen — die freilich ganz über Gebühr und auf Kosten des Wesens getrieben werden — sind, nach der Korrektheit, zunächst auf Bildung des Geschmacks gerichtet, wie sie es immer und überall sein sollten. An dieser Sorgfalt, die der Sprache, hauptsächlich aber der Komposition gewidmet wird, könnten unsere Gymnasiallehrer wohl etwas lernen: ein französischer rhétoricien (Primaner) schreibt seine Sprache geschmackvoller, komponirt

namentlich seinen Aufsatz gefälliger und übersichtlicher, als mancher deutsche Schriftsteller. Freilich bringt die Unfreiheit des Geistes und der Autoritätsaberglaube auch in die Sprache, wie sie die Gesellschaft und Bildung beherrschen: cela se dit und cela ne se dit pas, ist so tyrannisch wie cela se fait oder cela ne se fait pas. Fertige Redensarten, und leider mit ihnen hohle Gemeinplätze, zwingen sich auf und bringen die Sprache oft um Ursprünglichkeit und Frische, wie sie dem Ideenkreis eine gewisse Eintönigkeit aufdrücken, die manchmal wirklich ermüdend wird, und nur durch die angeborne Lebhaftigkeit des Franzosen einigermaßen gemildert ist. Auch des ewigen Voranstellens der Form wird der Fremde bald müde; nie hört der Knabe, der Jüngling, der Mann ein anderes Urtheil über ein Werk des Geistes als: c'est bien écrit, ce n'est pas écrit. Niemand fragt: wie ist's gedacht, wie ist's empfunden? Daher das unglaubliche Ergebniß, daß die veralteten Ideen und die tönende Eloquenz Bossuet's einem echten Franzosen heute noch eben so hoch stehen als Montaigne's Originalität, Pascal's Tiefe oder Voltaire's Schärfe: c'est une belle langue, und das genügt, um den leidenschaftlichen und beredten Priester den größten Geistern der Menschheit gleichzustellen.

Von der Gedankenlosigkeit, Oberflächlichkeit, Mechanik des Unterrichts in den weiblichen Instituten — höhere Töchterschulen kennt man in Frankreich nicht — ist es schwer, sich einen Begriff zu machen; es läuft in Wirklichkeit auf ein papageienhaftes Auswendiglernen von Tabellen, Daten, Büchertiteln 2c. hinaus. Alle Bildung der Französinnen wird erst nach der Heirath durch den Umgang

mit Männern und durch Lesen gewonnen; sie ist darum gewiß nicht weniger werth als unsere Schulbildung; nur wird auch sie von Tag zu Tag seltener im heutigen Frankreich. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß der meist recht gute Privatunterricht durch Lehrer und Lehrerinnen im Hause immer mehr aufkommt. Leider werden in Frankreich noch mehr als in Deutschland die Mädchen mit geisttödtendem Pianoüben den halben Tag lang geplagt. Auch das Erlernen der lebenden Sprachen nimmt immer mehr zu; wobei indeß ebenfalls der gemeine Nützlichkeitszweck der vorherrschende ist. Ob die Kinder in den Stand gesetzt werden, Shakespeare und Goethe zu lesen, ist ganz unwichtig. Alles kommt darauf an, daß sie ein hannöver'sches Kindermädchen haben, damit sie die gute Aussprache wegbekommen. Im Uebrigen entschuldigt man das Abgehen einer genauen Kenntniß lebender Sprachen mit dem angeborenen Mangel an Sprachtalent; einer ganz unhaltbaren Entschuldigung: denn in der That ist vielleicht kein Volk besser zum Erlernen fremder Sprachen befähigt als das französische; aber weder Lehrer noch Schüler wollen sich die nothwendige Mühe geben. Alle sogenannte „unnütze" Arbeit wird dem Knaben, wie dem Mädchen sorgfältig erspart und ist es nicht „unnütz", mehr deutsch zu lernen als nöthig ist, um bei einer allenfallsigen Rheinreise sich mit dem deutschen Kellner verständigen zu können?

Wenn trotz alledem der junge Franzose in seinem lycée mehr als positives Wissen, Geschmack und Stärkung des Gedächtnisses gewinnt, so ist es weder dem System, noch der Lehrmethode, noch dem uneigennützigen Eifer der

Lehrer zuzuschreiben, sondern, nächst der natürlichen Begabung, einzig und allein der innewohnenden Macht der mathematischen und klassischen Studien auf den menschlichen Geist. Sie mögen noch so mechanisch, noch so geistlos gelehrt werden, sie werden nie ihre magische Wirkung auf den jugendlichen Menschen verfehlen, den sie heranbilden und entwickeln, ob er's wolle oder nicht. Auch ist der Unterricht der Mathematik, die der Verständigkeit des Franzosen zusagt, im allgemeinen ein trefflicher. Selbst die klassischen Studien, obgleich nur von ihrer formellen Seite aufgefaßt und im Grund auf's Lateinische beschränkt, werden mit Erfolg betrieben. Da die Sprache, die Gesetzgebung, ja die ganze Bildung der Franzosen auf dem römischen Alterthum beruht, so ist's nur natürlich, daß man diesem das Griechische opfert; weil nun aber die lateinische Litteratur ihren alexandrinischen Charakter einmal nicht verleugnen kann,. so ist die natürliche Folge, daß der ganze französische Geschmack in litterarischen Dingen etwas künstliches, unfreies, nüchternes oder rhetorisches hat, daß er sich noch nicht wie der unsrige, der sich unmittelbar an der hellenischen Quelle nährt, von den Fesseln der akademischen Regel hat ganz befreien können. Und selbst das lateinische Alterthum wird nicht in seinem Wesen, sondern in seiner Form erfaßt. Die Lektüre der Alten ist ein Mittel Latein zu lernen, nicht das Lateinlernen ein Mittel das Alterthum kennen zu lernen. Man liest unendlich wenig: einen Gesang von Virgil, ein Buch des Livius, eine Rede Cicero's im ganzen Jahr; dagegen wird außerordentlich viel geschrieben, Verse wie Prosa, und es ist nicht zu leugnen, daß die Besten der Besten

unter den französischen Gymnasiasten ein eleganteres Latein schreiben als manche unserer bedeutendsten Philologen.

Die Besten der Besten aber sind leicht zu finden; ein Concurs jedes Gymnasiums sortirt alljährlich die zehn Besten jeder Klasse; ein weiterer Concurs dieser mit den Erwählten aller Gymnasien des Unterrichtsbezirks (académie) stellt die zehn Besten des ganzen Bezirkes in die Vorderreihe und da es sechzehn solcher Bezirke in Frankreich giebt, so wird der dritte und allgemeine Concurs 160 Bewerber für jede Klasse im Hauptturnier zusammenführen. Der glückliche Sieger, schon allein des hauptstädtischen Concurses, geschweige denn der des nationalen, aber ist geborgen für sein Leben: le grand prix d'honneur wird ihm nie vergessen; schon sogleich am Tage des Sieges wird ihm ein reicher Preis, dazu eine Einladung zum Diner des Ministers, Befreiung vom Militärdienst zu Teil; bei jeder späteren Bewerbung um eine Staatsstelle ist der Preis die gewichtigste Empfehlung, und selbst ein Drouyn de Lhuys oder ein Herzog v. Broglie, ein Prévost-Paradol oder J. J. Weiß danken ihrem prix d'honneur vielleicht mehr noch als ihrer Geburt oder ihren schriftstellerischen Leistungen. Der glückliche Lehrer erhält natürlich das Kreuz der Ehrenlegion, und das betreffende Gymnasium wird mit dem neuen Schuljahr auf einen starken Zuwachs rechnen können. Von den Tausenden aber, die an keinem Concurs theilgenommen, schweigt die Geschichte. Wäre nicht das dräuende Examen und die unglaubliche Intelligenz, mit der die Natur den Franzosen ausgerüstet, sie alle würden geistig verkommen. So kommen sie doch noch leidlich mit einem Anfluge von Latinität und einem gründ-

lichen Unterricht in der eigenen Sprache, Litteratur und Geschichte aus der Schule ins Leben. Auch dieser Unterricht wendet sich, wie der lateinische, vornehmlich an Gedächtniß- und Formensinn; aber er bildet beide aufs höchste aus, und obschon dabei mehr Nationaleitelkeit und Ausschließlichkeit unterläuft als es für das eitle Volk gut ist, so ist er doch ein Glanzpunkt des französischen Unterrichtssystems.

Am Schlusse der Schulzeit steht, wie in Deutschland, nur um ein oder zwei Jahre früher, ein Abiturientenexamen, dort baccalauréat-ès-lettres oder ès-sciences genannt. Allein es unterscheidet sich in fast allem und jedem von der deutschen maturitas. Der gerühmten „Unterrichtsfreiheit“ zu liebe wird nicht der Lehrer, der den Schüler herangebildet hat und kennt, als Examinator bestellt — er wird ja schon von vornherein als nothwendig parteiisch angenommen — sondern das Examen findet statt vor der philosophischen Fakultät des betreffenden Unterrichtsbezirkes. Da die Professoren dieser Fakultät meist keine Männer der Wissenschaft, sondern beförderte Pädagogen sind, so ist die Sache weniger außerordentlich als sie auf den ersten Blick scheinen möchte; aber sie verbürgt auch weniger als man vorgiebt die angestrebte Unparteilichkeit: als gewesene Gymnisiallehrer und noch immer Mitglieder der „Université“, neigen sie gewöhnlich zur Parteilichkeit für die Schüler der Staatsgymnasien, und nur der schrecklichste der Schrecken, den der Franzose kennt, le qu’en dira-t-on, und die Oeffentlichkeit der Prüfungen sichern dem Schüler geistlicher Anstalten eine parteilose Beurtheilung. Natürlich spielt der Zufall bei

der persönlichen Unbekanntschaft des Examinatoren mit dem Examinanden eine bedeutende Rolle in diesen Prüfungen. Sie sind zum großen Theil schriftlich; aber auch der mündliche Theil ist einem Programm unterworfen, welches nur den Unterricht des letzten Jahres umfaßt. Der Kandidat darf die punischen Kriege ignoriren, muß aber das Datum der Schlacht bei Rocroi wissen; er darf unfähig sein, einen Satz in Xenophons Anabasis ex tempore zu übersetzen, aber er muß das im Programm vorgeschriebene und folglich vorbereitete Kapitel des Thucydides übertragen können. Jedes Jahr finden drei solcher Sessionen an den sechzehn Sitzen der philosophischen Fakultäten statt, und Hunderte von Kandidaten strömen von allen Ecken und Enden der Akademie zusammen; denn das Baccalaureat ist die Thüre zu Allem. Hier nun beginnt das System von Sollicitationen und Fürsprechereien, das den Franzosen auf seinem ganzen Leben begleitet. Jeder Kandidat muß empfohlen sein; und die Briefe, die Besuche, denen der unglückliche Examinator ausgesetzt ist, grenzen ans Unzählbare, namentlich leisten die Mütter, verheiratheten Schwestern oder Cousinen darin das Unglaubliche. So streng und gewissenhaft Minos und Rhadamanthys auch sein mögen, ohne es zu wollen, lassen sie sich ein wenig beeinflussen, sonst würden's ja die Freunde und Verwandten wohl schon müde geworden sein.

Die Kandidaten werden rottenweise zu je zwanzig unter Aufsicht in ein Zimmer geschlossen, wo sie drei halbe Tage lang ihre schriftlichen Arbeiten liefern müssen — unter denen keine griechische, noch englische oder deutsche. Die Glücklichen, durchschnittlich zwölf, werden dann am

6*

dritten Tage ins mündliche Verhör genommen, jeder eine Stunde lang, für jede Branche fünf Minuten. Am Bureau sitzen drei Professoren der faculté des lettres und einer der faculté des sciences (bei dem baccalauréat ès-sciences findet natürlich das entgegengesetzte Verhältniß statt).*) Jede Leistung hat ihren in Zahlen bestimmten Werth, und diese Zahlen werden zusammengerechnet und danach die Gesammtnote gegeben. Bei dieser unfehlbaren Arithmetik des Bildungswesens kommen dann gewöhnlich 50 Prozent der Kandidaten durch. Die Durchgefallenen kommen nach drei Monaten wieder und immer wieder, bis die Langmuth — oder das Gegentheil — der Examinatoren ihnen die seligmachenden Thore des Baccalauréats öffnet. Da kein proviseur oder principal den Eltern gegenüber den Muth besitzt, einen Knaben in einer niederen Klasse über sein Jahr zurückzuhalten, so rollen Alle in dem Gymnasium bis zur philosophie (selecta) fort; einmal da angekommen, bringt es kein Richter über sein Herz, den unglücklichen Achtzehnjährigen für immer von dem gelobten Land auszuschließen; das gelobte Land aber des Franzosen liegt jenseit des Baccalauréats.

Da nun eben wegen der Nothwendigkeit dieses

*) Minister Duruy, so hochverdient um das französische Unterrichtswesen hat auch ein baccalauréat-ès-arts eingeführt für die Schüler der Realschulen, aber ohne guten Erfolg. Das baccalauréat-ès-sciences ist für die künftigen Mediziner, Pharmaceuten, die Schüler der Militärschule, der polytechnischen Schule erfordert. Es begreift Physik, Chemie, Naturgeschichte, Geometrie und Arithmetik. Der examinateur des lettres prüft den Kandidaten in etwa 15 Minuten im Latein, einer lebenden Sprache, französischer Litteratur, Philosophie, Geschichte und quibusdam aliis.

Diploms für fast alle Carrièren die Gymnasien in Frankreich besuchter sind als in irgend einem andern Lande, so folgt daraus eine weit verbreitetere Form- und Geschmacksbildung als man sie sonstwo anzutreffen vermag. Das Realschulwesen will nun einmal in der Nation nicht aufkommen, deren glücklicher Instinkt sie vor einem, sonst so ganz ihrem utilitarischen Sinn entsprechenden, Lehrsystem warnt, das sie um den letzten Rest ihrer Bildung — der Geschmacks- und Formbildung — bringen würde, welche sie noch aus dem Schiffbruch ihrer einst so ruhmvollen geistigen Ueberlieferung gerettet. Jeder halbwegs bemittelte Franzose läßt seinem Sohn eine vollständige klassische Bildung zukommen; nur der Handwerker, kaum der Ladenhändler, benutzt die écoles professionelles; kein angesehener Kaufmann würde seinen Sohn, wie unsere Bremer und Hamburger, Crefelder oder Chemnitzer Handels- und Industrieherren, mit vierzehn, fünfzehn Jahren auf ein Comptoir schicken wollen. Daher die Ueberlegenheit der formellen Bildung des französischen Mittelstandes über den deutschen, eine Ueberlegenheit, welche die Lieblingslektüren Beider — „Revue des deux Mondes" und „Gartenlaube" — hinlänglich veranschaulichen. Obgleich jeder Franzose von dem Andern zu sagen pflegt: il ne sait pas le français, giebt es doch kein Land, wo die gebildeten Klassen ihre Sprache mehr in Ehren halten, sie richtiger und eleganter reden und schreiben. Diese freilich ganz oberflächliche Bildung, verbunden mit der natürlichen Intelligenz, Lebhaftigkeit und Anmuth der Franzosen, giebt ihrer Unterhaltung die Mannichfaltigkeit und das Interesse, die sie vor der unsrigen voraus hat.

Noch einen anderen Vorzug aber als den Sinn für schöne Form bildet ihre Erziehung aus: der französische Witz erlangt hier schon die Schärfe, Leichtigkeit und Schnelligkeit, die ihn später auszeichnen. Il faut trois jours à un Allemand pour comprendre un bon mot français, sagt der Franzose, und der Landsmann, welcher je die Gelegenheit gehabt hat, eine französische Komödie anzuhören, wird zugeben müssen, daß das Sprichwort nicht Unrecht hat: jeder Blousenmann wird den Witz rascher im Flug auffassen als Unser Einer. Freilich können wir das Wort umkehren: der Franzose braucht drei Tage, um die sous-entendus deutscher Poesie zu verstehen — wenn er sie überhaupt je versteht. Wie dem auch sei, heiterer Witz, der bei uns leicht verletzend schwer niederfallen würde, die Kunst, jedes Diamantstäubchen elegant zu fassen und ins rechte Licht zu setzen — eine Kunst, die bei uns zur Affektation oder Heuchelei werden würde — vereinigen sich mit jener äußerlichen Bildung, natürlichen Feinheit und Beweglichkeit der Franzosen, um ihrem Gespräch die Lebendigkeit, ihrem geselligen Leben die Annehmlichkeit, ihrem Umgange die Leichtigkeit zu geben, welche sie so sehr vor den unsern auszeichnen. Freilich giebt's auch etwas außer dem geselligen Leben, etwas wofür die äußere Bildung und Liebenswürdigkeit nicht hinreichen. Es kommen Tage und Lagen, wo man gern alle die geselligen Tugenden, welche einem jahrelang das Leben erleichtert, verschönt und erheitert haben, hingäbe um eine einzige jener männlichen, oft lästigen Tugenden, die nur auf dem Boden ernsten, innern, individuellen Lebens wachsen und gedeihen. Es mag seine schlimme Seite haben

für eine Nation, wenn das geistige und sittliche Leben des Individuums allein in ihr entwickelt wird, wie bei uns in den neunziger Jahren. Es entsteht dadurch eine Art verfeinerten Egoismus', welchem Staat und Gesellschaft gleicherweise zum Opfer fallen. Schlimmer aber noch steht es, wenn gar nichts geschieht, um die geistige und sittliche Individualität zu entwickeln, d. h. sie zu befreien. Da der Individualismus sich nun einmal nicht aus der Menschennatur ausrotten läßt, so wirft er sich dann aufs Materielle. Der Selbsterhaltungstrieb in seiner unschönsten Gestalt, die rohe Selbstsucht macht dann ihre Rechte geltend. Solange Alles gut geht, waltet er nur latent, d. h. er schont andere um selbst geschont zu werden, er verletzt den Nächsten nicht unnöthig durch abweichende Ansichten, Sitten oder Handlungen; aber, laßt Moskau brennen, und wie auf der Beresinabrücke wird sich in panisch wilder Flucht Leidenschaft auf Leidenschaft, Interesse auf Interesse rücksichtslos stürzen; doch — wir wollen uns nicht wiederholen, zumal wenn sich's um so unliebsame Wahrheiten handelt.

Ja, es bedarf für den in Frankreich lebenden Deutschen nicht einmal solcher Katastrophen, um sich manchmal recht hinauszusehnen aus den weichen Formen des schönen Scheines in die Atmosphäre schroffer Wahrheitsliebe, aus der Heiterkeit und dem verfeinerten Lebensgenuß in die ärmliche Einfachheit und den Ernst des Vaterlandes, wo er zwar nicht gelebt hat, wie Gott in Frankreich, wo er aber wußte, daß unter der rauhen oder geschmacklosen Außenseite doch ein gar edler, idealer Kern

sich verbarg. Ist es ja doch selbst einem Heine so gegangen, als er das schöne Lied sang:

> Deutschland, du meine ferne Liebe,
> Gedenk ich deiner, wein' ich fast;
> Der blaue Himmel wird mir trübe;
> Das leichte Volk wird mir zur Last.

III.

Das Land, welches dem europäischen Mittelalter die erste und bedeutendste Universität und in ihr das Vorbild aller ähnlichen Schöpfungen gab, hat keine Universitäten mehr.*) Wie hätten auch die beschränkten und übermüthigen Utilitarier der Revolution die noch kümmerlich hinsiechenden Gewächse schonen oder gar suchen mögen, sie wieder zu beleben? Die ganze Natur der Universitäten, ihr komplexer, zugleich wissenschaftlicher und didaktischer Charakter, der Rest von Selbstregierung, ohne welchen sie in Wirklichkeit aufhören Universitäten zu sein, die Freiheit, die sie dem Lehrenden und Lernenden in gleicher Weise gönnen — kurz, ihr ganzes in Geschichte und Ueberlieferung begründetes Wesen mußte der rationalistischen, gleichmachenden Tendenz der französischen Revolution mehr als zuwider sein: es war ihr geradezu vom Uebel. Weder ihr Geschmack an Symmetrie, noch ihr Sinn für gemeine Nützlichkeit, noch ihr Gefallen an Logik und Schablone konnten diese unförmlichen Ueberbleibsel des Mittelalters im

*) Erst durch das Gesetz vom 10. Juli 1896, also lange nach dem Tode des Verfassers, sind die Universitäten dem Namen nach und z. T. auch der Sache nach wieder hergestellt worden. Danach heißen die Corps de facultés wieder Universitäten und vereinnahmen vom 1. Januar 1898 an bestimmte Universitätsgebühren für eigene Rechnung. (Anm. der Herausgeberin.)

„modernen Staat" dulden, und so setzte der große Testamentsvollstrecker der Revolution, ihr echter Sohn in dieser Lust am willkürlichen Organisiren, wie in der Freude am Wegräumen „unnützen Schuttes", an die Stelle der Universitäten die Universität, jene riesenhafte Maschine, welche Volksunterricht, mittleren und höchsten Unterricht in sich begreift, und, von dem Unterrichtsminister geleitet, von sechzehn Rektoren verwaltet, von Hunderten von General-, Akademie- und Primär-Inspektoren überwacht wird.

Am schlimmsten kam dabei der eigentliche Universitätsunterricht weg. Ein paar Rechts- und Medizinschulen sollten genügen, um Frankreich mit Richtern und Aerzten zu versehen. An Stelle der ganz unnützen philosophischen Fakultäten sollten ein paar Athenäen das gebildete Publikum unterhalten. Was etwa von praktischem Werthe sein konnte in dem Unterricht dieser Fakultät, sollte in Fachschulen gelehrt werden. Aus diesen rohen Anschauungen und von so ärmlichen Anfängen hat sich denn nach und nach das höhere Unterrichtswesen entwickelt wie es jetzt besteht.*)

Aus den drei Rechtsschulen sind elf geworden, an die verschiedensten Orte verstreut, meist jedoch an solche, wo schon eine faculté des lettres besteht; doch verbindet kein kollegiales Band, wie unser Senat, die Professoren zweier verschiedenen Fakultäten, selbst wenn sie sich an demselben Orte befinden. Für den Studenten der Rechte existirt die philosophische Fakultät nicht, obschon das Programm ihm den Besuch einer Vorlesung jährlich in dieser Fakultät

*) Siehe De la Réforme de l'Enseignement Supérieur par Karl Hillebrand. Paris. Germer Baillière 1868; insbesondere S. 77—111.

vorschreibt: da kein Examen die dort erworbenen Kenntnisse konstatirt, so ist die Folge, daß nicht ein studiosus juris unter Hunderten den Hörsaal der faculté des lettres je mit seinem Besuche beehrt. Der Unterricht in der faculté de droit, gewöhnlich von acht Lehrern ertheilt, beschränkt sich auf ein Commentiren des code civil, code de procédure, code de commerce, code pénal etc. Vom römischen Recht werden nur die Institutionen und diese selbst nur kurz behandelt; an Naturrecht, Völkerrecht, Rechtsgeschichte u. dgl. überflüssige Disziplinen ist natürlich nicht zu denken. Alle diese Zweige, sowie die Pandekten, werden sämmtlich erst im vierten Jahre gelehrt und bilden das Programm des Doktorexamens. Man weiß aber, daß nur 2 Prozent der Studenten überhaupt ihr viertes Jahr und ihr Doktorexamen machen. Das nicht codifizirte Verwaltungsrecht allein wird in einigermaßen systematischer, wissenschaftlicher Weise gelehrt. In einem Worte: der Student lernt das bestehende Gesetz und nicht sein Werden, noch weniger seine Theorie, er lernt das praktisch Nothwendige; die Rechtswissenschaft bleibt ihm vorenthalten: es ist ein einfaches Abrichten von Advokaten, Richtern und Notaren, nicht eine Bildungsschule für Rechtsgelehrte. Programme schreiben genau vor, was und wie viel — bis zum Buch und Titel des code civil — in jedem Jahre gelehrt und gelernt werden muß. Jährliche Examina sorgen dafür, daß ja Alles recht vereinzelt bleibe und der Student keinen Gesammtblick über die Jurisprudenz bekomme. Am Ende des dritten Jahres kommt dann das examen de licence, mit der gewohnten Begleitung aller französischen Prüfungen, „den Empfehlungen“. Der

licencié ist de jure Advokat und braucht sich nur an irgendeinem barreau als stagiaire einschreiben zu lassen, um nach zwei Jahren auch de facto Rechtsanwalt zu sein. Ein Staatsexamen existirt nicht.

Aus dieser bunten Masse werden dann hernach Richter, Verwaltungsbeamte rc. genommen. Nicht die Professoren; das Privatdocententhum besteht zwar natürlich nicht, da ja keine individuellen Collegiengelder existiren; noch weniger die Berufung, da es ja keine Autonomie giebt, und der Weg die Professoren zu rekrutiren, ist wie für die Oberlehrerstellen am Gynasium, die einfache ministerielle Ernennung ohne Befragung der Fakultät, auf den concours d'agrégation hin. Der Studiosus, der sein viertes Jahr durchgemacht und sich den Doktorhut erobert hat, bereitet sich für den concours vor: für diesen werden jährlich so viele Plätze ausgeschrieben als zu besetzen sind; die Glücklichen in diesem langwierigen peinlichen Examen, das durchaus keinen Beweis von der didaktischen Fähigkeit der Kandidaten liefert, werden nach Nummern geordnet und je nach dieser Rangnummer als professeurs agrégés an eine Fakultät ersten, zweiten oder dritten Ranges geschickt. Vom Zufall hängt es ab, welche Disciplin der junge Lehrer zu dociren hat: Spezialitäten, als Romanist, Kriminalist rc., giebt es nicht; der Professor wird engagirt pour tout faire. Nach einem Zeitraum von zwei bis drei Jahren wird der agrégé zum professeur titulaire ernannt. Auch der Dekan ist auf Lebenszeit vom Minister bestellt. Die meisten Professoren praktiziren zugleich als Advokaten und erhöhen dadurch ihr Einkommen bedeutend. Ob ihr Unterricht dabei an Wissenschaftlichkeit oder auch nur an Sorgfalt gewinnt,

das mag sich der Leser selbst beantworten. Fast die Hälfte der Studirenden wohnt in der Regel nicht in der Stadt, wo die Falkutät errichtet ist. Sie bereiten sich zu Hause durch Bücherstudien — manuels — vor, oder nehmen gerade noch vor Thorschluß einen répétiteur. Die meisten Studenten, die am Orte wohnen, hören ebenfalls solche Repetitoria, die ein Haupteinkommen der jungen Lehrer — ihrer Examinatoren am Jahresschluß! — bilden, und deren Zahlung allein direkt in ihre Tasche fließt. Im übrigen zahlt der Student seine jährliche Inscription wie seine Examinationsgebühren an den Sekretär der Fakultät, der sie an den Finanzminister weiter befördert. Aus dieser Masse wird dann später, nach starkem Abzug, der Gehalt der Professoren bestritten. Die 11 Rechtsfakultäten bringen dem Staat jährlich einen Nettogewinn von 1,200,000 Fr. ein! Das Land, das sich rühmt, allen höheren Unterricht unentgeltlich zu geben, weil die Thüren der Hörsäle jedem Unberufenen geöffnet sind, legt in Wahrheit einen Finanzzoll auf das Studiren. Und so ist's, im Vorbeigehen sei's gesagt, im Grunde mit beinahe all den schönen Generositäten der Revolution: alle Bibliotheken sind offen, um, wie die Hörsäle, von Frierenden und Romanlesern angefüllt zu werden; der Gelehrte aber, der ernstlich nur zu Hause arbeiten kann, darf kein Buch mit heim nehmen. Der Concurs — schon grundsätzlich ein höchst zweifelhaftes System, das nur der plattesten Auffassung von Gerechtigkeit entspricht — wird in der That auf alle Weise beeinflußt. Die Ausschreibung der Professuren an alle Bewerber ist eine leere Formalität, und so verhält sich's mit allen jenen edlen Abstraktionen, die auf dem Papier stehen.

Aehnlich wie die Rechtsschulen sind die facultés de médecine eingerichtet. Ihrer sind nur drei,*) Paris, Montpellier, Straßburg (jetzt Nancy). Daneben existiren freilich etwa zwanzig Vorbereitungsschulen, die aber nur den Anfangsunterricht und das brevet d'officier de santé ertheilen dürfen. Eine faculté des sciences pflegt an demselben Orte zu sein, aber ohne alle Beziehung zu der Medizinschule. Die agrégation ist hier abgeschafft, und die Ernennung erfolgt einseitig durch den Minister. Für alle Professoren, an den drei Fakultäten wie an den Vorbereitungsschulen, ist die Professur durchaus Nebensache; sie sind insgesammt praktische Aerzte, denen der schlecht bezahlte Lehrstuhl nur als réclame beim Publikum dient. Im Uebrigen ist die Organisation dieselbe wie in den Rechtsschulen.

Die katholisch-theologischen Fakultäten führen, außer der Pariser, nur noch ein Scheinleben; es existiren deren etwa vier oder fünf; die Seminarien haben sie in Frankreich, wie bei uns, virtuell getödtet. Die zwei protestantisch-theologischen Fakultäten von Straßburg und Montauban standen in gutem Flor vor dem Kriege, die erstere liberaler, die zweite mehr orthodoxer Richtung angehörend, beide viel von Schweizern besucht.

Die philosophische Fakultät ist in zwei getheilt: eine faculté des lettres, eine faculté des sciences. In jeder der sechzehn Akademien existiren beide, wiewohl oft an verschiedenen Orten. In jeder sind fünf Professoren, die wöchentlich eine Vorlesung halten. Das Publikum dieser,

*) Jetzt sind es sieben: Paris, Montpellier, Nancy, Bordeaux, Lille, Lyon, Toulouse. (Anm. der Herausgeberin.)

unsern populärwissenschaftlichen Vorträgen durchaus ähnlichen Vorlesungen besteht aus Damen, älteren Herren und armen Teufeln, die ein warmes Zimmer suchen. Bei dem ziemlich hohen Niveau der Bildung dieses Auditoriums wird eine solche Vorlesung eine wahre Arbeit für den Professor, namentlich was die Form anlangt. Auch der Gegenstand darf weder ein allgemein bekannter noch ein speziell gelehrter sein; jede Vorlesung muß wie unsere gemeinverständlichen Vorträge ein abgerundetes Ganze bilden, da ja die Zuhörerschaft jedes Mal wechselt und der Professor folglich nie da fortfahren kann, wo er das letzte Mal aufgehört: das Ganze gleicht einem sorgfältig gearbeiteten Revue-Artikel. Da der Wortlaut des Reglements annimmt, daß die Studiosen jene Vorlesungen besuchen, so ist diesen zu Liebe das Triennium eingeführt. Der Professor der Geschichte muß das eine Jahr einen Gegenstand des Alterthums, das zweite einen des Mittelalters, das dritte einen der Neuzeit behandeln. Der Professor der auswärtigen Litteratur — und jede Fakultät hat einen — muß abwechselnd Gegenstände italienischer, deutscher und englischer Litteraturgeschichte vortragen. Ist er im Einen warm geworden, so muß er ihn verlassen, um zum Andern überzuspringen. Oft wird ein Professor versetzt vom Lehrstuhl der französischen Litteratur auf den der alten, von diesem auf den der Philosophie. Kann ja doch nur ein trockner Stockgelehrter ein Spezialist sein. Neben dieser wöchentlichen öffentlichen Vorlesung hält jeder Professor wöchentlich eine Klasse, worin er ein paar verhungerte maîtres répétiteurs für's Licentiatenexamen vorbereitet, ihnen ihre Aufsätze korrigirt ꝛc. Doktorexamen in

der Provinz kommen fast nie vor: sie sind Paris vorbehalten.

Die soziale Stellung des Professors in der Provinz ist im Grunde eine untergeordnete. Da er meist aus einem Gymnasium avancirt ist und die Gymnasiallehrer sich aus den niederen Mittelklassen rekrutiren; da überhaupt vorausgesetzt wird, daß nur ein Mensch, der am Verhungern ist, sich in den Galeerendienst der Pädagogie begeben kann, so besteht bei dem früher geschilderten Kastengeiste der Franzosen eine tiefe Kluft zwischen dem Professor und dem Justiz- oder Verwaltungsbeamten, Advokaten oder Arzt, obschon äußerlich vollständige Gleichheit zu herrschen scheint. Es kommt absolut nicht vor, daß ein bemittelter oder adeliger Franzose in die Université tritt. Der Concurs ist abgeschafft für die facultés des lettres und des sciences. Nur der Doktorhut wird erfordert und dieser fast immer in der Pariser Sorbonne erworben. Es ist der einzige gelehrte Grad, der einen wirklich wissenschaftlichen Charakter besitzt, wenigstens in den facultés des lettres und des sciences. Eine lateinische und eine französische Dissertation, resp. zwei französische, werden hier in eingehender Disputation (soutenance) öffentlich gegen alle Professoren der Fakultät vertheidigt. Auch giebt dieselbe Fakultät nur dann beiden Thesen, wie man die Abhandlungen oder vielmehr Bücher nennt, das imprimatur, wenn sie von eignen und gediegenen Studien zeugen. Ebenso in den anderen drei Fakultäten. Leider bringt es die Einrichtung und der Geist der französischen Universitätsstudien mit sich, daß die Doktorkandidaten nicht leicht aus dem Vollen schöpfen, nicht etwa eine besondere

Frage oder Thatsache ihrer Studien behandeln, sondern ganz von Außen an den Gegenstand herankommen; sich meist auch vorher bei einem Professor Raths erholen, wo wohl noch ein nichtbehandeltes Sujet sei. Das wird dann gewissenhaft und fleißig bearbeitet, aber ohne jenes tiefere Ergreifen und Verstehen, das nur dann vorhanden ist, wenn man den Winkel eines ganzen wohlbekannten Feldes besonders bebaut.*)

*) Der Verfasser erlaubt sich hier in der Anmerkung eine Stelle aus einer längeren Rezension zu geben, die er vor Jahren im „Journal des Débats" veröffentlicht und worin er bei Gelegenheit eines übrigens trefflichen Buches, das als Doktordissertation gedient, den Franzosen selbst seine Ansicht über das Doktorat gesagt hat.

. . . .

III.

On a dit que le volume de M. S. est un livre charmant, bien composé, bien écrit, plein de faits et d'idées, amusant surtout. Comme on pense très sincèrement tout le bien qu'on en a dit, l'auteur pardonnera peut-être au critique de finir son compte-rendu par quelques mots de mauvaise humeur. L'excellent volume de M. S. n'est que le prétexte d'une „querelle d'Allemand" qu'on voudrait faire depuis longtemps à une certaine catégorie d'auteurs. Si ces études avaient paru dans une Revue ou dans un journal, l'observation chagrine qu'on va faire n'aurait pas même d'objet; mais elles ont formé une thèse de doctorat, soutenue en Sorbonne, et il doit être permis aux pédants de ne pas oublier cette première destination du volume.

Le doctorat est en France l'unique examen véritablement scientifique; il importe de ne pas lui enlever ce caractère. On le considère volontiers comme la plus facile de toutes les épreuves universitaires; il devrait en réalité être la plus probante de toutes, et il pourrait l'être, si l'on en observait scrupuleusement les traditions, rétablies par le regretté Victor Le Clerc (den ehemaligen Dekan der Pariser Fakultät). Le baccalauréat doit constater l'instruction encyclopédique et superficielle qu'on est en droit d'exiger de quiconque a la prétention d'appartenir

Wo sind nun aber die Studenten unserer philosophischen Fakultät? Ihre durch die philosophie (selecta) des Gymnasiums schon sehr reduzirte Anzahl steckt in den Spezialschulen: Ecoles polytechnique, normale, centrale,

aux classes éclairées: il demande par conséquent l'étendue plus que la sûreté et la profondeur des connaissances. La licence est là pour prouver qu'on s'est approprié la partie acquise et incontestée de telle ou telle branche du savoir humain; elle a surtout en vue l'exactitude et la solidité de l'instruction spéciale. L'agrégation enfin prétend garantir la capacité didactique d'un candidat en exigeant de lui, du moins pour les lettres, une correction et une pureté presque absolues de la forme. Le doctorat seul permet à celui qui en brigue l'honneur de démontrer qu'il a fait des recherches et des études personnelles. Ce n'est pas de savoir, c'est de science qu'il s'agit en cet examen suprême. Un candidat au doctorat saurait par coeur les manuels les plus compendieux, voire des dictionnaires entiers, que cela ne prouverait pas autant, aux yeux de l'examinateur éclairé, qu'un travail de cent pages sur un point controversé ou sur une date douteuse.

Le doctorat n'est pas davantage une épreuve littéraire. Peu importe que l'auteur d'une thèse écrive le français avec élégance, peu importe même qu'il ait de l'esprit — quoique ce soient là deux choses qui ne gâtent jamais rien; — ce que l'on exige du candidat, sous le rapport de la forme, c'est de la méthode, rien que de la méthode. Il faut donc qu'une thèse prouve, d'une façon irréfutable, que l'auteur, très au courant d'une science ou d'une branche de science, et nageant pour ainsi dire en pleine eau, a su enrichir ou faire progresser cette science en se livrant à des expériences nouvelles ou à des recherches originales sur un point particulier et en employant dans ces travaux des procédés éprouvés, c'ešt-à-dire une méthode rigoureuse.

Ce n'est malheureusement pas ainsi que procèdent la plupart des aspirants docteurs. Ils se réveillent un beau matin, se disant: Il faudrait pourtant être docteur: cela est nécessaire pour entrer dans les Facultés; c'est une recommandation pour une chaire de lycée à Paris; c'est une lettre de passe pour

des forêts, des mines, des ponts et chaussées, des langues orientales, des chartes etc. Der Zweck dieser Schulen aber ist ein ganz praktischer: die Vorbereitung für gewisse Carrièren; nur von Wissen ist hier die Rede, nie von Wissenschaft. Sie sollen Ingenieure, Lehrer, Architekten,

---

être admis parmi les écrivains *sérieux;* mais, hélas! pour y arriver, il faut faire une thèse. Sur quoi pourrais-je bien faire une thèse? Choisirai-je un sujet historique ou une question de philologie? un thème de littérature étrangère ou française, de philosophie ancienne ou moderne? Sur ce, on ce met à la recherche d'un sujet. Naïvement et ingénument on frappe a la porte d'un savant: Monsieur, pourriez-vous m'indiquer un sujet de thèse? Le voilà trouvé, enfin, ce malheureux sujet; il est même assez neuf, assez séduisant; nous avons de l'esprit, nous savons écrire, vite à l'oeuvre; le savant qui nous a indiqué le sujet sera bien assez bon pour nous indiquer aussi les sources où il faut puiser. Jamais on ne songe que, pour traiter une question spéciale, il serait peut-être bon de connaître tous les alentours de cette question; jamais on n'a l'idée qu'on ne s'improvise pas savant sur un point donné. Si les jeunes licenciés et agrégés se livraient simplement, et sans préoccupation de doctorat, à telle étude qui les attire, ils seraient fort étonnés de voir qu'au bout d'un certain temps un sujet de thèse s'imposerait à eux tout spontanément. Un homme qui depuis trois ou quatre ans s'est occupé exclusivement de l'histoire des guerres de religion, par exemple, sans se contenter de ce qui est dûment breveté par l'impression, ne trouvera pas plus de difficultés à écrire une dissertation sur les États de Blois ou une biographie de L'Hôpital, qu'un savant, dont l'étude principale s'est portée sur la poésie épique du moyen-âge, n'en trouve à composer une thèse sur *Renaud de Montauban* ou sur *Doon de Mayence.* L'un et l'autre sauront certes mieux que n'importe quel savant conseiller où chercher leurs sources.

Point n'est besoin pour cela de remonter au moyen-âge ou à l'antiquité, ni d'affecter les dehors rébarbatifs du pédant,

. . . .

Dolmetscher ꝛc. liefern, keine Philologen oder Mathematiker, Linguisten oder Geschichtsforscher. Sie, namentlich die Ecole normale supérieure, worin die höheren Gymnasiallehrer gebildet werden, haben mehr als alles andere zur Ertödtung des wissenschaftlichen Geistes in Frankreich beigetragen. Nur das förmlich konstatirte Wissen, nur die angenehme Form, nur die praktische Fertigkeit wird hier gelehrt. Nichts kommt dem Respekt gleich, den z. B. ein Schüler oder Lehrer der Ecole normale vor einem gedruckten Text hat; dem Schrecken, den ihm eine philologische Konjektur einjagt — er scheint kaum zu zweifeln, daß Aeschylos selbst die Druckbogen der „Oresteia" in der Didot'schen Druckerei korrigirt hat. Renan schreibt die Ertödtung des wissenschaftlichen Geistes in Geschichte, Philosophie und Philologie hauptsächlich dieser Schule zu.

Wie sich's im Sekundärunterricht nur um die formelle Abrichtung handelt, so im höheren nur um die professionelle: dort erwirbt der Jüngling die allgemeinen, hier die speziellen Kenntnisse; dort erlernt er die Form, hier das Métier. Das Resultat ist, daß die Staatsbeamten, wie die Männer der sogenannten „liberalen Carrièren" keinerlei wissenschaftliche Basis haben; daß man überall treffliche Praktikanten — Ingenieure, Aerzte, Advokaten ꝛc. — antrifft, kaum noch einen Gelehrten. Alles, was wirklich wissenschaftlich geleistet wird, wird außerhalb der Université geschaffen. Wäre sie so allmächtig geworden wie Napoleon es wollte; wär' es ihr gelungen, wie es die „Liberalen" noch jetzt wünschen, alle andern vom Staat unabhängigen Institutionen zu zerstören, so wäre es vollständig geschehen um die französische Wissenschaft, und der Nation, die im

16. Jahrhundert den ersten Rang in Philologie und Jurisprudenz, die im 17. in der Metaphysik, im 18. und bis in das erste Viertel dieses Jahrhunderts in der Mathematik und Naturwissenschaft das Höchste leistete — der Nation der Cujacius und Saumaise, der Descartes und Malebranche, der Laplace und Lavoisier, der Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire wäre selbst der Begriff der Wissenschaft verloren gegangen.

Wohl sind seit wenigen Jahren den Fakultäten der Université gefährlich aussehende Nebenbuhlerinnen in den katholischen facultés erwachsen; allein die Gefahr liegt nicht darin, daß sie die Staatsanstalten durch höheren wissenschaftlichen Geist ausstechen, sondern darin, daß sie dieselben in der Abrichtungskunst noch übertreffen; darin auch, daß die Prüfungen dadurch wie in Belgien noch mehr gefälscht werden; daß so das Niveau der höheren Bildung immer mehr sinke. Das Unheil, das die Einführung der „Unterrichtsfreiheit“ — wie man euphemistisch die Schöpfung eines zweiten Unterrichtsmonopols, des kirchlichen neben dem staatlichen, nennt — seit 1850 in dem Gymnasialunterricht angestellt, hat die frommen Gesetzgeber von 1874 nicht abgehalten, dieselbe auch in den Fakultätsunterricht einzuführen. Glücklicherweise mit weniger praktischem Erfolg als dort: denn die „katholischen Fakultäten“, die mit soviel Geräusch eingerichtet wurden, scheinen noch ziemlich leer zu stehen. Sie werden es auch, so lange sie nicht das Recht haben, die akademischen Grade zu verleihen, was vielleicht weniger gefährlich für die Studien sein wird, als die sogenannten „gemischten Prüfungsausschüsse“, die in Belgien soviel Uebel angerichtet haben und, Gott sei

Dank, in Frankreich für's Erste nur noch auf dem Papier bestehen. In diesen vertragen sich nämlich entweder die Mitglieder der feindlichen Körperschaften, Universität und Kirche: dann sind alle Kandidaten sicher durchzukommen; oder sie bekämpfen einander: dann werden die armen jungen Leute solcher Rivalität, die gar Nichts mit der Sache zu thun hat, aufgeopfert. Doch bleibt die schlimmste Folge stets die, daß die mechanischen Methoden des französischen höheren Unterrichts immer noch mechanischer werden durch diesen Wettstreit zwischen den beiden Konkurrenten. Wer bereitet am Besten für's Examen vor? heißt's; nicht, wer führt uns am Tiefsten in die lebendige Wissenschaft ein? Nicht gegen das Vaterland, nicht gegen die republikanische Verfassung, nicht gegen die bürgerlichen Einrichtungen der Revolution und Napoleon's wenden sich die Bestrebungen der Geistlichkeit im Gymnasial- und Fakultätsunterricht — im Volksunterricht haben sie gar keine Tendenz, können sie keine haben —; sondern gegen die Freiheit des Geistes kämpfen sie an, gegen die wissenschaftliche Forschung. Dieses Ziel aber können sie ebensogut und besser im „modernen" Frankreich erreichen als im „feudalen", und bald wird man wohl von der französischen studirenden Jugend mit Faust sagen müssen:

> „Du hast wohl Recht; ich finde nicht die Spur
> Von einem Geist und Alles ist Dressur."

Alle wirklich hervorragenden Denker in Frankreich erkennen diese Gefahr, und selbst Gläubige, wie Tocqueville, betrachten die Laien-Erziehung als die einzige Bürgschaft für Gedankenfreiheit.

In der That giebt es nur wenige noch, die begreifen, daß es etwas außer Brodstudium giebt; daß die Wissenschaft sich selbst Zweck sein könne; daß ein Gelehrter kein Schullehrer ist, der auf die Worte des Meisters schwört und das Auswendiggelernte auswendig lernen läßt; daß Kritik kein Verbrechen gegen den heiligen Geist ist; daß ein Niebuhr oder ein Wolf keine Tempelschänder sind; daß die Wissenschaft etwas Lebendiges, Fortschreitendes ist, und daß sie in der That seit Bossuet und Buffon wirklich einige Fortschritte gemacht hat. Noch heute existiren glorreiche Ausnahmen in Frankreich; aber es sind kühne Waghälse, die dem Joch der Université entronnen sind oder sich nie darunter gebeugt haben; sie hat nicht einen wirklichen Mann der Wissenschaft in siebenzig Jahren hervorgebracht. Wie gern hätte die Revolution alles menschliche Wissen kodifizirt und in manuels gebracht, wenn sie es nur gekonnt; so haben ihre nach jesuitischem Muster geordneten Programme und Reglements doch noch Maschen, wo der lebendige Geist durchzuschlüpfen im Stande ist; noch existiren einige Asyle, wo sich die freie Wissenschaft hinflüchten und befestigen kann. Nur mit Schrecken kann man daran denken, was aus Frankreich geworden wäre, wenn die Ecoles normale und polytechnique die einzigen Pflegestätten der klassischen und mathematischen Wissenschaften geblieben wären — und das lag im ersten Plane.

Glücklicherweise ließ die brutale Art der Revolution einige wenige alte Stämme zurück, worin noch genug Leben pulsirte, um Leben zu schaffen. Um die Académie française und die Académie des inscriptions et belles lettres gruppirten sich, unter dem Gesammtnamen Institut,

drei andere neue Akademien, die von jenen alten schönen Stiftungen Leben und Fruchtbarkeit erhielten. „Das Jahr übt eine heiligende Kraft", und „was grau vor Alter ist", das ehrt der Mensch. Schon dadurch, daß sie in der altehrwürdigen Sorbonne haust, ist der faculté des lettres von Paris ein gewisses Ansehen geblieben, und von allen französischen Institutionen sind die drei einzigen, welche sich aus dem ancien régime erhalten haben, auch die angesehensten: Franz' I. Collége de France, Richelieu's Académie francaise und die Académie des Inscriptions. So viel wie ihr Alter mag auch ihre Autonomie zu diesem Ansehen beitragen — sind sie doch die einzigen Körperschaften des Landes, die sich durch Cooptation ergänzen, die einen Grad von Selbstverwaltung haben. Hier allein herrscht noch wirklich wissenschaftliches Leben; die Professoren der Université, wenn sie nicht selbst Mitglieder des Institut sind — und kein Professor der Provinz ist es — sind Schulmeister oder rednerische Feuilletonisten: hier allein sind Gelehrte; und nichts beweist die wissenschaftliche Höhe dieser Anstalten besser als der Takt, mit dem sie im Ausland ihre Correspondenten, in Paris ihre Mitglieder wählen. Selbst die vielgeschmähte Académie française vollzieht mit der außerordentlichsten Feinsinnigkeit ihr heikles Amt einer Bewahrerin des traditionellen französischen Geschmacks in Schrift und Rede; sie war nur ihrer Pflicht getreu, wenn sie einen Gelehrten im deutschen Style wie Littré ausschloß, einem grand-seigneur im Style des grand-siècle, wie dem letzten Herzog von Broglie, einen Sessel bot. Das Collège de France, gestiftet als Pflegestätte nicht des Unterrichts, sondern der fortschreitenden

Wissenschaft, ist freilich nicht auf seiner Höhe geblieben; die Oeffentlichkeit — die überall unverträglich ist mit ernstem Schaffen und Lernen — hat seinen ursprünglichen Charakter gefälscht, und es ist für einen Mann, welcher Ehrfurcht hat vor der Geschichte, ein wahrer Schmerz, einen Laboulaye, der einst so großes in der Rechtsgeschichte geleistet, einem Auditorium von jungen schönen Amerikanerinnen unterhaltende populäre Vorträge zum Besten geben zu sehen, in den Mauern, wo einst Budé gelehrt.

Doch ist seit wenigen Jahren dem Collège de France eine würdige Nachfolgerin erwachsen in der Ecole des hautes études, der bedeutendsten und hoffentlich folgenreichsten Schöpfung in des vielgescholtenen Duruy oft sehr heilsamer Thätigkeit. Hier ist die Oeffentlichkeit ausgeschlossen; es bildet sich ein persönliches Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler; der Unterricht hat die Gestalt unserer philologischen und historischen Seminarien, unserer chemischen und physiologischen Laboratorien. Hier ist Jugend, Leben, Muth; und wenn es auch ein schlimmes Ding ist, Brodstudium und Wissenschaft so absolut zu trennen, hier einem Lehrer zu sagen: du lehrst das überlieferte, unbestrittene Wissen; dort einem zu gebieten: du bringst die Wissenschaft weiter; dem ersten: mach nur nützliche, fertige Handwerker; dem zweiten: forsche und bringe neue Entdeckungen; wenn auch der lebendige Funke des wissenschaftlichen Berufes mehr Aussicht hat, auf Brennstoff zu fallen unter den Hunderten, die nur einem Beruf nachgehen wollten, als unter den wenigen Einsamen, die fern von aller Anregung in ihrer Dachstube sitzen; obschon es für die Nation im ganzen immer ein unzuberechnendes

Unglück bleibt, wenn ihre gebildeten Stände aller wissenschaftlichen Grundlage entbehren — so ist es doch eine Wohlthat, die das französische Volk dem zweiten Kaiserreiche nicht genug danken kann, daß wenigstens eine Lampe entzündet worden, um die sich die wahren Jünger der Wissenschaft sammeln, von der sie sich können erleuchten lassen. Das Collège de France ist seinen Traditionen untreu geworden; das Institut nimmt nur Gewordene auf; fast alle Werdenden ergreift die Maschine der Université, der Ecoles spéciales, der katholischen Fakultäten mit ihrem Räderwerk, drückt ihnen jeden Tropfen Eigenheit aus, zwängt sie in ihre stereotypen Formen, und liefert sie als glatte, gewandte, geistlose Fabrikarbeiter dem Staat und der Gesellschaft. Wohl Frankreich, wenn auch nur einige wenige in jene bescheidenen Räume an der alten Sorbonne flüchten können, wo vielleicht der Geist eines Henricus Stephanus oder Scaliger wieder zu erwachen im Begriff steht!

Drittes Kapitel.

Die Provinz und Paris.

Auf Grund des Familien- und Unterrichtswesens, unter den sittlichen und gesellschaftlichen Zuständen wie wir sie zu schildern versucht haben, hat sich nun seit dem Beginn dieses Jahrhunderts das geistige und politische Leben der Nation entwickelt, das uns in wenigen Zügen zu charakterisiren bleibt. Freilich würden unsere Beobachtungen, selbst wenn sie weniger skizzenhaft niedergelegt wären, nimmer hinreichen, dieses doppelte Leben erschöpfend zu erklären. Dies zu thun, müßte der Oekonomist, der Geograph und der Statistiker die Resultate ihrer Forschungen über Bodenreichthum, Klima, Küstenausdehnung, über Handel, Industrie und Ackerbau beibringen; müßten der Litterarhistoriker und der politische Geschichtsschreiber die geistige und staatliche Entwicklung der Nation Jahrhunderte hinauf verfolgen und zeigen, welche Richtungen sie dem „modernen Staat“ und der Litteratur unserer Zeit angewiesen hat; es müßte namentlich der Jurist die Civil- und Kriminalgesetzgebung des Landes eingehend studiren

und ihren Geist wie ihre Formen vollständig darlegen. Erst dann könnten die Versuche, das neue Frankreich zu erklären, einigen Anspruch auf Vollständigkeit machen. In idealem Sinne hat dieß ein genialer Dichter gethan. Obschon Balzac nur in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gelebt und gedichtet, so hat er mit dem Auge des Sehers, dem das Vergangene und das Zukünftige gegenwärtig ist, nicht nur das geheimnißvolle Werden des neuen Frankreich geschildert, sondern auch die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs mit prophetischer Sicherheit gezeichnet. Er, der denkende Dichter oder, um genauer zu reden, der dichterische Denker, hat das Wesen der Dinge erschaut und dargestellt. Hätte ihm die Muse zu der Tiefe der Auffassung und der Klarheit des künstlerischen Blickes auch noch die Gabe der künstlerischen Form verliehen, er stünde einzig da in der Litteratur seines Landes; denn ihm ist es gelungen, die verborgen wirkenden Ideen concret vor's Auge zu bringen, ihm zu zeigen, wie in der modernen Einförmigkeit des französischen Volkes, worin das Individuum ganz vor der Gattung zurückzutreten scheint, sich die Individualität doch ihr Recht zu verschaffen weiß. Indeß, neben und unter dem Dichter wie dem Denker, hat auch der Beobachter der zufälligen Wirklichkeit seine Berechtigung, der die einzelnen Erscheinungen sammelt, ihre Vielheit unter allgemeine Rubriken bringt und so selbst wieder dem Dichter Anregung und Stoff verschaffen kann. So möge es uns denn auch erlaubt sein, die Art von Beiträgen zu jenen Erklärungsversuchen zu liefern, welche nur die lebendige Erfahrung erbringen kann, und welche in den Augen des unbefangen Urtheilenden gewiß nicht weniger Werth haben, als die

Data, Ziffern, Fakta und Texte, welche er aus den Büchern schöpfen könnte.

Auf diesem unseren Felde nun begegnet uns ein Phänomen so merkwürdiger Art, daß wir es nicht zu umgehen vermögen — ein Phänomen, ohne dessen Betrachtung jeder Versuch, das geistige und politische Leben Frankreichs zu würdigen, nothwendig fehlschlagen müßte: es begegnet uns der Gegensatz zwischen der Provinz und Paris.

I.

Zu spät bemerkt der Schreiber dieser Zeilen, welch' einen Verstoß er gemacht gegen die heiligen Gebote des Decrets vom Messidor, die ein guter Franzose gewiß nicht außer Acht gelassen hätte. Er hat gewagt, die letzten die ersten sein zu lassen; er hat vergessen, daß der verehrte Text des Decrets vom Messidor, dieses Lieblingsstudiums aller französischen Würdenträger, daß die Rangordnung, welche Bonaparte unter den Staatsdienern eingeführt, der Université den letzten Platz angewiesen — nach dem Klerus, nach dem Heer, nach der Justiz, nach der Verwaltung, nach den Finanzen. Was hätte ein gewisser Staatsprokurator dazu gesagt, den ich einst den Saal verlassen sah, wo er — proh pudor! — unter einem Rektor sitzen sollte? Nun das Unglück geschehen ist, erlaube man mir, das Decret des Messidor, dieses sibyllinische Buch der französischen Hauswirthinnen, ganz beiseite zu lassen und nach meiner eigenen paradoxen Rangordnung zu verfahren.

Die angesehenste Kaste des europäischen China, das man in Frankreich la province nennt, ist zweifelsohne die Magistratur. Napoleon verstand es wunderbar, die Forderungen der abstrakten Symmetrie mit denen der concreten Interessen, Vorurtheile und Leidenschaften zu verbinden. Er schuf einige hundert Tribunale, siebenundzwanzig Appellationsgerichte, einen Cassationshof; aber er verlegte jene Gerichte zweiter und letzter Instanz, — der Cassationshof ist bekanntlich keine Instanz — meistens an die Orte, an denen ehemals die Parlamente getagt: nach Bordeaux z. B. und Rouen, Douai und Dijon ꝛc. Zu Richtern aber bestellte er, wenn er's irgend konnte, die Söhne oder Verwandten der alten Parlamentsräthe, wie er ihnen auch den altehrwürdigen rothen Talar ließ — eine sehr wichtige Aeußerlichkeit, die überall am Platze wäre, in Frankreich aber unerläßlich ist, wenn das spottlustige Volk nicht sogleich in dem Richter den Menschen und Nachbar wiedererkennen soll, in wie strenge Falten er auch im Privatleben sein Gesicht zu legen pflege. Obschon nun seitdem Hunderte von homines novi durch die Staatsanwaltschaft (parquet), manchmal auch, freilich sehr selten, durch die Advokatenbank (barreau) in die Gerichte eingedrungen sind, so hat doch jene Verbindung mit dem alten Parlamentsadel (noblesse de robe) der französischen Justiz ein besonderes Ansehen bewahrt. Noch immer rekrutiren sich zum größten Theil die Richter aus Richterfamilien, und das Ziel ihres Ehrgeizes, dem sie oft die zwanzig besten Jahre ihres Lebens in einem Landstädtchen willig opfern, ist meist: an ihrem Geburtsort ihre Laufbahn zu beschließen; will doch jeder lieber etwas in einem Flecken als gar nichts

in Rom sein; denn die Eitelkeit hat selbst an dem so stark ausgesprochenen Lokalpatriotismus der Franzosen ihr gutes Theil. So viel aber gilt der Richter in seinem Flecken, daß seine Würde und sein ärmlicher Gehalt hinreichen, ihn in der Heirathsfrage — dem einzigen stichhaltigen Kriterium aller gesellschaftlichen Rangverhältnisse — mit den reichsten Erbinnen auf gleichen Fuß zu setzen. Freilich hat das zweite Kaiserthum das Mögliche gethan, jene noch überlebenden Traditionen zu brechen und der Justiz ihren provinziellen Charakter zu benehmen. Es bediente sich des Staatsanwaltes wie des Präfekten, zu politischen Zwecken, brauchte also ergebene, unskrupulöse Kreaturen, die es nur unter wurzellosen Ehrgeizigen finden konnte, als welche durch keine Lokalrücksichten gebunden, durch keine Familienüberlieferungen zurückgehalten waren, und so ist eine Magistratur in der Magistratur entstanden, welche diese wie eine Schmarotzerpflanze zu überwuchern droht.

Man kennt die Organisation der französischen Justiz: es ist diejenige unserer linksrheinischen Lande. Meist geht der Weg zu dem Richteramt (magistrature assise), welche unabsetzbar ist, durch die Staatsanwaltschaft (magistrature debout), welche absetzbar ist; nur selten wird ein Richter unmittelbar, wie in England, aus dem Advokatenstand oder den Friedensrichtern genommen. Wie schlimme Folgen diese Gewohnheit hat, kann man sich denken: in politischer Beziehung werden dadurch die Gerichtsbeamten an geschmeidige Unterwürfigkeit gegen die zeitweilige Regierung, in kriminalistischer an persönliche Animosität gegen die Angeklagten gewöhnt; hängt doch ihre Beförderung im parquet von der Zahl der Verurtheilungen ab, die sie von

der Jury erlangen. Doch wäre es ungerecht, vorauszusetzen, daß diese inquisitorische Verfolgungssucht bewußt ist: der Statsanwalt identifizirt sich überall gern mit dem Staat; auch ist beinahe immer anzunehmen, daß er nur dann einen Angeschuldigten vor die Geschworenen kommen läßt, wenn er seiner Schuld sicher zu sein glaubt. Daher bleibt ihm denn auch diese Voreingenommenheit, selbst wenn er „sich gesetzt hat", d. h. wenn er Richter geworden ist; was die oft skandalöse Parteinahme des Assisenpräsidenten gegen den Angeklagten hinlänglich erklärt. Die Abhängigkeit von der Regierung, die polizeiliche Thätigkeit, die diese ihm auferlegt, vor allem aber der Wunsch nach Beförderung, machen leider meist aus dem französischen Staatsanwalt ein blindes Werkzeug des Ministers in politischen Dingen, einen zweiten angesehneren Präfekten. Dieß der Grund, warum so viele liberale Politiker das Geschwornengericht in Preßangelegenheiten und überhaupt in politischen Vergehen verlangen, obgleich es doch im Grunde nur ein Uebel durch ein anderes ersetzt: die Jury spricht stets frei, wie die Gerichte immer verurtheilen. Fiele die Beförderung weg, und würde der Richter unmittelbar aus der Advokatur genommen, so könnte man auch auf eine gerechte politische Rechtsprechung ohne Geschworene rechnen.

So viel übrigens der französische Richterstand vom politischen und kriminalistischen Standpunkt aus zu wünschen übrig läßt, in der Civiljustiz ist er durchaus vorwurfsfrei, wie denn auch das französische Gerichtsverfahren an Raschheit, Wohlfeilheit, Genauigkeit das aller anderen Länder übertrifft. Einen redlicheren Richterstand giebt es

wohl nicht leicht in Europa; handelt es sich doch im Privatrecht meist um Eigenthums- und Civilstands-Fragen, und man kennt die skrupulöse Achtung der Franzosen vor diesen Grundpfeilern der Gesellschaft. Wie der Jury, die so oft Leidenschaftsverbrechen aller Art aus falscher Sentimentalität oder aus Feigheit vor der öffentlichen Meinung absolvirt, nie der Muth fehlt, Verbrechen gegen das Eigenthum unerbittlich zu ahnden, so wird der Richter in Civilangelegenheiten jedem Zuspruch, jeder Gunst, jeder „Empfehlung" — diesem sonst allmächtigen Motor der französischen Staatsmaschine — durchaus unzugänglich sein. Wie die makellose Unbestechlichkeit des Richters, so ist auch sein gesunder Verstand (bon-sens) lobend hervorzuheben. Es fehlt freilich dem französischen Richter meist an wissenschaftlicher Bildung; aber seine richtige Beurtheilung gegebener Verhältnisse, streitender Charaktere, vorliegender Gesetzestexte, kurz was der Franzose treffend la judiciaire nennt, ist meist unangreifbar, und glücklicherweise pfuscht ihm wenigstens kein Geschwornengericht in die Civiljustiz. Gewisse Urtheile der Tribunale und Appellationshöfe (jugements und arrêts), namentlich aber des Cassationshofes (sentences), dessen Entscheidungen eigentlich die Jurisprudenz feststellen, sind Meisterwerke an Klarheit und Feinheit. Der Franzose ist ein geborner Jurist: ein Unglück für das Land ist nur, daß das Ansehen des Richter- und Advokatenstandes ihm auch eine so große Rolle im politischen Leben verschafft, und dadurch juridischen Ideen viel zu viel Raum im Staatswesen gegeben ist; denn nichts ist vielleicht schlimmer für einen Staat, als wenn die privatrechtliche Anschauung die politische beherrscht. Ein

großer Mißstand im französischen Gerichtswesen ist auch die große Zahl der Gerichte: außer tausend besoldeten Friedensrichtern, siebenundzwanzig Appellationsgerichtshöfe mit je drei Senaten (chambres) von je elf Mitgliedern! Hunderte von Tribunalen mit je fünf Richtern! Ich kenne solche Tribunale, die in einem Jahre nicht zwanzig Prozesse abzuurtheilen gehabt. Der Hofgerichtsrath sitzt nur dreimal in der Woche während weniger Stunden; in solchem Nichtsthun verrostet natürlich die beste Intelligenz. Welcher tüchtige Advokat aber wird um einen elenden Gehalt von 4000 Frcs. die einträgliche Advokatur verlassen, um „sich zu setzen"? Bei der Zahl der Eisenbahnen und den völlig veränderten Verhältnissen könnte man bequem die Zahl der Richter auf ein Viertel reduziren, ihre Gehalte aber vervierfachen. Eine weit weniger radikale Reform schlug vor einigen Jahren Baron Jouvenel in der Nationalversammlung unter allgemeinem Murren vor und fügte mit schwermüthiger Resignation hinzu: „Je sais que nous sommes dans un pays où il est plus difficile de supprimer un tribunal que de renverser un trône."

Die Justiz gehört gemeiniglich nicht zur „Kolonie" einer Provinzialstadt oder doch wenigstens nur zum geringsten Theil. Diese besteht aus den höheren Verwaltungs- und Finanzbeamten, Offizieren und Professoren und bildet wiederum mit dem Adel, den Gutsbesitzern, Notaren, Advokaten, Aerzten, reichen Kaufleuten, und ortsangehörigen Justizbeamten der Stadt die „Gesellschaft", worin sie das bewegliche und bewegende Element ausmacht. Doch würde man sich sehr täuschen, wenn man glaubte, diese Bewegung sei eine geistige und die Kolonie brächte

einen idealeren Gehalt in die Provinzialgesellschaft. Recht im Gegentheil, ist es der Eingeborene, welcher bisweilen noch ein höheres Interesse bewahrt. Der Kolonist gehört, wie der Soldat, wie der Priester, einem Allgemeinen an, ist durch Nichts mit den lokalen Interessen verbunden, schwebt wurzellos in der Luft. Ehre und Disciplin geben dem Vaterlande des Soldaten, der Armee, doch immer noch eine feste Grundlage, auf der der Einzelne sich vergessen kann und muß. In noch höherem Grade findet dieß auf die Kirche, das eigentliche Vaterland des Priesters, seine Anwendung. Der französische Beamte aber, wie er geworden ist, sieht meist in dem Staate, dem er dient, nichts als eine große Versorgungsanstalt. Doch erfüllt er seine Pflichten noch immer mit Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, mehr vielleicht aus amour-propre und um sich keinem Verweise auszusetzen, als aus wirklichem Interesse, immerhin mit Fleiß und Verstand. Ungeduldiger Ehrgeiz, Wunsch nach Beförderung, Streben nach Gehaltszulage oder Bewerben um eine Auszeichnung füllen sein ganzes Leben aus. Wie sein Amt ihm stets nur Mittel zum Zweck bleibt, so auch die Wahl seiner Bekannten, der Grad seiner Vertraulichkeit, ja der Gegenstand seiner Unterhaltungen. Alles muß ihm dienen und dient ihm. Zeitlebens bleibt er ein Fremder in der Stadt, in die ihn die Laune des Ministers gesandt und die er morgen freudig verläßt, wenn eine neue Garnison ihm irgend welche äußere Vortheile in Aussicht stellt. Nur die Elite der Bureaukratie, d. h. der hohe Beamte der Hauptstadt, pflegt seine Thätigkeit in höherem Sinne aufzufassen.

Das wahre Centrum dieser Kolonie, wie der Pro-

vinzialgesellschaft überhaupt, ist der oberste Verwaltungsbeamte der Stadt, der Präfekt oder der Unterpräfekt. Ueber die Organisation der französischen Verwaltung ist alles gesagt. Zwei treffliche kollegiale Obrigkeiten, der Staatsrath in Paris und die Präfekturräthe in der Provinz, versehen auf's beste die wirkliche Verwaltung und Verwaltungsjustiz. Die gewählten Autoritäten — Generalrath, Bezirksrath und Gemeinderath — haben bisher durchaus keine Bedeutung und keinerlei Macht gehabt, obschon die Ehre, im Generalrath zu sitzen, ungemein hoch geschätzt wurde; man kann fast sagen, daß der Generalrath den hohen Adel des Departements ausmachte, den Adel im ewigen Sinne, wie er immer und überall, mit oder ohne Titel, wiederentstehen wird: reiche gebildete Grundbesitzer von ererbtem Vermögen. Ostensibel, und auf politischem Gebiete auch thatsächlich, ist der Präfekt die Hauptperson in der Verwaltung; namentlich aber spielt er gesellschaftlich eine große Rolle. Oft ein talentvoller, ehrgeiziger junger Mann, dem positive Kenntnisse abgehen und eine bescheidene sichere Carrière zu langsam ist, öfter ein herabgekommener Adeliger, der seinen Titel für ein hohes Einkommen hergiebt, immer protegirt von einflußreichen Damen, bereit im Dienste des Ministers heute das pro und morgen das contra zu vertheidigen, um ein glänzendes und vornehmes Leben weiter führen zu können, manchmal auch ein Mann von wirklichem Werth, der die Präfektur in der Provinz als Staffel zu einem angesehenen Posten in Paris betrachtet, ist unser Satrap vor allem immer ein werthvolles Werkzeug der Regierung, um die öffentliche Stimmung in der Provinz zu erforschen und zu gewinnen.

Eine der Hauptattributionen dieser hohen, stark besoldeten Beamten — die meist von den örtlichen Interessen, von den Ackerbau-, Industrie- und Handelsverhältnissen des Departements, das sie verwalten, nur eine sehr unklare Vorstellung haben und heute von Lille nach Bordeaux, morgen von Nancy nach Rouen geschickt werden — besteht im Geben von endlosen Herrendiners, Gesellschaften und Bällen, nach denen der sparsame Provinzial sehr lecker ist, und die er doch nicht gern selbst bestreiten mag. Er entschließt sich wohl, wenn er reich ist und gerade eine Tochter zu verheirathen hat, einmal in seinem Leben ein großes Fest zu geben; aber nicht leicht mehr. An öffentlichen Bällen nehmen Familien guten Standes nicht theil. Nächst dem Visitenmachen aber — das zu einem System erhoben worden und den Damen, die alle ihre wöchentlichen Empfangstage und -Abende haben, statt unserer Kaffeegesellschaften dient — sind die Soiréen beinahe die einzige Zerstreuung des armen gelangweilten Provinzialbewohners und seiner Ehehälfte, die sich doch auch einmal in ihrem Leben amüsiren will und nicht wie das deutsche Mädchen, vor der Verheirathung ihren legitimen Vergnügungstheil gehabt, während der ersten Jahre ihrer Ehe aber durch die Kindersorgen in Anspruch genommen worden. Nun wagt der Franzose an Reisen nicht zu denken, an der Natur und dem Spaziergang hat er nun einmal kein Gefallen, das Theater ist ihm meist zu theuer; denn seine Frau muß ja Toilette machen um hinzugehen. Concerte sind eine große Seltenheit. Seine Whist- oder l'Hombre-Partie mit Schwägern, Vettern oder Hausfreunden hat er täglich, und da sehnt er sich denn doch manchmal nach

Abwechslung und Anregung. Subskriptions- oder Klubbälle giebt's nicht, oder, kommen sie zu Stande, so geht doch die gute Gesellschaft nicht gerne hin; selbst Vergnügungsgärten als Ziele von Spaziergängen bestehen nicht, wie denn auch die Frauen, selbst des niederen Mittelstandes, nie in ein Kaffeehaus oder eine Restauration gehen, selbst wenn sie in der Umgegend der Stadt wäre; und Fußtouren kennt man nicht. Museen und Leihbibliotheken sind selten in der Provinz; und, wo sie bestehen, von der äußersten Armuth: an fremde Zeitungen, Zeitschriften oder Bücher ist in keiner Stadt unter 100,000 Einwohnern auch nur entfernt zu denken. Gelehrte Gesellschaften giebt es zwar überall, auch Klubs; aber die Thätigkeit der ersteren beschränkt sich auf gegenseitige akademische Beräucherung; die anderen sind im Grunde Spielgesellschaften, aus denen jede Unterhaltung verbannt ist. Die zahllosen Vereine aller Art, die in jeder kleinen deutschen Stadt blühen, sind dem französischen Provinzialen durchaus unbekannt. So sind denn natürlich die Abendgesellschaften nächst dem Auf- und Abwandeln oder Fahren auf dem Promenadeplatz der Stadt, die Hauptgelegenheiten für ihn, um sein Bedürfniß der Geselligkeit zu befriedigen.

Da ist's, wo mit viel Behagen, meist auch mit ziemlichem Witz, die Tagesfragen besprochen werden: Theater und Prozesse, Parlamentsreden und Artikel der Revue,*) Heirathen, Dekorationen, Beförderungen, Versetzungen, vor

---

*) Dies meint natürlich die Revue des Deux Mondes, welche la Revue κατ᾽ ἐξοχήν ist. Man weiß, daß es keine Verleger, kaum Buchhändler in der Provinz giebt; an provinzielle Zeitschriften ist natürlich gar nicht zu denken.

allem aber was in der Präfektur vorgeht. „Wird Madame la Préfète noch einen Ball geben oder nicht? Welche neue Toilette wird sie wohl diesmal hervorbringen? Wird der General auch hinkommen? Er soll schlecht mit dem Präfekten stehen;“ und was der interessanten Neuigkeiten mehr sind, natürlich mit der gewöhnlichen menschlichen Begleitung von Eitelkeit und Neid, Empfindlichkeit und Malice, Neugierde und Schadenfreude: tout comme chez nous, mit dem Unterschiede jedoch, daß bei uns alle dergleichen Menschlichkeiten sich mehr auf Gegenstände moralischer Natur, als Freundschaft, Vertrauen, Theilnahme, Talent, bei den Franzosen mehr auf's Äußere, als Vorrang, Glanz, Titel und Bändchen, werfen. Auch ist die médisance des Franzosen weit harmloser als die deutsche, mehr auf die Lächerlichkeiten des Nachbarn, als auf seine Sittlichkeit gerichtet. Das ist nun einmal in seiner Natur und wird durch die Erziehung sorgfältigst entwickelt. Wie den Völkern germanischer Race die Lüge als das Schlimmste erscheint, so dem Celten das Lächerliche; und wie der beste Franzose im Stande ist, eine gute Handlung, zu der ihn sein erstes Gefühl treibt, zu unterlassen, weil sie lächerlich ist, so rügt er auch vor Allem, bei Fremden oder Bekannten, das Lächerliche. Indeß ist dabei, wie bei seiner Eitelkeit, immer eine gewisse heitere Gutmüthigkeit, die solche Schwächen merklich mildert. Freilich muß man, um den Franzosen billig zu beurtheilen, ihn zu Hause sehen. Im Auslande ist er bekanntlich nicht wohl gelitten und mit Recht nicht wohl gelitten, während jeder Ausländer, der in Frankreich gewohnt, gerne dahin zurückkehrt. Der Franzose bildet sich zwar naiv genug ein, er sei, selbst in Kriegszeiten und als

herzengewinnender Eroberer, ein willkommener Gast all-überall. Welche Gefühle er in Spanien, Norddeutschland, Italien auf seinen Siegeszügen gesät, ahnt er nicht oder übersieht er mit Absicht. Seine zwei Nationaluntugenden — la femme et la casse — scheinen ihm so natürlich, daß er nicht begreift, wie man sie ihm so hoch anrechnen mag: ce sont pêchés véniels in seinen Augen, die tödtlichste Verletzung für die Betroffenen. Man braucht nur die Spuren der zwecklosen Zerstörungswuth, welche sich in den Religionskriegen, dem Pfälzer Kriege, der Revolution und noch jüngst in der Kommunezeit so grell zeigte, mit den so wohlerhaltenen Resten des ebenfalls durch Revolutionen und Religionskriege heimgesuchten Altenglands zu vergleichen, um von diesem eigenthümlichen Kitzel sich eine Vorstellung zu machen. Junge Leute, die sich gerne belustigen, haben selten eine Rechnung im Wirthshause, auf der nicht die casse als stehender Posten figurirte. Aber auch im Frieden ist der Franzose daheim liebenswürdiger als in der Fremde. Zu Hause wird eben des Franzosen grenzenlose individuelle Eitelkeit durch die seiner Landsleute im Schache gehalten; im Auslande läßt sie sich freien Lauf, weil sie die Abwesenheit oder den geringen Grad dieser Untugend bei den Nichtfranzosen ganz naiv als ein stillschweigendes Eingeständniß der Inferiorität derselben annimmt. Zu Hause wird aber auch die maßlose National-eitelkeit nicht so störend als in der Fremde, wo sich der Franzose namentlich den Spaniern und Italiern, bislang auch den Deutschen gegenüber, als so gewaltig überlegen gerirt und nie des Klagens satt wird. Denn es ist eine Bemerkung, die sich Jedem aufdrängen muß, daß, während

der Engländer, der Italiener, der Deutsche, der Russe das Ausland, in dem er lebt, liebgewinnt, der Franzose, selbst nach zwanzigjährigem Aufenhalte unter einem Volke, noch immer nicht über dessen Sitten, Charakter und geistige Stumpfheit zu jammern müde wird. Doch zurück zu unserm Provinzialmandarinenthum.

Nächst dem Präfekten oder Unterpräfekten ist der Receveur général die Hauptperson der Departements-hauptstadt — wenn er da ist. Meist ein reicher Finanzier, der die hohe Kaution aus eigenen Mitteln zahlen kann, oder der Schützling eines solchen Finanzier, giebt er oft nur seinen Namen her, veranstaltet einige glänzende Bälle in der Provinz, und lebt im übrigen ruhig fort in Paris mit seiner muntern Gesellschaft. Noch immer sieht er frappant dem alten Generalpächter ähnlich, von dem Voltaire so schöne Räubergeschichten zu erzählen wußte, obschon seine Funktionen, wie man weiß, verschieden sind. Das ganze System wurde eigentlich von Napoleon als Auskunftsmittel in einer schwierigen Finanzlage gegründet, als er, um augenblickliche Vorschüsse zu erlangen, dem Staat große Opfer auferlegen mußte; er dachte nicht daran, es als endgiltig zu betrachten. Aber 1814 kam, und es blieb. Die Namen sind vor wenigen Jahren geändert worden: der staatlich bestellte Spekulant mit dem Steuerkapital heißt jetzt trésorier payeur général; doch ist er noch genau derselbe, der er im Jahre 1803 war. Diese einträglichen Posten, oft von 100—200,000 Franken jährlich, werden nur durch Gunst, Einfluß der hohen Finanzwelt oder Verwendung sehr vornehmer und mächtiger Damen vergeben. Ebenso ist es mit dem receveur parti-

culier — jetzt payeur genannt — der in der Bezirkshauptstadt dieselbe Rolle spielt, wie der receveur général im chef-lieu de département. Man schätzt ihn durchschnittlich auf 15—20,000 Franken jährlichen Einkommens.

Das unbesoldete Ehrenamt eines Maire wird gewöhnlich von der Regierung einem angesehenen, konservativ gesinnten Rentner übertragen, bleibt aber oft jahrelang unbesetzt in den mittlern und größern Städten; so schwierig ist die Wahl, so ungern nimmt ein unabhängiger Mann sie an. Läßt sich am Ende doch jemand dazu bestimmen, so ist's gemeiniglich nur, um nach einem oder zwei Jahren äußerst undankbarer Thätigkeit das rothe Bändchen zu bekommen, den Lebenstraum jedes Franzosen, das er dann, wie bekannt, sogar auf der Straße, auf der Jagd, ja sogar am Schlafrocke und am Badekostüm trägt. Länger als ein oder zwei Jahre hält es natürlich niemand leicht aus, der Gegenstand der Kritik aller seiner Mitbürger und der gehorsame Diener des Präfekten zu sein, alle von der Regierung aufgezwungenen mißliebigen Maßregeln auf seine Schultern zu nehmen und dabei doch den Staatsautoritäten gegenüber in untergeordneter Stellung zu sein. Es tritt alsdann wieder das gewohnte Interim ein, während dessen die Adjunkten die laufenden Geschäfte versehen. Auf dem Dorf ist der Maire gewöhnlich der Gutsherr, d. h. da die moderne Gesetzgebung den seigneur du village nicht mehr anerkennt, der bedeutendste Grundbesitzer von Bildung, vorausgesetzt, daß er konservativ ist, selbst wenn er kein warmer Anhänger der gerade herrschenden Dynastie sein sollte. Die ohnmächtigen Muni-

cipalräthe werden meist unter den wohlhabenderen Bürgersleuten gewählt.

Keiner von allen jenen hohen Beamten hat ein Examen irgendeiner Art zu bestehen; für die meisten derselben genügt die licence en droit, für viele sogar die maturitas. Nicht so der ingénieur en chef des Departements und der ingénieur ordinaire des Bezirks, welche hohes Ansehen genießen. Da sie zu den ersten Schülern der école polytechnique gehört haben müssen, die école polytechnique aber die bewundertste Anstalt des Landes ist, so kann man sich denken, daß man den glücklichen Ingenieur für die Quintessenz des Talents, der Bildung und des Verdienstes hält. Er ist in der That das reinste und vollständigste Produkt der Art von Verstandesbildung, welche die Revolution geträumt, wie der agrégé des lettres, der aus der Normalschule kommt, das verwirklichte Ideal der von ihr angestrebten Geschmacksbildung ist. Da er zudem noch durch seine Sporteln ein bedeutendes Einkommen hat, so vergißt man ihm, wenn er zufällig nicht von guter Familie sein sollte, gerne seine niedere Herkunft, und er steht ebenbürtig neben dem beschäftigten Arzte, Anwalt oder Notar.

Eine Frankreich ganz eigenthümliche Klasse der Gesellschaft ist die der kleinen Rentner. Unendlich viel junge Leute aus dem Kleinhandel gehen nach Paris — manchmal auch nach einer der andern fünf oder sechs Großstädte des Landes — und erarbeiten sich da langsam ihr bescheidnes kleines Vermögen, wie der Engländer sein unbescheidnes rasch in den Kolonien erwirbt. Aber selbst Paris ist ein Ort der Verbannung für Viele. Die allgemeine Regel

ist, daß ein Franzose dieses Standes sich mit fünfzig Jahren vom Geschäfte zurückzieht, wie der Beamte und Militär gleich nach Ablauf seiner dreißig Jahre Dienstzeit den Abschied begehrt und seine Vaterstadt wieder aufsucht, wo er dann, je nach seinem Ausgangspunkte mit 10,000, 5000 oder 3000 Franken bescheiden, aber komfortabel lebt, sich ein Häuschen kauft, womöglich Municipalrath oder, ist er ein zurückgezogener Militär, Nationalgardenoffizier, ist er ein pensionirter Professor, Mitglied der Akademie wird und danach trachtet, seine Töchter an irgend einen jungen Beamten zu verheirathen. Frankreichs Wohlstand, beiläufig sei's gesagt, beruht auf der Allgemeinheit dieses Lebensplanes: d. h. auf Sparsamkeit, wie der englische auf Ausdehnung der Bedürfnisse beruht, welche doppelte Arbeit und doppelte Produktion erheischt. Wer im französischen Mittelstande eine andere Methode befolgt, gilt für einen Verschwender oder für einen unzuverlässigen Spekulanten. Das Landleben ist bei der Städternation par excellence nicht sehr beliebt; nur die reichen Adligen haben das Schloßleben seit einigen Jahrzehnten wieder in Schwung gebracht.

Natürlich gestalten sich alle diese Verhältnisse ganz anders in den großen Seehäfen und Manufakturstädten. Hier ist der Beamte, selbst der höchste, wenig angesehen und lebt abseiten von der Kaufmannsgesellschaft, mit der er wegen der Beschränktheit seiner Mittel nicht konkurriren kann. Denn selbst ein Präfekt mit 50,000 Franken Gehalt, was ist er gegen einen reichen Kaufherrn von Bordeaux oder Marseille? Das Leben dieser Städte nun gleicht außerordentlich dem von Liverpool und Manchester,

Hamburg und Köln: viel Prunksucht, viel materieller Genuß, namentlich Tafelfreuden, Alles mit etwas mehr Geschmack und Styl als bei uns; wenig intime Geselligkeit, aber viel Staat. Hier sind es nun die alten Firmen, die naturgemäß das Patriziat, die Aristokratie bilden, wie überall und immer, in Florenz und Venedig, in Lübeck und Augsburg. Im Allgemeinen ist indeß der höhere Kaufmannsstand in Frankreich bei Weitem gebildeter, als im heutigen Deutschland und England, freilich auch weniger zahlreich. — In den großen Manufakturstädten, wie Lyon, Rouen und Lille, sind dieser alten Familien natürlich nur wenige, da, zumal in letzterer Stadt, die Industrie erst seit wenigen Jahrzehnten ihren großen Aufschwung genommen. Hier sind die Familien, meist von selbsterworbenem Wohlstand, sehr ausgedehnt und genügen sich selber in geselliger Beziehung beinahe ganz: doch ist diese verwandtschaftliche Geselligkeit eine herzliche. Diese etwas rohen, aber achtbaren, meist sehr frommen Kreise erinnern in mancher Hinsicht, wie's denn nicht gut anders sein kann, an die Bewohner von Städten, wie Crefeld und Chemnitz, Sheffield oder Birmingham.

II.

Auf die angegebenen Kategorien, zu denen man noch die wohlhabenden Kaufleute en gros rechnen muß, beschränkt sich die „Gesellschaft" in den kleinen und mittleren Städten der Provinz. Die niederen Beamten aller Bu=

reaux (Präfektur und Einnehmerei, Mairie und öffentliche Arbeiten), sogar solche, die bei uns eine wissenschaftliche Bildung haben müßten, sind Tagelöhner, ohne klassische und juristische Bildung, und werden als solche betrachtet. Sie gehören nicht zur „Gesellschaft", sind nicht Honoratioren, wie man das bei uns zu nennen pflegt. Ebenso wenig die Polizeibeamten, selbst die höchsten (commissaires). Die revolutionäre Ueberlieferung betrachtet eben diesen nützlichsten, aufopferndsten aller Stände nicht als einen Beschützer und Wächter der öffentlichen Sicherheit, sondern als den geschworenen Feind des Bürgers und als professionellen Aufspürer. Wieviel auch manche Regierungen dazu beigetragen haben mögen, dieses Vorurtheil groß zu ziehen, im großen Ganzen ist es durchaus unberechtigt: die französische Polizei steht an Muth, Pflichttreue und Intelligenz keiner Polizei der Welt nach.*) Wie schon früher auseinander gesetzt, ist auch der Gymnasiallehrer von der „Gesellschaft" einer Provinzialstadt ausgeschlossen, während der Fakultätsprofessor darin gerne geduldet ist, wenn er auch nicht das Ansehen eines Stabsoffiziers, eines Unterpräfekten oder Richters genießt; wie denn auch der Staat, der fast alle Obersten mit dem Komthurkreuz der Ehrenlegion behängt, dem Professor nie einen höheren

*) Wer etwa daran zweifeln möchte, der lese Maxime du Camp's Bände über Paris und seinen Organismus. Es ist bezeichnend, daß das Bekanntwerden mit der wirklichen Polizei, zu dem ihm seine Forschungen zwangen, den ehemaligen Republikaner und Garibaldiner, einen Mann, der alle demokratischen Vorurtheile gegen die Polizei getheilt hatte, zum Konservatismus bekehrt hat. M. du Camp ist ein materiell und moralisch unabhängiger Mann, der nie eine Staatsstelle bekleidet hat.

Rang als den eines Ritters (unsre 4. Klasse) verleiht. In Deutschland und Italien findet bekanntlich in dieser Beziehung ein Gleichheits-Verhältniß zwischen Heer und Universität statt, was immerhin einen Rückschluß auf die Werthschätzung der dem Lande geleisteten Dienste in verschiedenen Staaten gestattet.

Merkwürdigerweise gehört auch das Offizierkorps als solches nicht eigentlich zur Gesellschaft wie in Deutschland. An ein Verschmelzen der bürgerlichen und militärischen Elemente durch die Ehe ist schon wegen der häufigen Garnisonswechsel nicht zu denken, selbst wenn das herrschende Vorurtheil des Bürgerstandes gegen die Armee dieser Verbindung nicht im Wege stünde. Auch hierin läßt sich der gesunde Instinkt des französischen Volkes nicht irre führen. Wie die Regierung fortwährend gezwungen ist, die Absurdität revolutionärer Gesetze durch den Mißbrauch zu korrigiren — man denke nur an den schweigend beseitigten concours bei so vielen Ernennungen — so macht die Gesellschaft stillschweigend und thatsächlich ihre Rechte geltend, wenn eine theoretisirende Gesetzgebung dieselben außer Acht gelassen oder mit Füßen getreten, um einer abstrakten Konzeption von Gerechtigkeit zu schmeicheln. Der vielbewunderte Gründer der amerikanischen Republik — er wäre auch wohl weniger bewundert in Frankreich, wüßte man nur recht, welch' eingefleischter Aristokrat er im Grunde war — Washington gab dem Kriegsminister als erste Regel: „Nehmt immer nur gentlemen zu Offizieren.“ Das demokratische Frankreich kann solche Ungerechtigkeit, wäre sie auch in der Natur des Menschen und den Gesetzen aller Gesellschaft

begründet, nimmermehr gutheißen. Muß ja doch jeder Soldat den Marschallstab in seiner Patrontasche tragen. Diesem Grundsatze zu Liebe wird also der größte Theil der Offiziere aus den Reihen der Unteroffiziere genommen. Ihr Ansehen bei den Truppen ist ein sehr zweifelhaftes; und wären die höheren Offiziere vom Major aufwärts nicht alle Leute aus höheren Gesellschafts- und Bildungskreisen, so wäre es schlimm um die Disciplin bestellt. Der Soldat mag den Offizier fürchten, der die Macht hat ihn zu strafen; er vertraut nur dem, der ihm durch seine Ueberlegenheit imponirt. Schon in der Militärschule spricht der werdende Offizier von seinem künftigen Kameraden, der jetzt als adjudant in der Schule fungirt, mit Ausdrücken hochmüthiger Verachtung. Ungebildet und unbekannt mit den gesellschaftlichen Formen, wünscht der aus Reih' und Glied beförderte Offizier gar nicht in die Gesellschaft seiner Garnisonsstadt zu kommen; fühlt er sich doch viel wohler in seinem Kaffeehause bei Absynth, Pfeife und Piquet. Der Offizier, welcher sich zurückzieht, um zu studiren, wird als Pedant, derjenige, der in die Gesellschaft zu bringen versucht, als dameret von den Kameraden verlacht, beide als keine „rechten Kerle" angesehen. Ja, es ist vorgekommen, daß von oben herab die „theoretischen, abstrakten Studien" der Offiziere, als gefährlich für die Disciplin, entmuthigt wurden. Unnöthige Vorsicht! Der französische Offizier ist nur zu froh, wenn er die Studien mit der Schule hinter sich lassen kann: der Beförderung ist er ja sicher, sei's durch Gunst, sei's durch Anciennetät.

Denn es ist ein merkwürdiger Zug, daß, während in dem friedlich gesinnten Deutschland der Militärdienst als

eine Ehre angesehen ist, er in dem kriegerischen Frankreich als eine Last und ein untergeordnetes Handwerk betrachtet wird. Die hartnäckige Aufrechterhaltung des Stellvertretersystems, welches die Ausschließung der Gebildeten mit sich brachte, hat der Armee ihren Landknechtscharakter nie ganz benehmen können. Natürlich kann das herrschende Garnisonssystem die Kluft zwischen Heer und Bürgerthum nur noch erweitern. Frankreich, das seit vier Jahrhunderten geeinte, wagt noch immer nicht das Provinzialsystem einzuführen. Ein corps d'armée de Picardie oder de Normandie scheint ihm die belle unité française zu gefährden, während ein Hannöverisches oder Sächsisches Armeekorps unserer jungen Einheit so ganz ungefährlich dünkt. (Die neugeschaffene „Territorialarmee" ist mehr eine Miliz, als ein stehendes Heer.) Dadurch aber, daß der Offizier und der Soldat einer Provinz angehören, behalten sie doch immer noch eine gewisse Fühlung mit der bürgerlichen Gesellschaft, die natürlich ganz wegfällt, wenn ein Regiment willkürlich aus Gascognern und Bretagnern, Burgundern und Provençalen zusammengesetzt ist; wenn Offizier und Soldat alle sechs Monate die Garnison wechseln und nie ihrer Vaterstadt oder ihrem Dorfe nahe kommen können. Ihnen wird bei dem langen Dienst — sieben Jahre*) — die Kaserne zur Heimath wie Wallensteins Soldaten das Lager. Wer einer Aushebung beigewohnt hat, weiß wie das Volk von dem Kriegsdienst denkt; wer mit Offizieren gelebt, weiß wie die Gesellschaft ihn ansieht. Für sie sind eigentlich nur diejenigen Offi-

*) Seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (Gesetz vom 7. Juli 1872) nur noch drei Jahre. (Anm. der Herausgeberin.)

ziere bescheidener Herkunft salonfähig, welche den „gelehrten Waffengattungen“ (armes savantes) angehören oder die höheren Grade erreicht haben, was wiederum fast nur den Söhnen gebildeter Familien, welche aus den Militärschulen kommen, nicht den ehemaligen Unteroffizieren niederer Geburt, möglich ist. Auch setzt sich, wie gesagt, das natürliche Gesetz gar schnell an die Stelle des unnatürlichen. Bei uns z. B. pflegen alle Offiziere eines Regiments, vom Oberst bis zum Unterlieutenant, zusammen zu speisen; ja der Fähnrich und der Freiwillige nehmen an der Tafel Theil; gehören sie doch zu derselben Gesellschaft, zu demselben Bildungskreise, ob sie nun adelig seien oder nicht. In Frankreich hat man, um die hierarchischen Entfernungen aufrecht zu halten, die Maßregel getroffen, daß für jeden Grad eine Tafel besteht; da ist ein Lieutenantstisch, ein Kapitänstisch ꝛc. Was ist die Folge? Kaum ist abgegessen, kaum der Kaffee genommen, so schleicht der Lieutenant Marquis de Trois-Etoiles von seinen Kameraden weg, wirft sich in Civil, und wenige Minuten darauf begegnet er in Gesellschaft oder im Klub dem Major, dem Oberst, dem General, die wie er zur guten Gesellschaft gehören. Wie würde sich ein vom Sergeanten zum Lieutenant avancirter Vierziger im Jockey-Klub ausnehmen? Und man mache sich keine Illusionen über eine mögliche Reform: nie wird ein französisches Parlament es wagen, die demokratische Offiziersbeförderung abzuschaffen. Nie wird das Stellvertretungssystem, wenn es auch jetzt de jure nicht mehr existirt, de facto aufhören zu existiren. Einfluß, Verwendung, Gunst entscheiden ja am Ende über alles im demokratischen Staat, und es

müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, sollte nicht jeder Advokaten- und Richterssohn irgend einen guten Grund zur Exemption auftreiben, der es dem Gönner oder der Gönnerin möglich machte, höheren Orts mit Erfolg zu interveniren.

Uebrigens ist das seit 1872 eingeführte Programm für die Freiwilligenexamina nicht dazu angethan, auch dem allerunwissendsten Bürgersohn die Vergünstigung des einjährigen Dienstes abzuschneiden. Schon soll sich das jährliche Kontingent der Einjährigen auf 20,000 belaufen. Diese spielen natürlich im Heere der demokratischen Republik eine ganz andere Rolle, als in der preußischen Junkerarmee. Sie bilden zwar keine besonderen Bataillone wie in Italien, aber sie erhalten doch eine besondere Unterweisung, nach welcher sie in die Regimenter und Kasernen vertheilt werden. Dort sollen sie mit den Kameraden aus der gemeinsamen Schüssel essen, wie sie sich selbst die Stiefel wichsen sollen; allein man weiß sich „einzurichten" und für ein gutes Trinkgeld bereitet die Cantinière auch in einem Lande der Gleichheit ein besonderes Essen für „guter Leute Kinder". Schon jetzt wird mit Neid auf die „1500-Frankenleute" geschielt: denn im Grunde genügt die Zahlung dieser Summe, damit jeder Handwerker oder Bauernjunge, der ein paar Jahre in den unteren Klassen einer Realschule II. Ordnung herumgerutscht, einjähriger Freiwilliger werde und somit die Anwartschaft auf ein einstiges Offizierpatent in der Territorialarmee bekomme, in die sie für's Erste nur als Feldwebel eintreten. Auch sollen die Unteroffiziere vom Handwerk und die aus dem Unteroffiziersstande beförderten Lieutenants, welche die Instruktion

dieser „Freiwilligen“ haben, sie nicht wenig hänseln und ihnen höchst fühlbar machen, daß die französische Armee eine demokratische ist, die keine Standesunterschiede kennt. Uebrigens kann man schlimmsten Falls aus der ersten Kategorie in die zweite versetzt werden, dann dient man vollends nur sechs Monate und braucht nicht einmal jene elementare Prüfung zu bestehen. Das nennt man „allgemeine Dienstpflicht“ in den Ländern wo

il est avec le ciel des accommodements,

die wir Pedanten, Fürstendiener und Barbaren nicht kennen.

Ein eigenes Kapitel wäre über den Klerus zu schreiben, dessen Einfluß so groß in Frankreich ist, der durch die Frauen aller Stände so bedeutend einwirkt auf Staat und Gesellschaft. Doch ist die Geistlichkeit ihrer Natur und Bildung nach mehr Kosmopolit als irgend ein anderer Stand; und ich wüßte vom französischen Klerus eben nicht viel anderes zu sagen, als vom deutschen: er wird in denselben Klassen rekrutirt, erhält dieselbe Erziehung, war duldsam in den zwanziger und dreißiger Jahren, ist nun unduldsam unter der Anleitung der Gesellschaft Jesu; er hat dieselbe mit Hochmuth wechselnde Demuth, welche die Priester aller Religionen und Nationen kennzeichnet; nur ist er in Frankreich vielleicht korrekter, unbescholtener in seinem sittlichen Wandel, als in irgend einem anderen Lande. Er hält sich ferner von der Gesellschaft und ihren Zerstreuungen. Seine Berührnng mit den Männern ist selten, und er wird, wenn er nicht gerade Kanonikus oder Bischof ist, ziemlich cavalièrement von ihnen behandelt. Um so größer ist sein Einfluß auf die Frauen und durch

sie auf die Kindererziehung. Auf dem Lande ist sein Ansehen noch geringer als in der Stadt. Der Bauer ist im allgemeinen konservativ und geht mit dem Pfarrer; aber nicht von ihm, sondern von dem Präfekten oder dem Gutsherrn erhält er seine Parole. Bei diesem speist monsieur le curé noch allfreitäglich am Ende des Tisches, wie in den guten alten Zeiten, und es ist des Gutsherrn religiöse Gesinnung, welche dem Pfarrer Ansehen verschafft, nicht des Pfarrers geistliche Autorität, die das Ansehen des Gutsherrn mit Prestige umgiebt. Daß aber im hohen Klerus, in den Seminarien, in den Klöstern Männer ersten Ranges an Charakter, Geist und Bildung wirken, wird niemand leugnen wollen, der ihrer Wirksamkeit zu folgen die Gelegenheit gehabt. Frankreich ist noch immer das Land der Bossuet und Fénelon, Massillon und Bourdaloue: aus der französischen Geistlichkeit sind Lamennais und Lacordaire hervorgegangen, und Msgr. Dupanloup wie Abbé Gratry werden nicht leicht in einem anderen Land ihres gleichen finden.

Mit wunderbarem Geschick hat sich namentlich die Gesellschaft Jesu, welche in Frankreich ihr Hauptlager hat, die Resultate der exakten Wissenschaften und der Naturforschung anzueignen gewußt, genau wie sie einst die Errungenschaften des Humanismus, anstatt sie zu bekämpfen, sich zu eigen gemacht, den Geist der Prüfung aus diesem, wie jetzt den Geist der Forschung aus jenen verbannend und so das gefährliche Werkzeug unschädlich machend. Beinahe überall machen die geistlichen Schulen den Staatsgymnasien eine wirksame Konkurrenz und, da sie von der Elite der Geistlichkeit geleitet werden, bei den Staats-

prüfungen größere Erfolge erzielen, dabei den Ruf haben, eine bessere „Erziehung“ (éducation) zu geben, so gewinnen sie täglich mehr Boden. Freilich fangen die alten Ueberlieferungen sich in dem Maße zu verwischen an, als der Romanismus im Klerus die Oberhand gewinnt. Der Geist der Mäßigung — der während der ersten Jahrzehnte des Concordats, als die Kirche Frankreichs noch eine Staatsanstalt war, die französische Geistlichkeit auszeichnete — hat wie überall der Exaltation Platz gemacht. Der französische Bischof und Pfarrer von 1830 betrachtete sich noch immer ein wenig, wie Napoleon ihn betrachtet haben wollte, als einen Staatsdiener, dem der Kultus oblag, nicht als einen Kämpfer für Rom und die Oberherrschaft der Kirche. Das ist Alles ganz anders geworden, seit die Klöster, und mit ihnen die Miliz des heiligen Stuhles, wieder erstanden sind. Frankreichs Klerus hat den Gallikanismus, seine alte Unabhängigkeit von Rom aufgegeben — aber nur weil er selbst Rom und die Kirche beherrscht, weil, man kann es ohne Uebertreibung sagen, Frankreich heute Rom und die Kirche selber ist. Doch hat die französische Geistlichkeit nie versucht, am Concordat zu rütteln, gegen die Ernennung der Bischöfe durch den Staat, die Civilehe, die Civilstandsregister ꝛc. zu wühlen. Sie hat den „modernen Staat“ angenommen, weil sie einst ihn und durch ihn die Welt zu beherrschen gedenkt; und vorausgesetzt, daß man diese Absicht nicht zu sehr merken lasse und damit den großen Haufen der Franzosen — schon mißtrauisch genug, sowohl gegen klerikale Uebertreibungen, als gegen atheistische Lästerungen — nicht ernstlich erschrecke, ist kein Grund vorhanden, weshalb sie nicht ge=

lingen sollte. Und sind denn in der That die Unfehlbarkeit der Revolution und die Autorität der Kirche, sind die Conception und die Hierarchie des „modernen Staates" so sehr verschieden von der Conception und der Hierarchie der katholischen Kirche?*)

Bei der geringen Anzahl von Protestanten und Israeliten in Frankreich ist es von wenig Interesse, die Diener der beiden andern „vom Staate anerkannten und bezahlten Culte" näher zu betrachten. Sie haben wenig oder keinen Einfluß auf den Staat und die Gesellschaft des modernen Frankreichs, während in ihrem Wesen und Treiben die Nachwirkung der Revolution ebenfalls nicht zu verkennen ist. Auch hier ist die Religion ein politisches Interesse geworden: alle politisch Konservativen sind in der That streng rechtgläubig, alle Republikaner gehören den freieren Richtungen an; und wie Herr Guizot, so nimmt der Großrabbiner Partei für die weltliche Macht, weil die „Solidarität der konservativen Interessen" es erheischt. Auch hier, wie in der Moral, wie in der Wissenschaft, wie in der Kunst handelt es sich in Frankreich weniger um die Befriedigung eines inneren Dranges, als um Fragen der Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit, Convenienz und Partei.

---

*) Ein merkwürdiges Phänomen, dessen Räthsel ich nie entziffern konnte, überlasse ich Scharfsinnigeren zur Betrachtung. Das leichtlebige, verständige, nüchterne, redselige Frankreich ist das Land, wo der strengste aller monastischen Orden, die schweigende ascetische Trappe, gegründet worden; sie, die in keinem anderen Lande sich je hat erhalten können, hat in Frankreich noch heute verschiedene Stätten, deren furchtbarer Ernst schneidend absticht gegen das weltliche Treiben ringsumher.

Die Religion ist eben auch in den Dienst des Interesses, oder offen zu reden, des Egoismus genommen worden, wie alle anderen großen Schöpfungen vergangener Jahrhunderte, aus denen der Geist längst gewichen, der sie einst beseelt und die nur noch wie gespenstische Gerippe herrlicher Prachtbauten in die moderne Welt hineinragen, bald als Stütze, bald als Obdach dienend für die tausendfachen weltlichen Gewerbe eines entgötterten Zeitalters.

III.

Die Parabel vom Perserschah, welcher Auszüge aus seiner reichen Bibliothek anfertigen, dann die Auszüge wieder ausziehen ließ, und sofort, bis er endlich in einem Bande die ganze Weisheit der Weisen in Händen zu halten glaubte — sie scheint für die wunderbare Stadt geschrieben zu sein, die in ihren Mauern alles höhere Leben Frankreichs einschließt. Für die meisten Fremden existirt dieses Paris in Wirklichkeit nicht, für sie ist das große Capharnaum entweder ein ungeheurer „Kunstkörper" — wie Goethe von Rom zu sagen pflegte — dessen Schätze sie bewundernd anstaunen ohne sie mit dem Leben in Verbindung zu setzen, oder ein verhundertfachtes Baden-Baden, eine große Vergnügungsfabrik und, je nach ihrem Temperament oder ihren Grundsätzen, berauschen sie sich auf die roheste Weise in den Produkten dieser Fabrik oder fühlen sie sich tugendhaft angeekelt bei dem Anblick all der unheimlichen Feuer und schmutzigen Räderwerke, die sie in Bewegung setzen.

Dem ist nicht so für die seltenen Fremden, die der politischen, künstlerischen oder litterarischen Welt angehören, und denen es gelingt — was noch viel seltener der Fall ist — in's wahre Paris einzudringen. Sie fühlen, oder fühlten wenigstens bisher, daß sie da wirklich am „sausenden Webstuhl der Zeit“ standen und zusahen, wie ein gut Theil an „der Gottheit lebendigem Kleid“ gewirkt wurde. Was ihnen anfangs freilich mehr auffällt, ist: bei jedem Schritt und Tritt auf jene weitverzweigte Alles umfassende Organisation zu stoßen, von der ich früher gesprochen, und die keinen anderen Zweck hat, als die kitzlichste der menschlichen Schwachheiten, die Eitelkeit zu kitzeln. Bald aber entdecken sie auch wie eine Destillerie aller geistigen — spirituellen und spirituosen — Kräfte einer liebenswürdigen, reichbegabten und thätigen Nation, deren gute und schlimme Eigenschaften zehn Jahrhunderte einer bewegten Geschichte entwickelt und auf die Oberfläche getrieben haben. Solche Fremde allein können sich rühmen, das „schöne Ungeheuer“ zu kennen, welches Ruhm und Ruin des ganzen Landes ist, Muster eines feinen Gesellschaftslebens und verzehrender Krebsschaden, der die Nation verhindert, sich als freies Gemeinwesen zu konstituiren.

Man hat tausendmal wiederholt, daß Paris Frankreich ist; aber das Wort will nicht buchstäblich genommen sein, wenn man anders diesen merkwürdigen Mikrokosmus richtig verstehen, wenn man begreifen will, was ihn von London und Berlin, von Wien und Rom unterscheidet. Paris zieht nicht allein unaufhörlich an sich, koncentrirt und verbraucht das beste, was das ganze Land hervorbringt; es unterwirft es noch einmal einem zweiten Raffine-

mentsprozeß, welcher, um die reinste Essenz zu erlangen, die Pflanze selbst vertrocknet. Paris lebt nur von dem neuen Blut, das ihm aus der Provinz zuströmt; sein eigenes Blut hat das Fieber zu arm gemacht, als daß es noch zeugen könnte. Der wahre Pariser: der Pariser, der den Fremden bezaubert und den Landsmann mit Bewunderung erfüllt, ist nicht geboren zwischen der barrière du Trône und dem arc de l'Etoile; es ist der Provinziale, der in der Blüthe der Jugend, getrieben von seinem unbewußten Beruf, seinem Talent und seinem Muth, in die Hauptstadt gezogen und sich dort der großen Pariser Schule unterworfen hat. Von jeher war Paris, wie London, der Mittelpunkt des geistigen und des politischen Lebens; aber es absorbirte dasselbe nicht. Ein Montaigne und ein Montesquieu, obschon sie den Reiz der Hauptstadt vollauf würdigten, konnten doch noch fern von Paris leben, denken und schreiben; die Parlamente hatten noch Macht und Ansehen, und selbst ein Intendant wie Turgot hatte genug Freiheit der Bewegung, um in seiner Provinz umfassende Reformen durchzuführen. Alles das wäre durchaus unmöglich heutzutage. Seit die Napoleonischen Einrichtungen ganz Frankreich zu einer großen Civilkaserne gemacht, ist die Provinz allen unabhängigen Geistern und Charakteren geradezu unerträglich geworden. Die ungeheure Maschine erdrückt Alles, dessen sie habhaft werden kann, und wehe dem wirklich Bedeutenden, der sich von ihr erfassen läßt. Sein bester Lebenssaft wird ihm ausgedrückt, und es dauert nicht lange, so wandelt auch er, eine Larve unter Larven.

Gar Viele freilich wissen zu entschlüpfen. Sie wissen

selbst nicht welcher Geist sie treibt, nur Eines sind sie sich bewußt: sie wollen nicht ihr Bestes, ihre Individualität, aufgeben, dem Moloch opfern, und so entfliehen sie in das gemeinsame Asyl, den Freihof aller derjenigen, die dem Chinesenthum der Provinz entronnen. Es sind die Besten und die Schlimmsten der Nation: der Abenteurer, der Schwindler, der Verbrecher; aber auch das Genie das sich keiner Formel, der Charakter, der sich keiner Vormundschaft unterwerfen will, kommen hier zusammen. Der letzte Rest von geistiger Unabhängigkeit und von Unternehmungsgeist hat sich dahin geflüchtet. Im Guten wie im Bösen läßt Paris die Provinz weit hinter sich „in wesenlosem Scheine.“ Da die Wanderlust des Germanen nicht in des Franzosen Charakter liegt und die Auswanderungslust noch weniger, so wird ihm Paris nicht allein sein Italien und seine Schweiz, sondern auch sein Amerika. Paris ist die Bildungsschule für die Talente, welche zu gut sind für die vorhergesehene Abrichtung des Staates; es ist das geistige Freudenhaus, wo der Epikureer intellektueller Bildung, der in der Provinz verschmachtet, seine feinsten Genußbedürfnisse befriedigt; es ist der far West, wo alles, was mit Muth, Energie und Talent allein eine Stellung zu erkämpfen hat, sein Glück versucht.

So erklärt sich auch die relative Vorurtheilslosigkeit des Parisers — die relative, sage ich; denn über seinen Schatten springt Niemand, und selbst der beste Pariser bleibt bis zu einem gewissen Grad Franzose in seinem Autoritätsglauben und seiner Furcht sich auszuzeichnen — doch ist er kühn in seinen Ansichten, excentrisch in seinem Thun, wenn er zusammengehalten wird mit dem

Provinzialen. Freilich hängt damit auch wieder die dem Pariser meist anklebende Unwissenheit der Realitäten zusammen, wie sie sich in der Presse, dem Theater, dem Roman so grell zeigt. Er lebt außerhalb des provinziellen Schlendrians, in seinen individuellen Anschauungen oder in den die Hauptstadt beherrschenden Idealen — wir würden sagen, Abstraktionen — und so entgeht ihm leicht die Wirklichkeit.

Sonderbar sticht die Buntscheckigkeit dieser Pariser Gesellschaft gegen die trostlose Monotonie der Provinz ab. Alles, was sich nun einmal im lebendigen Organismus einer Nation nicht in Rubriken subsumiren läßt, findet der Fremde da vereinigt. Da es keinen Verleger, keine Zeitung — wenigstens keine einflußreiche — keinen Kunstmarkt, kein politisches Leben irgend einer Art in der Provinz giebt, so können Künstler und Gelehrte, Journalisten und Litteraten, Politiker und gebildete Genüßler (jouisseurs) buchstäblich nur in Paris leben. Nirgends herrscht eine größere Gleichheit als unter den zwei- bis dreitausend Leuten, die sich „ganz Paris“ zu nennen pflegen. Gleichheit, — nicht Herablassung, übertriebne Höflichkeit gegen den Niederen, lautes Feiern, Bewundern, Anstaunen, Auszeichnen der geistig Hervorragenden, — sondern wirklich gleicher, zwangloser Umgang. Hier zählt nur die Persönlichkeit, der Rang ist gar Nichts. Unter den Männern der Pariser „Gesellschaft“ giebts durchaus keinen Unterschied zwischen Herzog und Zeitungsschreiber, zwischen Berühmtheit und Obscurität, zwischen Arm und Reich; freilich ist's nicht leicht für den Zeitungsschreiber, die Obscurität und den Armen hineinzubringen: ist er aber einmal darin, dann ist er auch

ganz Gleichberechtigter. Daher fühlen sich denn auch die Schriftsteller von Verdienst so wohl in Paris und haben sie ihm, von Montaigne bis auf Victor Hugo, eine so schöne Reputation gemacht.

Auch der reiche Adelige zieht sich immer mehr nach englischer Sitte auf sein Schloß zurück, und kommt, anstatt wie ehedem seinen ganzen Winter in der naheliegenden Provinzialstadt zuzubringen, im Frühjahr auf wenige Monate nach Paris. Er giebt der Hauptstadt jenes cachet äußerlicher Eleganz, das sie so sehr vor allen anderen Kapitalen Europas auszeichnet. Und der äußeren Eleganz entspricht die innere, wenn das Wort Eleganz nicht gar zu sehr im Widerspruch mit dem Adjektiv stehen sollte. Der französische hohe Adel, der älteste Europas, der sich aber fortwährend durch den einfließenden Reichthum der hohen Finanz und die Zulassung der ersten Würdenträger des Staates geistig und geldlich flott erhält, hat eine gewisse Freiheit des Tons behalten, die von der Prüderie der Provinz nicht geduldet werden würde. In der That, wer Frankreich von seiner besten Seite kennen lernen will, thut wohl, mit dem wohlhabenden Adel auf dem Lande Bekanntschaft zu machen. Da hat sich die vie de château in großem Style mit ihrer gesunden Thätigkeit und ihren gesunden Freuden, mit ihrer herzlichen Gastfreiheit und heitren Geselligkeit immer mehr entwickelt, seit der legitimistische Adel (1830) und später auch der orleanistische (1852) so gut wie ausgeschlossen von der großen Politik, nur noch an Munizipal- und Departementalverwaltung Theil nehmen konnte, und andererseits die Städte das ausschließliche Feld für die Kämpfe der Radikalen und der jeweiligen

Regierung geworden sind. Wer weiß, ob nicht von diesem, gemeiniglich sehr durchgebildeten und wenn auch im Allgemeinen royalistisch, doch sehr liberal gesinnten Theil der Nation, der sich seit dreißig Jahren wieder praktisch im selfgovernment zu üben begonnen hat, am Ende noch die innere Wiederherstellung Frankreichs ausgehen wird? Freilich sind die Tage fern, wo der französische Adel an der Spitze der fortschrittlichen Bewegung stand und sich für die Ideale des 18. Jahrhunderts begeisterte; aber an Geschäftserfahrung, an Pflichtgefühl, an geistiger Bildung, an Patriotismus, an Feinheit der Sitte — freilich auch an Leichtfertigkeit der Sitten — geht er noch immer wie zu Zeiten Choiseuls der ganzen Nation voran. Männer wie Broglie (der Vater) und Tocqueville, wie Luynes und Charette, würden jeder Aristokratie zur Zierde gereichen. Trefflichst hat sich dieser Adel noch vor wenig Jahren im Kriege bewährt, als er, das Vaterland über die Partei stellend, wie Ein Mann in den Kampf zog; obschon dieser von einer ihm feindlich gesinnten, sittlich wenig achtbaren, politisch unfähigen Fraktion geleitet wurde, welche sich durch eine Ueberrumpelung schnödester Sorte des Staatsruders bemächtigt hatte. Keine andere Partei, keine andere Gesellschaftsklasse in Frankreich würde einer gleichen Selbstverleugnung fähig gewesen sein.

Neben dem Adel, oft auch im Schoße des Adels, bildete die Deputation bis 1876 eine bedeutende und angesehene Fraktion von tout Paris. Außer den großen Städten, die gewöhnlich Journalisten und Advokaten traurigster Notorietät in die Kammer schickten, ward der Deputirte meist unter den gebildetsten und wohlhabendsten

Grundbesitzern gewählt: er bildete in dem gesetzgebenden Körper wie in der Pariser Gesellschaft das Element des gesunden Menschenverstandes und das Bindeglied mit der Realität der Provinz. Er machte weniger von sich reden als der zungenfertige Advokat der Linken, leistete aber in jeder Beziehung mehr; sein Urtheil war gemeiniglich gesund und vorurtheilsfrei. Unabhängig durch Vermögen und Stellung, war er meist unabhängig als Charakter, was man auch zum Gegentheile sagen mochte; natürlich war er in der Regel konservativ und als solcher von der Linken als Reaktionär verdächtigt und von den gehorsamen Dienern „der öffentlichen Meinung“ als der gehorsame Diener der jeweiligen Regierung dargestellt. Auch er verbrachte die Hälfte des Jahres in Paris. Dieß Verhältniß mag sich zeitweilig geändert haben; allein es wird sich immer wiederherstellen, sei's indem das Land wieder seine Vertreter in der Gesellschaftsklasse holt, wo er sie bis zum Jahre 1876 geholt, sei's daß die „angekommnen“ Journalisten, Advokaten und Professoren Wasser in ihren Wein gießen und die Lebens- und Anschauungsweise der wohlhabenden Stände annehmen, wie die Thiers, Cousin, Barrot nach 1830, wovon schon jetzt viele Anzeichen sichtbar sein sollen.

Man weiß, daß alle großen Finanzunternehmungen des Reiches in Paris ihren Hauptsitz haben: daher die Vertretung der Geldmacht durch ihre intelligentesten Köpfe neben der Vertretung des Grundbesitzes durch seine gebildetsten Leute. Nicht nur alle Versicherungs-Anstalten, Banken, Eisenbahn-Gesellschaften u. s. w. haben ihre Centralbureaux in Paris — alle ehrgeizigen, gewinnsüchtigen, oft ungewissenhaften, immer erfindungsreichen, gewandten

und unternehmenden Spekulanten ziehen sich dahin, und bringen das Geld in fieberhafte Bewegung, wie die Litteraten und Journalisten die Gedanken in schwindelnde Schwingung versetzen. Man vergesse nicht den hohen und höchsten Beamten: soviel auch die Gunst, die allmächtige, überall eingreifen mag — diese Gunst ist nicht unintelligent. Wenn es auch dem Stärksten und Gewandtesten unmöglich wäre, die Leiter zu erklimmen, ohne daß Andere ihm hinaufhülfen, so helfen eben die Andern doch nur Starken und Gewandten hinauf. Die Spitzen der Verwaltung und der Justiz sind nie Mittelmäßigkeiten. Die leitenden Beamten Frankreichs, die in Paris ihren Sitz haben, sind ohne Ausnahme hervorragende Intelligenzen.

Ist es nöthig vom Maler und Bildhauer, vom Dichter und Journalisten, vom Schriftsteller und Gelehrten, vom Advokaten und Arzt, vom Kaufmann und Industriellen zu sprechen? Wer hat nicht Balzac's Romane gelesen, in denen mit prophetischem Geist die ganze zweite Hälfte des Jahrhunderts vorausgeschildert worden? Welche Tragödien und welche Possen birgt nicht die ungeheure Stadt in ihrem Schoße! Wie Viele unterliegen, wie Wenige halten sich überm Wasser, von diesen Wenigen wie Wenige erreichen das Ufer! Welche Illusionen, welche Träume des Ehrgeizes liegen nicht in der großen Nekropole begraben! Und welche Rekruten, zahllos, verzweifelt, verbittert, rachedürstend, liefert das Ungeheuer nicht dem Verbrechen und der Emeute! Aber die Wenigen, die sich starken Armes, festen Blickes, unbeugsamen Herzens durchgearbeitet, welche, die vorgeschriebene sichere Laufbahn der Staatsschule und des Staatsdienstes verschmähend, sich selbst ihre Existenz

in täglichem, ja stündlichem Kampf erobert — sie gehören, selbst wenn sie das blinde Glück mehr als verdient gefördert hätte, zu den Besten der Nation.

Auch die Liebenswürdigkeit und Grazie des Pariser Arbeiters, so lange man sich nicht mit ihm auf Politik einläßt, trägt unendlich viel dazu bei, das Leben in Paris angenehm zu machen. Der behende Witz, die Anstelligkeit, die Hülfsbereitheit, der Geschmack, die Höflichkeit, die schöne Sprache, die Lebhaftigkeit, die Redlichkeit des Pariser Handwerkers finden wohl nirgends ihres Gleichen und bilden einen, und nicht den mindesten, jener unmerklichen, beinahe unwiderstehlichen Reize der einzigen Stadt, namentlich wie sie noch vor dreißig Jahren war, ehe noch der durch die großen Bauten veranlaßte Zudrang der roheren ländlichen Proletarier und der Zufluß des fremden Elementes in die wohlhabenden Klassen ihren eigenthümlichen Charakter so sehr verwischt und die Trunksucht so bedenklich unter den Arbeitern um sich gegriffen hatte. Die Verwüstungen, welche dieses Laster unter den Arbeitern, namentlich den Mechanikern, in Paris angerichtet hat, schildert M. Denis Poulot — ehemals selbst Arbeiter, später einer der zwanzig Bürgermeister von Paris — mit grellen Farben in seinem merkwürdigen Buche „Le Sublime".*) Man würde indessen sehr irren, wollte man die Beobachtungen des Herrn Poulot auf alle Klassen von Pariser Arbeitern ausdehnen oder auch aus diesen Beobachtungen den Schluß ziehen, daß die Arbeit selbst unter dem Einfluß dieses Lasters in hohem Grade leide. Es läßt sich vielmehr

*) S. Anhang II.

behaupten, daß die Verläßlichkeit der Pariser Handwerker, wie die Gediegenheit ihrer Arbeit das Leben in Paris erleichtern — denn auch bei diesem wie bei allen Ständen ersetzt der amour-propre, keine schlechte Arbeit zu liefern, vollauf die etwa mangelnde Gewissenhaftigkeit*). Wenn aber selbst der ärmste Bettler eine Art

*) Man höre einen Deutschen, J. Lessing in der Nationalzeitung, 7. und 9. Dezember 1873, Nummer 571, 573: angeführt von P. de Lagarde (über die gegenwärtige Lage des Deutschen Reiches S. 110): „Bei keinem Volke ist die eigentliche Arbeit d. h. die technische, sorgsame und gewissenhafte Durchführung so weit gediehen als bei den Franzosen, während nirgends so nachlässig und auf bloßen Schein gearbeitet wird, als gerade in Deutschland. Der moderne französische Ouvrier hat seinen Handwerkerstolz, in dem er es mit dem besten Zunftmeister des 16. Jahrhunderts aufnimmt. Er setzt seine Ehre darein, jedes Stück, das aus seiner Werkstatt hervorgeht, bis zum letzten Punkt vollendet auszustatten, er schreibt in gerechtem Stolz seinen Namen darauf, und wenn es zur Ausstellung geht, so kommt er selbst, zieht seine Blouse an und packt seine Sachen aus und wieder ein und steht Jedem Rede und Antwort über das, was er macht, und weiß seine Waaren zur Geltung zu bringen, aber auch zugleich die Vorzüge der Anderen voll und ganz anzuerkennen. Er ist jeder Bildung zugänglich. Er hält die kunstwissenschaftlichen Journale und kauft alte Ornamentstiche, nach welchen er arbeitet. Er bildet sich seine Spezialität aus, in welcher er unablässig zur höchsten Vollendung es zu bringen sucht, und wenn man an seinem Schautische das nicht findet, was man sucht, so führt er den Fremden mit der größten Bereitwilligkeit zu seinem Nachbar und Konkurrenten, bei welchem der betreffende Gegenstand allenfalls zu finden sein möchte. Er ordnet sich willig dem Ganzen unter und hält darauf, daß seine Ausstellungsgegenstände nicht durch zu starkes Hervortreten den Gesammtanblick der französischen Abtheilung schädigen. Vor Allem aber hat er die vortreffliche Eigenschaft, daß er seine Verpflichtungen einhält und die Stücke, auf welche er Bestellungen annimmt, zur rechten Zeit und in

von Nostalgie für diese Atmosphäre von Paris empfand, wie viel besser läßt sich das Heimweh eines Heine, eines Schlabrendorf erklären, sobald sie der anziehenden, mit allen Reizen einer alten Kultur, mit allen Denkmalen einer großen Geschichte geschmückten Zauberin nur auf Wochen den Rücken wenden mußten.

Zu allen diesen unmittelbar produzirenden thätigen Bestandtheilen von Paris rechne man nun die beschaulichen, die genießenden, die nur mittelbar produzirenden: den Sonderling, der es müde geworden, sich in der Provinz angaffen zu lassen; den Skeptiker, der gern in der ersten Reihe des Parquets sitzt, um das Schauspiel der menschlichen Thorheit und Weisheit anzusehen; den Kunstsinnigen und den Feinschmecker geistiger Unterhaltung, der es vorzieht, direkt auf dem großen Markt seine Einkäufe zu machen; den Diplomaten, der das Dasein anderer Inter=

---

untadelhafter Ausführung abliefert, Eigenschaften, die das Gegentheil von jener berufenen Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit sind.

Im geraden Gegensatz dazu steht jetzt die Mehrzahl der deutschen Handwerker, welche die gedankenlose und nur auf äußeren Schein berechnete Arbeit liefern, ohne Ahnung davon, was ein Anderer Besseres machen kann, sondern nur beschäftigt, ähnliche Gegenstände flüchtiger und billiger herzustellen; welche sich nicht scheuen, mit Nachgüssen fremder Arbeiten ihre Ausstellung zu schmücken, welche keinen Arbeiterstolz, sondern nur noch einen Preiskourant kennen und keinen Maßstab für den Werth des von ihnen Hervorgebrachten haben.

Das deutsche Kunstgewerbe befindet sich in arger Zerfahrenheit. Das einfache Gewerbe selbst ist auf dem schlechtesten Wege — dem, Alles möglichst billig herstellen zu wollen. Die guten auswärtigen Muster werden in schlechtem Material und schlechter Technik wiedergegeben, gute Erfindungen heimischer Künstler verstümmelt, um möglichst bequem massenhaft hergestellt werden zu können.

essen als die des französischen Staatsmannes fortwährend in Erinnerung bringt; den Fremden überhaupt, so unbedeutend er auch sein möge — leitet er doch immer in den Kreis von einheimischen Ideen, Anschauungen und Gewohnheiten, der, so weit er sei, sich immer erschöpft, ein neues Bächlein, das die Strömung belebt und erfrischt.

Dies die Hauptelemente, aus denen die Pariser „Gesellschaft“ besteht, die gewisse Provinzialen so ungeschickt nachzuahmen suchen. Wer nicht in den Kreisen der Provinz gelebt, wo man die Leichtigkeit und Vorurtheilslosigkeit der Pariser Sitten zu äffen sucht; wer nicht Provinzial-Akademien, Provinzial-Jockey-Klubs, Provinzial-Lorettenwesen, Provinzial-Journalismus kennt — macht sich nur schwer eine Idee von der Rohheit und Plumpheit, deren selbst ein leichter Franzose fähig sein kann, wenn ihm die Natur Talent und Feinheit versagt hat; wer sie aber kennt, wird schon eine Erholung finden in den korrekten, langweiligen, aber anständigen und ehrenhaften Kreisen der gewöhnlichen Provinzialen; mehr noch natürlich, wenn er in die Pariser „Gesellschaft“ selbst dringen kann.

Freilich wird es einem Deutschen schwerer fallen als irgend einem andern Europäer, sich von Dieser eine Vorstellung zu machen, wenn er nicht vollständig darin gelebt hat. London und Rom, wenn sie auch gerade nicht das exquisite gesellschaftliche Leben haben, welches das Privilegium von Paris ist, besitzen wenigstens eine Gesellschaft, d. h. ein Ganzes von Conventionen und Vorurtheilen, die den Codex einer Nation in der Nation ausmachen. Der Deutsche besitzt gar nichts der Art; er hat nicht nur nicht die Virtuosität des Franzosen, diese nur allzu wirklichen

Schranken zu verbergen oder doch mit Blumen-Guirlanden zu umgeben — er kennt sie gar nicht. Goethe sagte von Deutschland: es habe keine Komödie, weil es keine Gesellschaft habe, und selten ist ein wahreres Wort gesagt worden. Die Herrschaft der Mittelklassen, die übertriebene Decentralisation, der Mangel an materiellem Wohlstand, die Abwesenheit des Formensinns, die Furcht vor der Lüge — Alles hat dazu beigetragen, ins deutsche Leben ein gewisses Sichgehenlassen einzuführen, welches verbietet, sich den geringsten Zwang aufzuerlegen, sowie eine gewisse Rauhheit, die für Offenheit gilt. Aus Furcht, affektirt zu erscheinen, wagt der Deutsche sogar nicht, seine Ideen, deren Reichthum Frau v. Staël so auffiel, in Relief zu bringen; dieser Mangel an Inscenesetzung aber läßt sie im Zustande von rohen Diamanten, und nur die geschliffenen Steine glänzen. Kein Land hat mehr Individualitäten als Deutschland, und da sie sich nicht in die Uniform der Mode stecken, treten sie noch mehr hervor; weil sie aber zu gar keinem gegenseitigen Zugeständniß bereit sind, endigt es gewöhnlich damit, daß sie auf einander prallen oder sich vermeiden. Dabei der Ernst des Deutschen, der nicht, wie der Pariser, über die Fragen hinzugleiten versteht, und der, wenn er nicht insistirt und ergründet, ungewissenhaft zu sein und sich der „Oberflächlichkeit" schuldig zu machen glaubt. Die Furcht, Andern etwas Liebenswürdiges zu sagen und so seiner eigenen Würde durch schnöde Schmeichelei Etwas zu vergeben; eine Wahrhaftigkeit, die nicht mit sich reden läßt; die Abwesenheit von Vorurtheilen und Convenienzen; der Mangel großer und gemeinschaftlicher Ueberlieferungen — alles Das macht, daß Deutschland, daß

Berlin keine Gesellschaft besitzt, wie die, welche den happy few unter dem Namen von tout Paris bekannt ist. Da sich aber nun zu diesen geselligen Annehmlichkeiten der Freiheit und des Witzes, der Anmüth und der Höflichkeit die materiellen Annehmlichkeiten eines sanften Klimas und ausgesuchter Lagerstätten, trefflicher Küche und edlen Weines gesellen, so ist's einem Deutschen eben nicht zu verargen, daß er sich in dieser Atmosphäre wohl fühlt, nachdem er vaterländischem Kalbsbraten und saurem Rheinweine, schmalen Betten und rauhem Nordwinde, zudringlicher Theilnahme und schwerfälligem Ernste glücklich entronnen ist. Auf die Dauer wird's ihm aber doch zu schwül, selbst in dieser so künstlich und so künstlerisch produzirten Luft, in welche das reinigende und erfrischende Element der Wahrheit, das kein Germane gerne misset, nimmer eindringt und er empfindet eine wahre Sehnsucht nach göttlicher Grobheit und dampfendem Sauerkraut.

Auch besteht neben diesem tout Paris noch ein anderes Paris, das an Geist und Charakter eben so weit unter der Provinz steht, als das hier analysirte über ihr steht, und dieses zweite Paris ist leider das bei weitem zahlreichste. Paris hat seine Provinz in seinen eigenen Mauern und welche Provinz! Alle die Vorurtheile und Engherzigkeiten der Departements, mit all' der Aufgeblasenheit und der sittlichen Verderbtheit, die sich unter den Auserwählten des Talents und der Thatkraft zur Noth entschuldigen lassen, finden sich hier beisammen. Ja, man kann sagen: das Ideal, der Prototypus, die platonische Idee des Provinzialen, ist der Provinziale von Paris, M. Prudhomme. Seine Zahl ist Legion. Alles, was nicht zu den „Nomaden“ gehört — wie Baron

Haußmann die eingewanderte Bevölkerung nannte — gehört zu dieser hauptstädtischen Provinz. Paris ist unfruchtbar wie alle großen Hauptstädte. Nur mit Mühe dürfte man einen bedeutenden Schriftsteller, Dichter, Künstler, Staatsmann nennen können, der in Paris geboren — und doch zählt Paris ein Zwanzigstel der Bevölkerung des Landes. Der Vater hat alle seine Kraft im Kampfe um's Dasein ausgegeben — er hinterläßt einen Sohn ohne Kraft und Saft. Die Eitelkeit, ein Pariser zu sein, d. h. einer der ersten in der ersten Nation der Welt, braucht ihm nicht anerzogen zu werden: er schlürft sie ein mit der Luft, die er athmet. Suffisance, Blasirtheit, Altklugheit, Gefallen an hohlem Wortwitz, Kitzel der Epidermis, Bedürfniß künstlicher Aufregung, Unruhe ohne wahre Leidenschaft, Spötteln und Besserwissen, Frondiren und Oppositionmachen und dabei blinde Unterwerfung unter die ephemerste Autorität, sind seine charakteristischen Merkmale: geistige Sterilität und moralische Feigheit deren natürliche Folgen. In einem Wort: alle Vorurtheile und Kleinlichkeiten der Provinz, ohne die Gesundheit, den einfachen Verstand, die Sittlichkeit der Provinz. Da nun aber doch die eigentlichen Pariser, d. h. die jung eingewanderten Provinzialen, die Ueberlegenen sind, sich als solche fühlen und auch als solche gefühlt werden, läßt sich die Masse der Eingeborenen von ihnen, ohne es zu wollen und zu wissen, blindlings leiten. Schon Rabelais nannte die Franzosen eine race moutonnière; aber welcher Franzose käme darin dem geborenen Pariser gleich, den nur Dante's pecorelle in dieser Gelehrigkeit erreichen:

„E ciò che fa la prima e l'altre fanno.“

Ja, es kommt zuweilen das merkwürdige und gefährliche Phänomen vor, daß dieser concensus denen selbst über den Kopf wächst, die dem Pariser Bourgeois seine Ansichten verfertigt haben, und sich nun, nachdem sie lange selbst darüber hinaus gekommen, jener längst abgethanen ranzigen Anschauungsweise bei Strafe der Unpopularität unterwerfen müssen. Und welcher Franzose wüßte die zu ertragen? In jeder Revolution der vulkanischen Hauptstadt giebt es Gelegenheit, dieses Walten der Nemesis auf der That zu ertappen. Das Blut, das die „öffentliche Meinung" vergossen, die Kriege, die sie entzündet, der Wohlstand, den sie zerstört, die Dynastien, die sie gestürzt — haben ganz Paris, ja ganz Frankreich mit Trümmern, Schmutz und Unkraut bedeckt, und ein Wunder ist es nur, daß überhaupt auf einem solchen Boden noch so schöne Früchte gedeihen können.

Viertes Kapitel.

Geistiges Leben.

Es dürfte dem Geschichtsphilosophen schwer werden, einen interessanteren Gegenstand für seine Betrachtungen und einen dankbareren Vorwurf für seine Darstellungen zu finden, als die parallele Entwickelung der politischen und litterarischen Ideale der Franzosen in den letzten drei oder vier Jahrhunderten. Die stets wachsende Herrschaft des Allgemeinen über das Besondere, des Abstrakten über das Concrete, der Schablone über das Individuum läßt sich Schritt für Schritt verfolgen bis zum endlichen entschiedenen Siege des Rationalismus über Anschauung, Instinkt und Phantasie. Die Geistes- und Charakter-Anlagen, wie sie sich in der Litteratur des 15. Jahrhunderts offenbaren, sind natürlich im wesentlichen dieselben geblieben, auch strömen sie weiter in den beiden Geschmacksrichtungen, der enthusiastisch-rhetorischen und der skeptisch-nüchternen, welche sie von Anfang an ergriffen; aber der Strom wird immer seichter und einförmiger, und schleicht endlich, beinahe vollständig kanalisirt, in gerader Linie

zwischen flachen nackten Ufern dahin. Freilich kommen noch immer, ja häufiger noch als vordem, vulkanische Stöße und Ausbrüche, wodurch der überwundene, nicht vernichtete, Instinkt sein unheimlich fortwirkendes Leben kund giebt, die Erde gewaltsam aufreißt, Felsentrümmer und siedende Lava in das ruhige Bett schleudert, dessen eklen Schlamm aufregt, den Strom staut, ihn in eine andere Richtung zu lenken droht; aber bald besiegt durch die Wucht der Masse, läßt er diese wieder breiter und bleierner als je über sich dahin schwimmen.

Wer sollte nicht schon in François Villon den Keim entdecken, der sich in Béranger zur Blüthe entwickelt? Aber das Unbewußte und Naive ist hier zum Gewollten und Systematischen geworden. Nur die Nation, in welcher Genies wie Rabelais und Lafontaine, Talente wie Piron und Parny die Zote ex professo zu behandeln sich herbeiließen, konnte in unserem Jahrhundert einen Théophile Gautier und einen Baudelaire hervorbringen. Wer erkennte nicht in Sainte-Beuve die Züge der großen Ahnen Montaigne und Bayle? Wem könnte die Familienähnlichkeit zwischen Corneille und Victor Hugo entgehen? Wer wollte leugnen, daß selbst in einem Papierverderber wie Edmond About ein Aederchen Voltaire'schen Witzes rinnt? Aber wie abgeschwächt, wie verarmt, wie veräußerlicht ist das Alles! Das Werk der Entmannung aber, langsam vorbereitet durch die alte Monarchie, ist vollzogen worden durch die große Revolution, wenn schon die Folgen sich naturgemäß erst nach einem halben Jahrhundert in ihrer ganzen Ausdehnung zeigen. Die Generation, welche von 1825 bis 1840 Frankreich mit einer beneidenswerthen

Litteratur beschenkte, ein reizender Nachsommer des 18. Jahrhunderts, war noch kein recht eigentliches Erzeugniß der neuen Gesellschaft und des neuen Staates: diese produzirten ihren Homunculus erst nach den fünfziger Jahren. Aber schon jenes glänzende Geschlecht der Guizot und Thiers, Cousin und Villemain, Lamartine und Hugo, Thierry und Mignet, George Sand und Balzac, ja selbst Musset und Mérimée — im Grunde variirten sie doch nur mit Talent, einzelne sogar mit Genialität, überkommene Gedanken: nicht eine neue bahnbrechende Idee, wie etwa Herder's oder Kant's, Bacon's oder Locke's, Montesquieu's oder Voltaire's, setzten sie in Umlauf. Und es wäre ungerecht, dies von ihnen zu verlangen: waren sie doch Dichter, Künstler, Erzähler, nicht Denker, Erfinder, Männer der Wissenschaft. Die Leitung der geistigen Bewegung Europa's aber ist stets in der Hand Dieser, nicht Jener gewesen; und nur zufällig traf zuweilen die Blüthe der Kunst und die kühnste Thätigkeit des Gedankens bei einem Volke in demselben Zeitpunkte zusammen.*)

Uebrigens war bei der reichbegabten Dichter- und Künstlerschaar der zwanziger und dreißiger Jahre, wenn nicht im Wesen, wenigstens in der Form noch eine gewisse Ursprünglichkeit, eine, wenn ich mich so ausdrücken darf, stylistische Phantasie geblieben, die heute, nach dem endgiltigen Durchdringen der rationalistischen Weltanschauung, der fast mathematischen Ausdrucksweise des modischen

*) S. in des Verfassers „Geschichte Frankreichs von 1830—1870" Band II, Kap. II. die Darstellung der wissenschaftlich-litterarischen Thätigkeit dieser Generation.

höheren Lustspiels, der platten Farblosigkeit des Revue-Styls oder der nachlässigen Schmiererei der neuesten Roman- und Zeitungsprosa Platz gemacht. Es ist eben mit der Litteratur wie mit dem öffentlichen Leben Frankreichs: die großen Eigenschaften des französischen Geistes, wie des französischen Charakters, sind, wenn auch nicht neutralisirt, so doch vollständig in Schatten gestellt, den Schatten ängstlich suchend, seit das leere Geschwätz und die geschäftige Nichtsthuerei eitler Faiseurs sich so breit in den hellen Vordergrund gedrängt haben. Jene ausgezeichneten Eigenschaften leben indeß wohl noch unbemerkt, aber kräftig fort in der Thätigkeit des höheren Beamtenthums und in dem Betriebe der exakten Wissenschaften, während in der Litteratur, wie in der Politik, beinahe jede Spur davon verschwunden ist. Selbst in dieser Entartung lassen sich indeß noch die beiden Geschmacksrichtungen, auf die ich oben angespielt, deutlich nachweisen. Der Enthusiasmus ist zum Wortrausch geworden; der Skepticismus ist in Blasirtheit ausgeartet; aber formell lebt die deklamatorische Tradition Bossuet's und Corneille's, Buffon's und Rousseau's, Cousin's und Hugo's noch in Jules Favre's Beredsamkeit, wie in Laprade's Versen. Die feine und geschmackvolle, schlichte und klare, zuweilen beinahe nüchterne Weise eines Fénelon, eines Voltaire, eines Mérimée hat in Prévost-Paradol und John Lemoinne nicht ganz unwürdige Nacheiferer; aber freilich der durch seine Schmucklosigkeit und Einfachheit bezaubernde Vers eines Racine oder Musset existirt so gut wie nicht für die jetzige Generation von Reimklinglern — Epigonen der Epigonen. Was nun gar die wirklich Sprachgewaltigen, die plastisch

Schöpferischen, in gebundner, wie ungebundner Rede, was die Montaigne und Rabelais, die Pascal und Regnier, die Lafontaine und Molière anlangt, so sind sie spurlos verschwunden zugleich mit der schöpferischen Kraft der Nation überhaupt. Für das litterarische Talent mag noch eine Art von Spielraum gelassen sein in dem korrekt beschnittenen Garten des französischen Lebens, wie er sich nach den Entwürfen des großen politischen Lenôtre gestaltet hat; das Genie kann und wird nicht so leicht wieder darin aufkommen.

I.

Eine gemachte Litteratur, wie die französische der dreißig letzten Jahre, in Rubriken zu theilen, wird ja wohl kein Vergehen sein, und so möge es erlaubt sein, darin drei Hauptgruppen zu unterscheiden: die der unterhaltenden, die der langweiligen, die der bedeutenden Litteratur. In allen werden wir die früher beobachteten geistigen Eigenschaften der Franzosen, insbesondere die Intelligenz, ihre Charakter-Anlagen, namentlich die Lust am Schein, endlich die gesellschaftlichen Verhältnisse, vornehmlich die Pariser, wiederfinden.

Die leichte Litteratur ist ein Produkt der französischen Nation, um welches wir Deutsche sie nicht genug beneiden können. Man denke an die Hunderte, ja Tausende von unterhaltenden Vaudevilles und Intriguenstücken, Romanen und Novellen, denen wir durchaus nichts Gleiches an die Seite zu stellen haben. Ein deutscher Schriftsteller hält

sich für entehrt, wenn er seine Leser „unterhalten“ soll: er glaubt sich dadurch zur Rolle eines Hofnarren des Publikums erniedrigt, und die Prätention jedes halbwegs erfinderischen Geistes auch seinen „Wilhelm Meister“ zu liefern, erstickt das bißchen Gestaltungskraft, das überhaupt in unserer Natur liegt. Wir haben nun einmal kein schöpferisches Genie: unsere künstlerische Begabung liegt nach der musikalisch-lyrischen, nicht nach der plastisch-dramatischen Seite hin. Die wenigen aber, deren Talent ausreichte, um einfach und anspruchslos à la française oder à l'anglaise zu unterhalten, sind so hochmüthig behandelt worden von unsern allmächtigen Kritikern, daß Niemand mehr ihrem Beispiel folgen mag: mit welcher Verachtung sprechen nicht unsere Litterarhistoriker von einem Kotzebue und einem Zschokke, einem Willibald Alexis oder einem Spindler!

Wenn die Leichtigkeit der Rede und der Schrift, der immer sprudelnde Witz, der anmuthige Leichtsinn, das Bedürfniß zu unterhalten und unterhalten zu werden, die den Franzosen angeboren sind, sich mit ästhetischer Anspruchslosigkeit vereinigen, so entsteht ein Erzeugniß, das freilich „schnell und spurlos“ vorübergeht, wie „des Mimen Kunst, die wunderbare“, aber, wie diese, seinen Zweck vollständig erreicht hat, wenn es Tausenden nur Einen Tag der Zerstreuung und Erheiterung gebracht. Wer wird je die paar Stunden bereuen, die er vor einem Scribe'schen Intriguenstück zugebracht, oder in denen er einen historischen Roman Alexandre Dumas' gelesen? Es ist rasch hingeworfene Coulissenmalerei; aber welches Leben, welche Mannigfaltigkeit, welche gründliche Heiterkeit! Auch Kraft ist meist darin, und bei einem Dumas wenigstens ist man versucht

zu glauben, daß er mit Concentration, Sorgfalt, Ernst — d. h. freilich, wenn er nicht Alexandre Dumas gewesen — das Höchste hätte erreichen können.

Aber selbst so wie sie ist, hat diese leichte anspruchslose Schriftstellerei und Kunst der Franzosen, eben durch ihre Leichtigkeit und Grazie, viel mehr künstlerischen Werth als die der Deutschen und Engländer, wie auch ihre bedeutenden Leistungen auf diesen Gebieten den unseren an Tiefe nachstehen können, sie an Formenschönheit aber gewiß übertreffen: man vergleiche einen Soulié und Paul de Kock mit unsern August Lafontaine und Clauren, der bildenden Künstler nicht zu gedenken.

Auch in dieser Unterhaltungslitteratur steht freilich die jetzige Generation ebensosehr wie in der bedeutenden gegen die vorhergehende Generation zurück: einen Montépin, einen Ponson du Terrail, einen Gaboriau dürfen wir keinem Frédéric Soulié, keinem Dumas Vater, keinem Méry, einen Labiche, einen Lambert Thiboust, selbst einen Sardou keinem Mélesville oder Scribe vergleichen; aber sie haben doch alle noch Eigenschaften, die wir umsonst im deutschen Roman und auf der deutschen Bühne suchen: Humor, spannendes Interesse und flüssige natürliche Diktion.

Ein Genre dieser Litteratur, das ganz unserm Jahrhundert angehört, das Genre des Greuelhaften, ist vielleicht am tiefsten gesunken. Die indessen noch immer fortdauernde Existenz, ja Zunahme desselben erklärt sich aber ebenfalls zum größten Theil aus den seit der Revolution herrschend gewordenen Ansichten und Lebensgewohnheiten, aus den seitdem angewandten und durchgeführten Grundsätzen und aus der gesellschaftlichen Lage der Schriftsteller.

Der Schreckensroman wie das Schreckensmelodrama wenden sich nicht allein an die ungebildete und corrupte Masse der Hauptstadt, die feinerer und edlerer Kunstgenüsse unfähig ist und deren abgespannte Nerven stürmisch aufgeregt sein wollen; sie sind auch von jungen Abenteurern oder in der hauptstädtischen bohême grau gewordenen outlaws verfertigt. Beinahe alle belletristischen Schriftsteller Frankreichs — wenigstens diejenigen, die noch etwas Eigenheit, Talent und Kraft in ihren Werken an den Tag legen — sind des déclassés, d. h. sie gehören nicht der geordneten bürgerlichen Gesellschaft von Paris, geschweige denn der Provinz an. Wie sollten sie zahme Familienromane schreiben gleich braven deutschen Ehemännern oder ewig jungfräulichen englischen Blaustrümpfen, die oft ihre Provinzialstadt nicht verlassen haben? Die Phantastik im deutschen Sinne hat die Natur dem Franzosen versagt, und die ihm angeborene Phantasie, eine äußerst lebendige Kopfphantasie, hat die Erziehung systematisch zu ertödten gesucht, während die Gesellschaft sich bestrebt, das Leben so vorhergesehen und geregelt als möglich zu machen. Entweder gelingt es, dann erfolgt eben die gewünschte und angestrebte Sterilität; oder es gelingt nicht, dann wird eine Reaktion gefährlichster Art herausgefordert. Dies ist bei unbändigen Naturen, bei begabten Geistern, bei haltlosen Charakteren und genußsüchtigen Temperamenten leicht der Fall. Die Einbildungskraft sucht dann ihre eigenen Wege, verderbt sich, wirft sich auf's Greuelhafte oder Unzüchtige, giebt sich darin vollen ungezügelten Lauf; die gesunde dichterische Phantasie, die sich hätte entwickeln können, macht einem krankhaften Irrereden, das freie individuelle Leben, das die Natur angestrebt

hatte, einer ungebundenen, wüst willkürlichen Existenz Platz. Je greulicher aber die Elucubrationen einer so erregten Phantasie, desto mehr Anklang finden sie theils bei der rohen leidenschaftlichen Menge, theils bei den Gelangweilten und Leeren der Mittelklasse. Ist der Absatz der Waare bedeutend, so füllt auch der Fabrikant rasch seine Taschen, um sie eben so rasch wieder zu leeren, und der junge Autor geht immer weiter auf dem einträglichen Wege, der ihn zu immer tieferen Abgründen führt. Sein Leben ist fortan getheilt zwischen der Orgie und der fieberhaften Produktion. Er sieht nur Courtisanen oder litterarische und künstlerische Zigeuner, wie er selbst; wenn's besser geht, Journalisten, die sich noch nicht zu einer gewissen Regelmäßigkeit des Lebens aufgerafft, oder Schauspieler und Schauspielerinnen, die es in Frankreich eben noch nicht, wie bei uns, zu einer geachteten bürgerlichen Existenz haben bringen können; im besten Fall eine Gesellschaft, die nur der Hauptstadt eigen, und die weder den ruhigen Kreisen der Bourgeoisie, noch dem offiziellen Laster angehört: mit einem Worte der demi-monde. Denn der demi-monde ist durchaus nicht mit der Loretten-Wirthschaft zu verwechseln, wie man es in Deutschland zu thun pflegt. Er bildet einen etwas „wurmstichigen" Theil der Gesellschaft, den die korrekteren Kreise zu vermeiden suchen, dem aber nichts Bestimmtes vorgeworfen werden könnte, das zu einer förmlichen Ausschließung berechtigte. Die bürgerliche Ehe und das Familienleben, geordnete Verhältnisse in einem Worte, sind demnach dem Bohême unbekannt: er schildert die Welt, wie sie ihm in der blauen Punchflamme und dem Tabakrauch des Estaminets oder aber am Spieltisch und an der glänzenden

Soupertafel der Halbwelt erscheint; er steht außerhalb der Gesellschaft, und nach seinen Schilderungen das Pariser oder gar das französische Leben im Allgemeinen zu beurtheilen, wäre unbillig und bewiese wenig Scharfblick.

Die gesittete Gesellschaft aber, welche unter der Monotonie der Wirklichkeit leidet, genießt diese Greuel- und Kitzellitteratur wie würzige Speisen und schäumenden Champagner. Ist ihr daraus im Ernst ein Verbrechen zu machen? Und thun wir Deutschen, die wir nicht die Entschuldigung eines gefährlichen Staatslebens, einer eintönigen Gesellschaft, einer alles Individuelle ertödtenden Erziehung haben, die wir auf allen Gebieten Freiheit der Bewegung und Entwicklung genießen — thun wir nicht dasselbe? Oder wie käme es, daß diese französische Litteratur des Ehebruchs, Loretten- und Verbrecherthums so bekannt in Deutschland ist, daß unsere Leihbibliotheken mit Uebersetzungen aus dem Französischen überfüllt und daß Jacques Offenbach's unzüchtige Parodien, sowie V. Sardou's geistreiche, aber gewiß nicht allzumoralische Parisiana auf allen unseren Bühnen zu finden sind?

Und da wir der geist- und geschmacklosen Unfläthigkeit Erwähnung gethan, welche in den letzten zwanzig Jahren alles Schöne und Hohe beschmutzt haben, während sie früher doch wenigstens ihren reservirten Platz hatten, dem man ausweichen konnte, so sei auch jener Art leichter Unterhaltungslitteratur mit einem Worte gedacht, welche den Franzosen eigenthümlich ist, und die sie unter hundert Namen, als gaudriole, grivoiserie und — höchst bezeichnend! — als gauloiserie kultiviren. Auch sie hat ungemein gelitten unter der cynischen Rohheit einerseits, der

heuchlerischen Wohlanständigkeit andererseits, welche seit den letzten dreißig bis vierzig Jahren die gesellschaftlichen Sitten Frankreichs so wesentlich geändert haben. Sie ist plumper, obscöner geworden, als sie es im vorigen Jahrhundert war, wie denn auch die Unterhaltung der Männer unter sich, selbst der gebildetsten, auf derlei Gegenständen heutzutage mit einem rabelaisischen Behagen und einer nackten Schamlosigkeit verweilt, die dem feinen Franzosen der Mérimée'schen Schule, dem Meister in der Gazedrapirung, ganz fremd waren.

II.

Eine ehedem in Frankreich ganz unbekannte Waare, die korrekte langweilige Litteratur, ist entschieden als ein Erzeugniß der modernen Zustände zu betrachten; es ist die wahre Litteratur der Impotenz. Sie macht sich im Theater und im Roman, in der Geschichte und der Kritik, der Philosophie und der Poesie breit. Sie ist die tägliche Nahrung der Mittelmäßigkeit, der Stolz der Mittelmäßigkeit, das Erzeugniß der Mittelmäßigkeit; und da diese überall die ungeheure Mehrheit der Gebildeten ist, so erklärt sich die ephemere Popularität dieser Art Litteratur sehr wohl. Nach wenigen Jahren kommt das Urtheil der Wenigen doch wieder zu seinem Recht; die fashionablen Southey und Ponsard versinken wieder in ihr Nichts, und hell am Firmament strahlen wieder die Byron und die Musset, deren Glanz der Neid des geistigen tiers-état für Augen-

blicke hat umnebeln können. Nirgends aber ist diese Litteratur mit mehr Erfolg und allgemeiner als in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich kultivirt worden, was sich zur Genüge erklärt, wenn man bedenkt, daß die geistige Mittelmäßigkeit keines Volkes geschickter ist, sich mit einem täuschenden Schleier zu umgeben, als die der Nation, welche stets das estre dem paroître geopfert hat. Wären nomina nicht odiosa, so wäre hier ein Heer von Unberufenen zu nennen, welche Frankreich mit todtgeborenen Kindern beschenkt.

Die Autoren dieser anständigen Werke sind entweder Professoren, die in der Provinz leben und doch auch gern in einer Pariser Zeitung genannt sein möchten, oder aber tugendhafte Familienväter, die in der Hauptstadt wohnen, und deren Stellung es mit sich bringt, daß sie alle drei Jahre ein Buch in die Welt schicken müssen. Bald sind's sittliche Dramen oder Gedichte, wo Grammatik, Prosodie und Moral gleich gewissenhaft respektirt sind; oder anständige Romane, welche die Gesellschaft höchst spießbürgerlich gegen die genialen Angriffe einer George Sand oder eines Balzac vertheidigen; öfter noch Geschichtswerke oder litterarhistorische Studien, worin einem Niebuhr und Augustin Thierry, einem Lessing oder Sainte-Beuve gezeigt wird, was „gesunde Traditionen“ und „reiner Geschmack“ sind, und allen gefährlichen Neuerungen mit sittlicher Entrüstung entgegengetreten wird. Zuweilen auch sind's methodische Revue-Artikel, nach Chrienart komponirt, worin irgend ein artiges Skandälchen geheimer Hof- oder Dichtergeschichten aufgetischt wird, damit der tugendhafte Herr Verfasser daran ein Thema für seine Moralpredigt finde.

Da sagt sich ein Herr, der gern in das Institut kommen, oder seinen Namen in den Journalen lesen, oder ein rothes Bändchen im Knopfloch, oder ein bewunderndes Kompliment in der Abendgesellschaft erwischen möchte: „Ich muß doch wieder einmal ein Buch schreiben; wo finde ich gleich einen Gegenstand? Halt, da ist was. Wie, wenn ich ein Werk schriebe über Sannazar oder über Roswitha? Das ist gewiß noch nicht geschrieben worden. Oder, besser noch, über Bossuet oder Pascal, betrachtet als Kritiker! Oder, jetzt hab ich's, über Labourdonnaye's indische Expedition: das soll was werden wie Macaulay's Lord Clive oder Warren Hastings." Gesagt, gethan. Fremde Sprachen kennt der Herr zwar nicht; auch weiß er von der Umgebung, dem Vor oder Nach seines Gegenstandes nichts. Aber wozu sind denn Konversationslexika und Kataloge da? Wozu Uebersetzungen? Schnell suchen wir, was etwa darüber geschrieben im Auslande; lassen wir's uns übersetzen oder excerpiren, lesen wir auch eine Quelle oder die andere; es wird schon gehen. Und richtig, nach zwei Jahren erscheint ein anständiger, gesitteter Octavband; korrekt geschrieben, korrekt gedruckt und namentlich korrekt gedacht. Die Komposition läßt nichts zu wünschen; nach einem kleinen unfehlbaren Recept sind die Porträte, die allgemeinen Betrachtungen, die dramatischen Erzählungen angebracht; ein höchst vorwurfsfreies Buch ist hervorgebracht; der wohlhabende Bürger kauft es, läßt's binden und stellt's in seine Bibliothek; der Herr Verfasser aber bekommt, wenn er ein Professor ist, einen Preis vom Institut; ist er ein unabhängiger Rentner, der auch nicht die geringste Entschuldigung hat, ohne Noth die Drucker=

pressen haben seufzen zu lassen, so kann ihm das Kreuz der Ehrenlegion auf die Dauer nicht entgehen.

Ganz ebenso verfährt der Fabrikant moralischer Theaterstücke und Romane. Gewöhnlich arbeitet er sehr langsam; denn die Muse hat ihm nicht gelächelt, und obschon sein procédé leicht zu erlernen ist, so muß er doch lange suchen, ehe er den Inhalt zusammengestoppelt hat. Erscheint nun alle vier Jahre ein solches Werk eines „gewissenhaften" Dichters, so ist der Jubel groß im Lande der Philister. Die ganze löbliche Nation empfindet Vaterfreuden: erkennt sie doch ihre eigenen Züge wieder in den tugendsamen Helden und Heldinnen, die ihre ungesetzlichen Geliebten im Stiche lassen und sich hübsch convenabel verheirathen, nachdem sie fünf Akte lang oder durch fünfzig Kapitel ihre convenablen Skrupel in convenablen Versen oder convenabler Prosa auseinandergesetzt haben. Daß aber das sittsame Werk an seine Adresse gelange, d. h. daß ein gestrenges Philisterium auch erfahre, welche neue Freude ihm geworden ist, dafür sorgen die Freunde des Herrn Verfassers. In der That, kaum ist das Erzeugniß glücklich im Druck, so beginnt die Reklame schon. Gegen einen allenfalsigen Gegendienst läßt sich jedes Mitglied der großen litterarischen Freimaurerei bereit finden, das neue Buch — natürlich ohne es vorher zu lesen — anzupreisen: und die Sitte ist so in's schriftstellerische Leben eingedrungen, daß selbst der würdevollste Autor es ganz natürlich und nicht im Geringsten demüthigend findet, alle Bekannten, brieflich und mündlich, mit seiner Bettelei um eine Recension anzugehen. Sollte sich aber ja ein Mann finden, der zu stolz wäre, sich dazu herabzulassen, so kann er sicher

sein, daß sein Werk, sei's auch das Verdienstlichste, in Stillschweigen begraben wird. Der arme Recensent hat alle Hände voll zu thun, wenn er nur alle seine Freunde bedienen soll; wie mag er Zeit finden, Werke zu lesen und zu besprechen, deren Verfasser ihm unbekannt sind? Unparteiische Berichte aber, oder einfach anspruchlose Inhaltsangaben von neuen Büchern, wie in deutschen Blättern, sind durchaus unbekannt: alles Recensiren beruht ausnahmslos auf Kameraderie; alle Schriftsteller, wenigstens alle mittelmäßigen, bilden eine unsichtbare Versicherungs-Association, und das gegenseitige Interesse aller Theilhaber ist selbst stärker als religiöse oder politische Parteiung.

Jene Schule nun der Mittelmäßigkeit — der Name der Anhänger ist Legion — tauft sich gern selbst wohlgefällig mit dem Namen der école du bon sens; es ist aber nicht der alte gute französische bon sens à la Montaigne und Molière, der rücksichtslos zürnend zwischen alberne Convenienzen und lächerliche Eitelkeiten durchfuhr; es ist der bon sens der Routine, die alles Bestehende schön und vortrefflich findet, Niemanden vor den Kopf stößt, kein Vorurtheil verletzt, jede eigene Ansicht für geschmacklos, jede unabhängige Handlung für unanständig hält. Dem immer etwas abstrakten und absoluten französischen Geist ist es eben gelungen, im „modernen Staat" seine Logik durchzusetzen: das rationalistische Ideal ist verwirklicht, folglich ist alles unübertrefflich. Daß diese Verwirklichung, wie die gerühmte Gleichheit, Gerechtigkeit, Freiheit, nur in der Form, nicht im Wesen besteht, ist einerlei; um die Wahrheit hat sich ja der Franzose in

seiner besten Zeit wenig gekümmert — wie sollte er, auf dem Punkt, auf dem er jetzt steht, sich viel Sorge darum machen, ob der ganze „moderne Staat" eine Lüge ist, oder nicht? Genug, die französischen Staatseinrichtungen, die französische Gesellschaft, der französische Geschmack haben ihren Ausgangspunkt in abstrakt unanfechtbaren Prinzipien: ergo sind französische Staatseinrichtungen, Gesellschaft und Geschmack ebenfalls unanfechtbar: Aha,

„tu non credesti ch'io loico fossi,"

mag der gefährlichste aller Teufel, der Verstandeshochmuthsteufel, mit seinem Dante'schen Kollegen ausrufen.*)

Neben der Litteratur der anständigen moralisirenden Langeweile hat sich nun aber auch unter dem Kaiserreich eine Litteratur der unanständigen und sittlich indifferenten Langeweile ausgebildet. Sie verfällt in zwei nahe ver-

*) Um ein Beispiel anzuführen, wie sehr der französische Geist selbst in den Besten sich vom Schein, vom Sophismus, vom glänzenden phrasenhaften Raisonnement verdutzen läßt, mag, außer dem Erfolg von V. Hugo's Misérables, die ganz auf einer sophistischen Lüge beruhen, eine ausnahmslos bewunderte Stelle seiner „Année terrible" citirt werden. Der Brandstifter der Commune, dem vorgeworfen wird, die Bibliothek des Louvre verbrannt zu haben, antwortet: dans un vers bien amené: Was wollt ihr? Je ne sais pas lire. Nun ist kein Franzose, der nicht wüßte, daß alle Pariser Revolutionäre, Communards und Sozialisten ohne Ausnahme nur allzu gut lesen können: meist sogar durch schlechte Lektüre verdorbene Subjekte sind. N'importe: das Wort ist schlagend, macht Effekt; ob's wahr ist oder eine Lüge, das soll nichts verschlagen. Ebenso mit dem oben berührten Freiwilligensystem, dem Concours u. s. w. Thatsächlich ist die Beeinflussung durch Frauen, Reiche, Hochstehende viel größer bei der Stellenbesetzung im demokratischen Frankreich, als im „despotisch-regierten" Deutschland.

wandte Schulen: die der Realisten und der „Formisten", wenn ich so sagen darf. Nach Letzteren kommt's auf den Inhalt gar nicht an: die Poesie, ja auch die gute Prosa, ist eine Musik, die dem Ohre schmeicheln muß: die „Factur" des Verses, wie der Kunstausdruck lautet, ist die Hauptsache, alles Uebrige ist nebensächlich; volle Reime, neue und unerwartete Ausdrücke und Wendungen, leichter Fluß der Sprache sind das Alpha und Omega aller Dichtkunst: Gedanken, Gefühle gehen sie nichts an; wohl aber die sinnlichen Gegenstände der Außenwelt; die sollen fest und hell hervortreten; ob's aber dann ein Menschengesicht oder ein alter Stuhl ist, das ist ganz gleichgültig. Höchstens der sinnliche Reiz, sei's nun eines schweren Damaststoffes, sei's eines vollen Frauenbusens, macht sie mehr oder minder kunstwürdig. Moral kommt dabei gar nicht in Betracht: sind die Götter des Olympus, sind die Helden Ariost's etwa moralisch? und sie glauben phantastisch zu sein wie Ariosto oder Shakespeare, wenn sie à la Hoffmann oder Brentano ihr Gehirn zur Ausgeburt unmöglicher Zerrbilder hinaufgemartert. Die Realisten gar ziehen meist die uninteressanten, sowie die unzüchtigen, oft selbst die unappetitlichen Gegenstände vor und malen sie aus mit wonnigem Behagen. Sie meinen, sie hätten ein ähnliches Porträt und Zeitbild gemacht, wenn sie die Pluderhosen und Lederstiefeln, den Spitzenkragen und die Stutzflinte, im höchsten Falle den Knebelbart, dazu bunte Tapeten und Teppiche, die recht in's Auge glänzen, täuschend hingemalt, womit sie doch nur das Alleruninteressanteste gegeben haben. Die Niederländer hätten es ebenso gemacht, sagen sie und verrathen gerade dadurch, wie gründlich sie die

Lehre von der Kunst um der Kunst willen mißverstanden. Beide Schulen, von Baudelaire bis auf die Goncourts, von Flaubert bis auf Champfleury, von Lecomte de Lisle bis auf Coppée stehen ganz unter dem Einflusse Théophile Gautier's, der selber doch nur ein Spätgeborener des großen Geschlechts von 1830 war. So ein Machwerk dieses Propheten der „Kunst um der Kunst willen“ oder seiner besten Schüler gleicht wohl auf den ersten Anblick dem „Grünen Gewölbe“ in Dresden, was schon voraussetzt, daß es kein zusammenhängendes, einheitliches Kunstwerk ist, sondern ein mixtum compositum. Tritt man aber näher hinzu, so sieht man, daß es gar keine Edelsteine, sondern Alles nur schlecht gefärbte Gläser, zum Allerbesten ein paar wohlfeile Rheinkiesel sind, die der Mann sich die unendliche Mühe gegeben hat, in tausend Facetten zu schleifen. Denn sie sind meist arm im Grunde, blutarm, und wollen den Reichen nachthun mit ihrem falschen Schmucke, den sie sich in Wörterbüchern zusammenholen. Wer seine Sprache ordentlich handhabt, der braucht nicht so weit zu suchen, neue Worte zu bilden, oder alte erstorbene wieder zu galvanisiren, oder den Wissenschaften und Métiers ihre Terminologie zu entlehnen. Einem wirklichen Sprachkünstler, wie George Sand oder Renan, genügt die Sprache seiner Nation, wie sie lebt und blüht. Dazu die in ermüdende Synonymik, ja fast in schiere Tautologie ausartende Gewohnheit der virtuosenhaften Ausspinnung eines Grundthemas. Je unbedeutender, tagtäglicher eben dieses Grundthema ist, desto besser. Es ist unglaublich, welchen Erfolg diese Leute mit ihren Handwerkerschlichen und Kunststückchen, zuweilen auch mit

ihrem großen Talent — man denke an Flaubert und Courbet — bei einer Generation gehabt, welche der Rhetorik und der Empfindsamkeit müde ist, nach Wirklichkeit lechzt und sich mit dem ersten Besten begnügt. Für einen unverdorbenen Sinn ist diese ganze hohle Litteratur noch langweiliger als widerwärtig.

Glücklicherweise erzeugt Frankreich, wenn auch in weit geringerem Maß als vor vierzig bis fünfzig Jahren, noch immer eine wirklich nicht unbedeutende Litteratur, welche den wählerischen Appetit der ästhetischen Feinschmecker, wie den gesunden Heißhunger des unverdorbenen Gaumens gleicherweise befriedigen kann. Freilich einen Historiker ersten Ranges wie Augustin Thierry, einen feinfühligen Biographen wie Sainte-Beuve, einen Künstler wie Mérimée, einen Redner wie George Sand, einen Dichter wie Musset, einen Beobachter wie Balzac, hat unsere Generation nicht aufzuweisen; aber sie hat in Renan und Taine, in Montégut und Scherer, in Prévost-Parabol und J. J. Weiß, in Flaubert und Augier, doch noch immer achtunggebietende Nachfolger.

Was aber die Kritik anbelangt, so ist es nicht zu verwundern, daß sie auftritt, nachdem der letzte Funke der schöpferischen Kraft in der Nation wenigstens für eine Weile erloschen scheint; weit auffallender ist das Phänomen der deutschen Entwickelungsgeschichte, in welcher die Kritik der originalen Dichtkunst vorausging. Wir schreiben hier keine Litteraturgeschichte; aber vergessen darf's auch in einer Skizze des geistigen Lebens der Nation nicht werden, daß die französische Kritik eigentlich erst in diesem Jahrhundert entstanden ist; daß sie, von Villemain begründet,

durch Sainte-Beuve zur Vollendung gebracht worden, von ihm ihren speziellen Charakter, den psychologisch-biographischen, erhalten hat; daß endlich die letzten zwanzig Jahre die feinsten und bedeutendsten Erzeugnisse dieses in Frankreich noch so jungen Litteraturzweiges haben entstehen sehen. Montégut's Tiefe, Renan's Feinsinnigkeit und unübertroffene Kunst, Taine's kühne Systematik und reiche Pallete, Sarcey's Offenherzigkeit und Vorurtheilslosigkeit, Paul de Saint-Victor's Wortplastik, Scherer's Wissen und Streben nach Objektivität, sind neue und höchst bedeutende Erscheinungen des geistigen Lebens — Erscheinungen, die man in Deutschland nicht genug studiren kann. Wir hatten ein Recht, auf die formelle Kritik eines Bouhours und Laharpe mit der verdienten Verachtung und dem gerechten Stolz einer Kultur herabzusehen, die einen Lessing unter ihre Gründer zählte, die mit Schiller's philosophischer Kritik, mit Hegel's Aesthetik, mit Schlegel's Kunst der Anempfindung und Aneignung, mit Gervinus' litterarischer Gelehrsamkeit, endlich mit H. Hettner's meisterhafter Ideengeschichte genährt worden; aber wir dürfen deshalb nicht übersehen, daß weder unsere Litteratur, noch die englische oder italienische irgend etwas aufzuweiseu haben, das sich im entferntesten mit den psychologisch-litterarischen Studien eines Sainte-Beuve vergleichen kann.

Noch ein anderer Vorzug der modernen französischen Kritiker, wie überhaupt der ganzen französischen Litteratur, Belletristik wie Wissenschaft, vor der deutschen sollte mehr gewürdigt werden, als er es ist: die französische Litteratur, das ganze geistige Leben Frankreichs hat einen freieren, weltmännischeren Anstrich als unsere Litteratur und unser

geistiges Leben, welche seit dreihundert Jahren beinahe ganz auf den Universitäten, das heißt in der Schule und der Kleinstadt konzentrirt waren. Außer Lessing, Goethe und Schopenhauer kennt unsere Litteraturgeschichte kaum einen Schriftsteller von Bedeutung, der nicht Hofmeister oder Professor gewesen, und selbst die es nicht gewesen, sind wenigstens am Lehrstuhl vorübergestreift. Unsere Kultur ist aus den Hörsälen und Bibliotheken hervorgegangen, die englische und französische aus dem Barreau und der Politik: beide haben davon einen gewissen großartigen Zug behalten, der unserer Litteratur abgeht, welche die Stubenluft, die Enge des Schulzimmers, die Geschmacklosigkeit und Pedanterie des Katheders, die Spuren des fortwährenden Kampfes zwischen höchstem Idealismus und elendester Wirklichkeit noch immer nicht ganz überwinden noch verleugnen kann. Seit Montaigne und Montesquieu bis auf den Herzog de Broglie und den Marquis de Sainte-Aulaire haben die höchsten und freiesten Stände Frankreichs wie die Englands es sich zur Ehre gerechnet, thätig einzugreifen in die geistige Produktion ihres Vaterlandes; in Deutschland wurde seit dem Verfall des wohlhabenden Bürgerthums und des unabhängigen Adels, das heißt seit drei Jahrhunderten, die geistige Thätigkeit den Pastoren und Professoren überlassen. Sie mag dabei an Tiefe und Ernst gewonnen haben, gewiß nicht an Geschmack noch an Weite der Weltanschauung. Selbst in dem großen Verfall des litterarischen Lebens in Frankreich, den wir seit dreißig Jahren erleben, ist ihm doch immer jener Vorzug eines offenen Blicks, freier „Allure“ und großer Ueberlieferungen geblieben.

Das Hauptverdienst der noch einigermaßen bedeutenden Litteratur Frankreichs, die sich im allgemeinen geistigen Verfall erhalten hat, liegt indeß anderswo. Der Franzose hat sich immer in der Geschicklichkeit (habileté, cleverness) ausgezeichnet: ja sie erreicht bei ihm einen so hohen Grad, daß sie so nahe als möglich an das Genie grenzt. Keine Nation kann sich deshalb mit ihr vergleichen, wenn sich's um Produkte des Talents handelt: einen Dante, einen Shakespeare, einen Goethe hat Frankreich zu seinen besten Zeiten nicht hervorgebracht; aber in der geschickten Mache ist es immer der unbestrittene Meister geblieben, und dies, wie alles Obengesagte, geht auf die Künste wie auf die Litteratur. Man vergleiche die Modemalerei der Franzosen in den letzten fünfzig Jahren mit der unsrigen oder der italienischen: wo ist der deutsche Künstler, der sich mit Ary Scheffer messen könnte im sentimentalen „Ausdruck", mit H. Vernet in der furia, mit Paul Delaroche im Theatralischen, mit Meissonier in der Feinheit, mit Gérome im Effekt, mit Regnauld im Farbenglanz? Der wirklich Großen: Delacroix's, Ricard's und Decamps' gar nicht zu gedenken, wie wir auch die wirklich großen deutschen Meister hier außer Acht lassen. Jedem Leser werden sich beim Nachdenken analoge Beispiele in der Musik, der Skulptur, der Architektur aufdrängen. Sobald es sich eben darum handelt, gewisse Wirkungen durch geschickte Anwendung von procédés zu erlangen, werden die Franzosen immer die ersten sein. Während aber in den dreißiger Jahren sich noch ein Rest von Individualität und von idealem Sinn in diesen Erzeugnissen des Talents und der Intelligenz kundgab, so ist in unseren

Tagen, d. h. seit 1840 etwa, Alles rein mechanische Receptirkunst geworden, die freilich bis zur Vollendung gebracht ist. Es genügt, daß ein Künstler im Salon Glück gehabt hat mit einem neuen Genre, um im nächsten Jahr gleich vollendeten Arbeiten desselben Genres zu Dutzenden zu begegnen.*)

Freilich wird der wahre Kenner wie der unbefangene Beschauer sich nicht täuschen lassen: sie werden den Mangel an Originalität und Idealität sogleich herausfühlen. So geschickt und geschmackvoll auch die Nachahmung sein mag, sie werden etwas immer daran vermissen: den Glauben und die Spontaneität. Die Kunst ist in Frankreich ein Handwerk geworden: fast Niemand malt und schreibt mehr aus innerem Bedürfniß, sondern um Geld zu machen oder sich eine Stellung zu erobern; folglich schmeichelt jeder dem Publikum und seinen Launen. Schon Goethe sagte, als mit Mérimée und Hugo ein neues goldenes Zeitalter für die französische Litteratur tagen zu wollen schien: „Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät .... Sie verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Styl nicht. Sie sind gesellige Naturen und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden; sie bemühen sich klar zu sein, um ihre Leser zu überzeugen, und anmuthig, um ihnen zu gefallen.“ Seitdem aber sind die Dinge weiter gegangen: es kommt den Franzosen unserer Tage gar nicht mehr

*) So gings mit Cabanel's Venus, Moreau's Sphinx, Gérome's Cäsar, Hamon's Liebesgöttern, Heilbuth's römischen Scenen 2c. Der nächste Salon brachte sogleich zwanzig ähnliche Gemälde und beinahe alle erträglich.

darauf an zu überzeugen, denn sie haben keine Ueberzeugungen mehr; es genügt ihnen nicht „anmuthig“ zu sein, um zu gefallen, da sie Alles sind, was das Publikum will daß sie seien: witzig, obscön, ausgelassen, tragisch, entsetzlich, Alles, nur nicht geschmacklos, wenigstens die Besseren unter ihnen nicht. Aber jedem Werke, so vollendet es technisch sein mag, so bühnengerecht, so anziehend geschrieben, so geistreich, so scharfsinnig, fühlt man doch immer an: es ist nicht der Durst nach Wahrheit, nicht das unwiderstehliche Bedürfniß sich auszusprechen, nicht ein ernstes uneigennütziges Streben, das man bislang in der mittelmäßigsten wissenschaftlichen Abhandlung, dem unbedeutendsten lyrischen Gedicht, dem unbeholfensten und geschmacklosesten deutschen Gemälde herausspürte; es ist der Wunsch zu gefallen und dadurch die Mittel zu erlangen, die persönliche Eitelkeit oder Genußsucht zu befriedigen. Je weiter wir aber gehen, desto greller tritt in der französischen Litteratur zu Tage, wie wenig die Intelligenz und die Technik zu leisten vermögen, wenn sie allein arbeiten: eine französische Poesie, Geschichtschreibung und Philosophie, d. h. alles, was auf Intuition oder Transcendentalismus beruht, existirt fast nicht mehr; nur der Roman und das Theater und die Kritik und die Naturwissenschaften haben diese allgemeine Versiegung des französischen Geistes noch überlebt; aber Roman und Theater, so wie sie die zwei bedeutendsten Repräsentanten der beiden Arten unter dem zweiten Kaiserreich behandelt haben, gehören kaum noch zur schönen Litteratur: Gustav Flaubert's Romane und Al. Dumas' fils Komödien sind eigentlich nur in Erzählungs- oder Dialogenform gekleidete Analysen: sie gehören

in's Gebiet der Naturgeschichte, nicht der Kunst, wenn auch Flaubert's erster Roman zuweilen an Balzac erinnert, dessen philosophische Tiefe und poëtische Auffassung ihm jedoch abgehen.

Gerade deshalb freilich dürfte eine kurze Betrachtung eines dieser Genres äußerst lehrreich für den Beobachter französischer Sitten sein. Da nun aber der moralische Standpunkt und die Fabrikationsmethode immer dieselben sind und nur mit mehr oder weniger Talent, Kunstsinn und Geschmack eingenommen und gehandhabt werden, so dürfen wir hier wohl unsere Dreitheilung, die sich doch hauptsächlich auf den verschiedenen Grad der Vollendung in der Ausführung bezog, fallen lassen und amüsante, langweilige und bedeutende Erzeugnisse der letzten dreißig Jahre gleicher Weise in unsere Betrachtung ziehen.

III.

„Für das Theater zu schreiben ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß." (Goethe.) Wer aber besäße mehr theatralisches Talent als der Franzose? und wo kennt man das Metier besser als in Paris?

In keiner Epoche und in keinem Lande hat die Rezeptir-kunst eine größere Vollendung erreicht, als in Frankreich unterm zweiten Kaiserreiche in der Spezialität des höheren Lustspieles, d. h. in dem dieser Epoche eigenthümlichen Genre. In der klassischen Tragödie wie im Intriguen-

stücke, im Melodrama wie im Vaudeville war die Periode von 1815—1850 bei weitem origineller, als die Zeit von 1850—1870. Namentlich war das Intriguenstück unter Alexandre Dumas' genialer Hand und Scribe's nie ermüdender Leichtigkeit zu einer seltenen Vollendung gelangt. Nach dem Katzenjammer von 1850 ward es der reuigen Nation nur zu genial und zu leicht. Die National-Erziehung, wie sie der große Napoleon und die „Liberalen" gewollt, begann erst um die Zeit der Februar-Revolution ihre vollen Früchte zu tragen: Alles, was nur von ferne etwas Genialisches, Individuelles, Unabhängiges, Phantastisches ahnen ließ, war dem „gebildeten" Publikum nach und nach ein Greuel geworden. Wie es eine politique honnête et modérée, eine ditto Philosophie und eine ditto Geschichtschreibung haben wollte, so auch ein Theater, wo nichts über die Grenzen des Wahrscheinlichen und Anständigen, Correcten hinausgehe. Auf der anderen Seite war man tugendhaft geworden, und da man bei aller Tugend doch noch immer einer kleinen Schwäche für das Laster sich nicht entschlagen konnte, so produzirten die Lieferanten, „les fournisseurs de S. M. le Public", die gewünschte Waare, bestehend aus lasterhafter Tugend und tugendhaftem Laster, ganz in den Grenzen des alltäglichen Lebens und der alltäglichsten plattesten Anschauung, frei von aller Phantasie und mit gelegentlicher Erörterung sozialer — nicht sozialistischer — Fragen.

Schon Diderot hatte in seinem „Père de famille" und seinem „Fils naturel" die Bahn gewiesen; Greuze's Gemälde lieferten die Illustrationen dazu: Beide tragen aber doch noch den idealistischen Zug des Jahrhunderts,

trotz aller falschen Phrasen und falschen Attituden. Casimir Delavigne glaubte die Molière'sche Komödie wieder zu erwecken, als er seine „Ecole des vieillards“ schrieb — er erweckte nur die bürgerliche Komödie und ihre Prosa. An die schöpferische Genialität des Dichters, der Arnolphe und Alceste geschaffen, konnte er natürlich nicht heran; aber auch gegen die gewandte Mache eines Alexandre Dumas fils sticht sein Fabrikat ab wie gemeiner Ausschuß. Der Erste, der auch hierin das endgiltige Muster lieferte, war jener liebenswürdige Tausendkünstler Herr Scribe. „Une chaîne“ ist die erste und noch immer eine der besten hautes comédies des Jahrhunderts. Sie hat den Lieblingsgegenstand des modernen französischen Theaters, den Zwiespalt zwischen Liebe und Ehe, zum Thema. Balzac's „Mercadet“, dem unsterblichen „Turcaret“ des Lesage nachgebildet, war der erste Versuch, den anderen bevorzugten Vorwurf der modischen Stücke, den Kampf des Emporkömmlings gegen die festgesetzten Mächte, dramatisch zu behandeln.

Wenn eminent gescheidte Schriftsteller, denen die Natur noch überdies die Gabe der leichten Unterhaltung verliehen, sich's vornehmen, populäre Gegenstände und Fragen auf's angenehmste zu besprechen, so wird's ihnen meist besser gelingen, als wirklich genialen Dichtern. Der Kunstgriffe und des Handwerkes werden sie bald Meister, und nicht umsonst sind sie Franzosen, wenn es gilt, den Leim und die Nähte zu verbergen. Man nehme alle die Hunderte von Komödien, welche in den letzten zwanzig Jahren über die Bühne gegangen: man wird überall denselben Aufbau finden, dieselben Personnagen, dieselben Gegenstände, dieselben Anschauungen, dieselbe Sprache; der einzige Unter-

schied liegt in dem größeren Geschicke, mit welchem das Recept ausgeführt worden. Das Kochbuch bleibt immer dasselbe, nur sind die Köche mehr oder weniger gewandt; geniale Köpfe aber, die sich über Carême hinaussetzen, werden nicht geduldet. Nun weiß ein Jeder: on naît rôtisseur, mais on devient cuisinier; und mit dem rôtisseur, mit dem Genie will man nur an ganz ausnahmsweisen Feiertagen etwas zu thun haben. Blättern wir ein wenig im Kochbuch, wenn's den Leser nicht verdrießt, und lassen wir das arme todtgehetzte Gleichniß schnaufen, nach Hamlet's vortrefflichem, nie genug befolgtem Rathe.

Der Gegenstand der modernen Komödie ist immer dem wirklichen Leben und der Gegenwart entnommen. Entweder ist's der Gegensatz zwischen der neuen Gesellschaft und der alten, oder zwischen der Leidenschaft und den sozialen Gesetzen; oft werden beide miteinander verbunden und ineinander verwoben. Daß diese Gegensätze durchaus nicht neu sind, wollen sich die Autoren und das Publikum gar nicht einreden lassen: alles das datirt in ihren Augen von der französischen Revolution, dieser neuen Aera der Menschheit, welche, wenn man den Franzosen glauben sollte, auch die Menschennatur, wie die geschichtlichen und gesellschaftlichen Gesetze vollständig umgestaltet hat. Der Repräsentant der neuen Gesellschaft ist entweder ein Ingenieur, der sich durch seine Arbeit aufgeschwungen und — o Glorie der Glorien! — aus der Ecole polytechnique als „Erster" hervorgegangen, oder aber er ist ein Maler, der wegen seiner Bilder im letzten Salon dekorirt worden ist. Natürlich emancipiren sich manche Autoren so weit, daß sie dem

Ingenieur einen Advokaten oder Offizier, charakteristischer Weise nie einen Professor oder Arzt, selten dem Maler einen Bildhauer oder Dichter substituiren. Der Vertreter der alten Gesellschaft oder der Vorurtheile ist entweder ein Marquis, für den die ganze moderne Geschichte nicht existirt und der Zehnten und Frohndienst wiederherstellen möchte — ein Typus, der nirgends mehr anzutreffen ist in der Wirklichkeit — oder ein reichgewordener Bürger, dem alle Künstler Zigeuner sind und der nichts träumt, als das rothe Bändchen für sich, einen Adelstitel für die Tochter — ein Typus, dem man wiederum auf Schritt und Tritt begegnet. Insoweit ist die neue Komödie nur der Ausdruck des nationalen Charakters, der Gesellschaft und der Sitten. Die Hauptsorge des modernen Franzosen ist ja immer, die thatsächliche Ungleichheit der Gesellschaft in den Kunstwerken und in der Gesetzgebung zu leugnen oder doch zu bemänteln; der Held muß aber auf der Bühne erreichen, was er im Leben nie erreicht, noch zu erreichen sucht: er muß in eine höhere Gesellschaftssphäre hinaufbringen. Daß ihm dies als höchste Belohnung erscheint, ist eben die naive faktische Widerlegung des ganzen demokratischen Raisonnements, mit dem diese Art Stücke ausgefüllt zu sein pflegen.

Wie von jeher im französischen Theater, spielt die Tirade auch im neuen Lustspiele eine große Rolle. Das pour et contre wird in glatter Prosa plaidirt, gerade wie Corneille's Auguste und Cinna es in prunkenden Versen thun. Die Sprache ist immer scharf, witzig, fließend, aber farblos und nüchtern; der Dialog, wenn ihn die Tirade zum Worte kommen läßt, natürlich, lebendig, geistreich, voll

all' der französischen, nie alternden Anmuth, die Europa nun schon seit drei Jahrhunderten nicht müde wird, zu bewundern. Die Construction (charpente) ist womöglich noch schablonenhafter, aber auch noch künstlicher, als die Zeichnung der Charaktere. Eben da Alles vorgeschrieben ist, motivirter Ein- und Ausgang, Concentration des Interesses im vierten Akte, Duell, Versteckenspielen, Wiedererkennung, Erzählung des confident u. s. w., so gehört ein ganz ungemeiner Aufwand von Kunst dazu, doch neu und erfinderisch zu scheinen, die Spannung aufrecht zu erhalten, durch das Interesse der Intrigue die Abgedroschenheit des Themas und die Eintönigkeit der Tiraden zu beleben. Natürlich greifen Alle, selbst die besten Autoren, endlich zur Bekehrung, zur totalen Charakter-Aenderung, was auch wieder für die französische Weltanschauung unendlich bezeichnend ist. Ein „Macbeth", ein „Hamlet" ändern sich nie; für einen Shakespeare ist des Helden Handeln sein Charakter, für einen Schiller sind

> Des Menschen Thaten und Gedanken
> Nicht wie des Meeres blind bewegte Wellen . . .
> Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
> Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln;
> Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
> So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Nicht so in den Augen des Franzosen, dem die Willensfreiheit ein unanfechtbares Dogma ist; ihm scheint's ein Leichtes, daß der Held seines Dramas Wandel und Wesen im Nu ändert für immerdar und plötzlich aus einem Spieler und Weiberjäger der ordentlichste Hausvater und treueste Ehegatte wird.

Am deutlichsten tritt dies hervor in der zweiten Kategorie der neuen Komödie, derjenigen, in welcher die Ehefrage abgehandelt wird. Ein Mann liebt, er verbindet sich mit der Geliebten in freier Einigung, bis endlich der Wunsch, einen eigenen Herd zu gründen, Vaterfreuden zu genießen, eine gesellschaftliche Stellung einzunehmen, kurz, es zu machen wie andere Leute, ihn der Geliebten entfremdet und zu einer Vernunft-Ehe mit irgend einem bürgerlichen Gänschen führt. Auch hier giebt's natürlich Variationen die Fülle: immer aber „sieget das Gute", wie es der Aeschyleische Chor will; das „Gute" aber bedeutet: die gesellschaftliche Convenienz. Im Grunde wird die wahre Neigung immer den weltlichen Vortheilen eines guten „établissements" geopfert; das heißt dann Moral und Pflicht. Personen: eine unglückliche, leidenschaftlich Liebende von mittlerem Alter oder eine herzlose Coquette in denselben Jahren (vor der gesellschaftlichen Moral gelten Beide gleich: erscheint doch selbst Egmont's Clärchen fast allen Franzosen, die ihren Goethe gelesen haben, als eine Courtisane); weiter ein junger Graf, der des Romanes überdrüssig ist und nach Hausfrieden lechzt; ein Ehemann, der tragisch wird — die modernen Franzosen finden den komischen Hahnrei der griechischen Komödie, Boccaccio's, Shakespeare's, Lafontaine's, Molière's und Musset's verbraucht und haben den weinerlichen erfunden, eine äußerst unglückliche und höchst ermüdende Erfindung — endlich und vor Allem: Desgenais. Der arme Musset hat das Verbrechen zu verantworten, diesen Typus in seinen „Confessions d'un enfant du siècle" geschaffen zu haben. Es ist ein alter Roué, aber ein Galanthomme, der Moral predigt.

Welch' eine Moral aus solchem Munde kommen kann, ist leicht zu denken. Der Moralist hat das Leben durchgekostet — Spiel, Weiber und Zechen — und hat am Ende, zu spät für sich selbst, entdeckt, es wäre doch besser gewesen, er wäre dem getretenen Wege gefolgt und hätte sich beizeiten mit einem kleinen Pensionats-Produkte verheirathet. Dem jungen Freunde nun will er um jeden Preis seine Erfahrung zugute kommen lassen; er muß sobald als möglich vom abschüssigen Wege entfernt und auf die gebahnte Straße gebracht werden, ehe es auch für ihn zu spät ist. Natürlich ist dabei nie von dem, was recht und schön ist, die Rede, sondern nur von dem, was nützlich ist und im wohlverstandenen Interesse liegt.

Da der Verfasser in Paris lebt und in der sittlich wenigst skrupulösen Gesellschaft von Paris, so schildert er uns Sitten und Verhältnisse der nicht gerade achtbarsten Pariser Gesellschaft, und man thäte, wie schon oben bemerkt, Frankreich sehr Unrecht, wollte man daraus Rückschlüsse auf die allgemeinen Zustände machen. Da der Verfasser andererseits aber in seiner Jugend, sei es in der Familie oder in der Schule, sei es in der Provinz oder in Paris, die sittliche Weltanschauung seiner Nation erworben und sich ganz mit ihr durchdrungen hat, so darf man seine Moral wohl als die des modernen Frankreichs hinstellen. Die neue Komödie stellt, in Einem Worte, ungesunde, ganz ausnahmsweise Verhältnisse dar und betrachtet sie unter dem Lichte der allgemein giltigen Grundsätze, daher die doppelte Faulheit dieser ganzen Litteratur und ihre doppelte Lüge. Da ihr aber meist nicht allein Gesundheit und Wahrheit fehlen, da auch beinahe immer Phantasie, Poesie

und Heiterkeit daraus verbannt sind, so ist eine Waare entstanden, die durchaus unfähig ist, die Mode zu überdauern. Wie von der Poesie und dem Romane, so wird von dem höheren Lustspiele des zweiten Kaiserreichs nicht einmal so viel übrig bleiben nach zwanzig Jahren, als heute nach zwei Jahrhunderten von den Romanen d'Urfé's und Mlle. de Scudéri's.*)

*) Natürlich sprechen wir hier nur von der großen Mehrzahl: es ist wahrscheinlich, daß einige wenige Stücke, wie der Marquis de la Seiglière oder der Gendre de M. Poirier sich neben Marivaux's Fausses Confidences oder Jeux de l'amour et du hasard auf der Bühne erhalten werden, eben weil sie sich am weitesten vom modischen Typus entfernen, dem französischen Intriguenstück, wie es Scribe und Alexandre Dumas père zur Vollendung gebracht, am nächsten kommen. Die eigentlichen Typen des höheren Lustspiels, die wir im Texte zu charakterisiren gesucht — selbst die gelungensten, wie Ponsard's L'honneur et l'argent, Alexandre Dumas fils' Demi-monde — sind jetzt schon veraltet.

Politisches Leben.



Daß die französische Nation, wie sie Naturanlage und geschichtliche Entwicklung gemacht haben, der Selbstregierung im englischen Sinn unfähig ist, daß sie ihre großen Geistesgaben und Charaktertugenden nur unter der Dictatur ganz zu entfalten vermag, darf man wohl heute, nach so vielen fruchtlosen Experimenten, als ausgemacht annehmen. Wir nennen aber Dictatur die persönliche Regierung eines Mannes, ob derselbe gekrönt sei oder nicht, ob er ein Parvenu oder ein Nachkomme von zwanzig Königen sei, ob seine Macht erblich oder vorübergehend sei, ob er Uniform oder Frack trage. Dem im Parteikampf Begriffenen, durch die Hitze des Streites Verblendeten mag es erlaubt sein, einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Regiment Richelieu's und Guizot's, Napoleon's III. und Thiers', Robespierre's und Gambetta's zu finden; der außerhalb stehende Zuschauer kann die Verschiedenheit nur in der Weise erkennen, in welcher die Gewalt gehandhabt wird, durchaus nicht in der Natur dieser Gewalt selbst. Warum aber die französische Nation ihr Größtes gerade unter der Dictatur leistet, während die englische es im aristokratischen Parlamentarismus, die italienische im unab-

hängigen Municipalismus, die deutsche in der bureaukratischen Monarchie geleistet: das ist eine Frage, die, wie alle Fragen der Art, eine doppelte Erklärungsweise zuläßt, die historische und die psychologische, aber nur durch eine Verbindung beider Erklärungsweisen einigermaßen befriedigend gelöst werden könnte.

Hier wird eine solche Lösung nicht einmal versucht. Europa, und vornehmlich Deutschland, kennen das politische Leben Frankreichs nur sehr unvollkommen, weil sie Parteinamen und Einrichtungen eine Wichtigkeit beilegen, welche denselben durchaus nicht zukömmt. Es soll deshalb hier nur das Eine versucht werden: jenes politische Leben darzustellen wie es wirklich ist, nicht wie es scheint. Gelingt es uns, das Was wahrheitsgetreu zu schildern, so überlassen wir gerne den Geschichtsphilosophen dem Warum nachzuforschen. Das Wohin ist ja wohl für Niemanden mehr eine Frage ohne Antwort.

Erstes Kapitel.

Das Ideal und seine Verwirklichung.

I.

Das tiefe Eindringen der römischen Verwaltung und Gesetzgebung, das frühe Bündniß des Bürgerthums mit der Krone gegen den Adel germanischen Ursprungs, die mehrmals wiederholte Vernichtung der sich immer wieder neubildenden Aristokratie, die Unterdrückung des Protestantismus, die immer straffere Centralisation waren ebensoviele Etappen auf dem Wege, der zur absoluten Monarchie führt, und mit Recht mochte Mad. de Staël sagen: „C'est la liberté qui est ancienne, et le despotisme qui est moderne." Die Revolution änderte an dieser Entwicklung nichts, außer daß sie an die Stelle der traditionellen Form der Legitimität die demokratische Form des Cäsarismus setzte. Welche von beiden die bessere sei, ist nicht an uns zu entscheiden. Viele meinen, daß es leichter wäre, die traditionelle Form in liberale Bahnen zu lenken; Andere sind überzeugt, daß die demokratische Form sich eher mit der Freiheit vertragen ließe, jedenfalls den Fortschritt auf

nichtpolitischem Gebiete mehr begünstige; uns genügt es festzustellen, daß die Revolution für immer diejenigen Gefühle in der französischen Nation ertödtet hat, auf welchen die traditionelle Autorität beruht und die wir unter dem Namen des Loyalismus zusammenzufassen gewohnt sind. Vor dem nüchternen Verstand, der seit 1789 die Herrschaft führt, existiren solche Dinge, als persönliche Treue, freiwillige Anerkennung der Geburtsvortheile, Solidarität zwischen Dynastie und Nation durchaus nicht. Sie wieder zu erwecken oder neu zu schaffen haben sich drei Dynastien erfolglos bemüht. Die erbliche Monarchie mag noch ein fünftes Mal in Frankreich wiederhergestellt werden; aber auch diese Verbindung eines Monarchen mit der Nation wird eine Vernunftehe sein, wie alle vorhergehenden dieses bewegten Jahrhunderts. Auch neue Constitutionen werden erlassen werden; sie dürften weniger utopistisch ausfallen als die von 1791 und 1793, weniger schablonenhaft als die von 1814 und 1830, weniger widersinnig als die vom Jahre III und 1848, weniger complicirt als die vom Jahre VIII und von 1852; weniger lückenhaft endlich als die von 1875: Machwerke werden es immer bleiben; und man macht weder eine Verfassung, noch ein Königthum, wie man weder eine Poesie, noch eine Religion macht.

Fern sei es mir, dem politischen Rationalismus alle Berechtigung abzusprechen: danken wir ihm doch die größten und besten Errungenschaften des modernen Staatslebens; aber er muß sich auf sein Feld zu bescheiden wissen, wenn er wohlthätig wirken soll, und dieses Feld ist das der Negation, der Kritik, der Reform. Wo er Neues gründen will, ist er unfruchtbar, schafft er Kartenhäuser, die der

erste Luftzug umstürzt. Interessen, Leidenschaften, Gewohnheiten, die allein dauernde Schöpfungen hervorbringen und ihnen Leben erhalten, würden am Ende alles überwachsen wie in einem ungesunden Urwalde, wo das wuchernde Unkraut die besten Keime erstickt, die schmarotzende Schlingpflanze die kräftigsten Stämme erdrückt, wären nicht die allgemeinen Ideen, die vielgeschmähten Abstractionen, welche, wie der beschneidende Gärtner, aufräumen in dem üppigen Wust, und Licht und Wärme eindringen lassen in das verpestete Dickicht. Der französische Irrthum war und ist nur: zu glauben, daß der Gärtner mit Samen oder Ableger, ja selbst ohne den einen und den andern, im Stande sei, von heut auf morgen einen stattlichen Baum heranzuziehen, der einem ganzen Volk Schatten leihen könne. Das schlimmste aber ist, daß in Frankreich jene einst so wohlthätigen Ideen sich ihrerseits wieder zu persönlichen Interessen verfestigt oder zu Leidenschaften verflüchtigt haben, oder aber als unheimliche Gespenster in der Luft schwirren; daß sie ihre Wirkung noch fortsetzen, nachdem dieselbe längst aufgehört, nothwendig und wohlthätig zu sein; daß sie sich, anstatt die Charakterfehler der Nation zu corrigiren, mit diesen verbündet und dieselben auf solche Weise gefährlich gestärkt haben.

Die Gesellschaft ist eben ein Organismus, der weiter wächst, ohne sich viel zu kümmern um die Formen, in die man ihn zwängen will, wie der zur Pyramide oder zum Obelisken beschnittene Baum in die Höhe und Breite fortwächst, als hätte der Gärtner nie sein Messer an ihn gelegt, um ihm eine bestimmte Gestalt vorzuzeichnen. Da nun aber die constituirenden wie die legislativen Gewalten

Frankreichs dies nie zugeben wollen; da die Gesetzgebung, anstatt sich dem Nationalcharakter anzuschmiegen, den Sitten anzubequemen, den Anspruch erhebt, den ersteren zu ignoriren, den letzteren zu ändern, d. h. mit anderen Worten, das concrete Leben abstrakten Ideen zu unterwerfen, so geschieht das sehr Natürliche: die concreten Interessen, Leidenschaften und Gewohnheiten öffnen sich Hinterthüren, indem sie das Gesetz auslegen oder umgehen — das Gesetz wird zur Lüge. Oder aber sie stoßen so hart gegen das Gesetz an, daß sie's über den Haufen werfen und in Trümmer schlagen. Jede neue Partei aber, die bei solcher Gelegenheit an's Ruder kömmt, will diesen Uebelstand abstellen, indessen nie dadurch, daß sie die Verfassung und das Gesetz der organischen Wirklichkeit anpaßt, sondern indem sie die Wirklichkeit, die ewig unregelmäßige, irrationelle, unbequeme, zur Ruhe verweist, das abstract Gerechte, Gute, Symmetrische wieder zur Geltung und zur Herrschaft zu bringen sucht, zugleich aber die Wiederkehr jener gewaltigen Erschütterungen für immer unmöglich zu machen unternimmt. Diesen idealen Zustand des Friedens, der Ordnung und der Freiheit aber herzustellen, verlangt sie erst eine Vorbereitungszeit, während welcher sie die Freiheit der anderen Parteien beschränken dürfe, natürlich ohne Nutzen für sich — denn die Gegner finden doch immer Mittel und Wege, zu schreiben, zu sagen und zu thun, was sie wollen — zum großen Vortheile dieser Gegner sogar, die jene Beschränkung zum nur allzu plausiblen Vorwand ihrer Beschwerden gegen die bestehende Regierung und ihrer Opposition gegen dieselbe machen. Alle französischen Staatsmänner der letzten hundert Jahre sind Pacificatoren, welche

die „Aera der Revolution“ schließen wollen, alle sind Idealisten, die ein Reich der Gerechtigkeit, Brüderlichkeit und Wohlfahrt errichten zu können glauben; wie denn die ganze denkende Nation in Frankreich in diesem Sinne idealistisch ist.

Das Ideal mag uns armselig und vulgär scheinen: die Anschauungsweise, von der es ausgeht, platt und seicht: ein Ideal ist's aber doch immer. Polignac, Guizot, Napoleon III., Gambetta, sie kommen alle mit einem „Principe“, das sie anwenden wollen, mit einer neuen Heilmethode, die dem kranken Staatskörper ein für allemal die Gesundheit wieder geben soll. Der Krankheitsstoff aber ist in die Säfte gedrungen; er scheint für Augenblicke vernichtet, doch plötzlich bricht er gewaltsam aus in einem bösen Geschwür; der idealistische Arzt fällt natürlich in Ungnade, und man sieht sich nach einem anderen um, der sich anheischig mache, mit einem neuen Rezept Alles in die Reihe zu bringen. Wie nüchtern-praktisch, wie positiv-empirisch ist dagegen der romanische und der germanische Staatsmann, ein Cäsar, ein Lorenzo, ein Cavour; oder ein Wilhelm III., ein Washington, ein Bismarck. Er glaubt gewiß nicht, die Weltgeschichte höre mit ihm auf und das Millennium beginne. Er setzt sich kein genau bestimmtes Ziel vor, das er unter jeder Bedingung erreichen müsse; er stellt kein abstraktes Ideal von Gleichheit und Gerechtigkeit, von Fortschritt und Volksbeglückung auf, das er verwirklichen wolle; er vollbringt an jedem Tage des Tages Aufgabe, schützt und fördert die Interessen der Einzelnen wie des Landes, räumt auf, wo er Unrath, bessert, wo er Schaden sieht, ohne abzuwarten, bis er das Ganze

systematisch reformiren könne; ergreift die Gelegenheit, die sich bietet, seinem Lande Nutzen, sich selbst Ehre zuzuwenden, ohne ungeduldig die Gelegenheit ertrotzen zu wollen; und da er das Ideal unbewußt, unausgesprochen, nicht als eine Verstandsconception, sondern als Gefühl, Ahnung, Pflicht in sich trägt, so schafft er das Gute und verwirklicht das Schöne mit jener Macht, die eben nur die unbewußt wirkenden Kräfte besitzen. Doch muß er's über sich ergehen lassen, daß die rationalistische Idealität ihn verdammt, als einen positiven, schwunglosen Praktiker und Realisten.

Daß die besten unter den Franzosen rationalistische Idealisten à la Rousseau sind — wenn sie nicht geistreiche Skeptiker à la Montaigne werden — daran kann kein Zweifel sein: ja die ganze Nation war es, so lange sie noch in der naiven Periode ihres modernen politischen Lebens war, d. h. bis gegen 1840. Daß aber ihr Ideal ein so hohles, so oberflächliches war, das machte es so gefährlich, so faßlich für die Mittelmäßigkeit, die überall die Mehrheit ist, so zugänglich für die Halbgebildeten, die in unserem Jahrhundert sich mehr als je in den Vordergrund drängen. Wie einfach ist in der That dieses Ideal von der Gleichheit aller Bürger, von dem Laienthum des Staats, von der vorsorglichen Ordnung aller Lebensverhältnisse, von der Herrschaft der gezählten Mehrheit, von der Verbreitung dieser paradiesischen Zustände der Einförmigkeit über die Welt unter der Aegide des auserwählten Volkes, dem die neue Botschaft verkündet worden unter dem Krachen der einstürzenden alten Welt — wie einfach neben unserm germanischen Ideal, komplex wie alles Orga-

nische, schwer verständlich für die Verständigen, nur der Spekulation, der Intuition oder der Einfalt zugänglich, welche die geheime Harmonie (*ἀφανὴς ἁρμονία*) ahnen, aber ohne Reiz für die Anbeter der offenbaren Harmonie (*φανερὰ ἁρμονία*).

Ist's zu verwundern, wenn jenes rationalistische Ideal, das der Mittelmäßigkeit die wohlfeile Befriedigung der Eitelkeit gewährt, es verstanden zu haben, das in der anmuthigen, französischen Form gepredigt worden, das so wenige Pflichten auferlegt und so viele Rechte einräumt, sich so schnell über Europa verbreitet hat, daß namentlich Völker, welche schon die Naivetät der Jugend verloren, ohne noch die Tiefe der modernen Bildung sich ganz angeeignet zu haben, davon ergriffen worden? Hat ja doch unsere Nation, die einen Kant und Goethe hinter sich hatte, sich davon verführen lassen, und wer weiß, ob das Virus ganz aus unserm Blute herausgeworfen ist. Ein französischer Freund wünschte mir zwar einst Glück dazu, daß wir Deutschen mit der Impfung von 1830 und dem leichten Vaccinationsfieber von 1848 davon gekommen und uns nun als unansteckbar betrachten könnten; aber nicht Alle theilen die Meinung dieses Beobachters. Schon hören wir die besten und klarstsehenden unserer Nachbarn das

Graecia victa ferum cepit victorem

anstimmen, und wir wollen nur hoffen, daß die Prophezeiung sich als eine falsche erweisen werde; daß der Sieger dießmal doppelt gesiegt habe, erst über den äußeren Feind, dann über den inneren; daß es ihm klar geworden, warum er gesiegt; daß er in der größten Lehrstunde gelernt wie

bisher fortzufahren, gleich seinem großen Weisen: „das Erforschliche zu erforschen, sich vor dem Unerforschlichen zu beugen.“ Möchte das deutsche Volk am Beispiele Frankreichs gelernt haben, die Grenzen des Verstandes nicht zu vergessen, ihn, den Leiter und Erleuchter der schöpferischen Kraft, nicht für diese selbst zu halten und als eine Gottheit zu verehren, sich der Gefühle nicht zu schämen, die es nicht gleich erklären kann, vor allem aber die Individualität in Ehren zu halten, und ihr, sei sie nun genialisch groß oder bescheiden beschränkt, freien Spielraum zu gewähren. Ist doch „die Idee der persönlichen Freiheit“ nach der Franzosen eigenem Geständniß eine germanische, aus der freilich, wie Goethe sagt: „viel Treffliches, aber auch viel Absurdes hervorgeht.“ Letzteres haben wir in dreihundert Jahren der Staatslosigkeit endlich einsehen gelernt, und werden's sobald nicht vergessen; hüten wir uns nur, das Kind mit dem Bade auszuschütten und, da wir an der Neubegründung des deutschen und am Ausbau des modernen Staates sind, suchen wir ihn so einzurichten, daß er die Interessen der Gesammtheit wahre, ohne denen des Individuums zu nahe zu treten, daß er den Nationalgeist fördere, ohne die Freiheit des Einzelnen zu beeinträchtigen. Der germanische Staat jenseit des Kanals, so lange er sich selbst treu war, d. h. während zweier Jahrhunderte — grande aevi spatium, wenn es sich um die Dauer einer freien Regierung handelt — England hat uns ja bewiesen, daß dieses Ideal von germanischem Gemeinwesen kein Utopien, daß es erreichbar ist, und daß es — wenn erreicht — der Menschheit schönste Blüthe entfaltet: Mannesmuth und Manneskraft, Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, Macht und

Ordnung, geistige und materielle Thätigkeit, fortschreitende Entwicklung und Achtung vor dem Ueberkommenen, Religiosität und Freiheit des Gedankens, Poesie und Wissenschaft, Reichthum und Tüchtigkeit.

Wie ganz anders das französische Ideal, so wie es in der Revolution zum Ausdruck gekommen, und das es so recht darauf angelegt zu haben scheint, den Untugenden des celtischen Volkscharakters Vorschub zu leisten, ihnen zu schmeicheln, sie groß zu ziehen und obendrein noch zu beschönigen. Der niedere Instinkt des Neides, der tief in der Natur des Celten wurzelt, ist als Gleichheit idealisirt worden, das Ideal der Freiheit ist zum Deckmantel für individuelle Willkür geworden. Die Menschenrechte sind so oft und so laut geltend gemacht worden, daß man der Menschenpflichten ganz vergessen hat. Welche Rechnung findet die Eitelkeit nicht beim Prinzip der Volkssouveränetät, und wie gern versteckt sich die moralische Feigheit hinter die Verantwortlichkeit des Staatsoberhauptes? Schon daß überhaupt das Gesetz ein gewisses Ideal von Gerechtigkeit darstellt, befriedigt die Lust am schönen Schein: es ist eben eine Unwahrheit mehr, es ist die verallgemeinerte Unwahrheit, wie sie dem für die Wahrheit so gleichgültigen Celten ganz besonders zusagt. Das Recht zur Insurrection nun gar, welches faktisch unumstößlich feststeht seit achtzig Jahren und die Auflehnung gegen die Obrigkeit als eine Großthat heiligt, rechtfertigt nicht nur jeden Wuthausbruch, dessen das leidenschaftliche Volk periodisch bedarf; es hat auch den letzten Rest von Ehrfurcht, der noch in der Nation leben mochte, als ein veraltetes Vorurtheil in die Rumpelkammer gebannt, wo Treue, Gehorsam, Pflicht, Bewun-

derung als ebensoviele Rococo-Möbel mit den Etiketten Servilismus, Würdelosigkeit, Einfalt und Naivetät im Staube modern.

Nur natürlich ist es, daß bei der Herrschaft dieser Anschauungsweise und solcher, so schön drapirter Leidenschaften die freudige Anerkennung großer oder auch nur bedeutender Individualitäten, dem schnödesten Bemäkeln jeder persönlichen Ueberlegenheit Platz gemacht hat. Die todte Autorität eines Datums wie 1789 wird heilig gesprochen, damit die lebendige Autorität bedeutender Menschen verkannt und bespöttelt werden dürfe: thut ja die Erste Niemandes Eigenliebe etwas zu leid, während die Zweite einer Mittelmäßigkeit voll Selbstgefühl recht unbequem werden kann. Auch eine schöne a priori ausgeklügelte Einrichtung gilt für unschädlicher, ja für fruchtbarer, als lebendige Menschen: man traut ihr mehr als der mächtig wirkenden Individualität, die von vornherein als ein geborner Feind der Gesammtheit gilt. Da nun aber doch die Maschine nur durch Individuen gelenkt werden kann, so giebt man sie lieber in die Hände eines Mittelmäßigen, dessen Superiorität wenigstens nicht genirt. Einem Turgot oder einem Mirabeau sieht man auf die Finger, daß er ja keinen Mißbrauch treibe mit der ihm anvertrauten Gewalt; einen Robespierre läßt man gewähren. Hat man's aber eine kurze Spanne Zeit mit der Mittelmäßigkeit versucht und einen Barras, Cavaignac oder Gambetta das Ruder führen lassen, so entdeckt man, daß die Gesellschaft doch nicht ihre Rechnung dabei findet, dankt die Herren ab und läßt sich vom Selbsterhaltungstrieb in die Arme irgend eines Gewaltigen treiben, der dann selbst-

herrisch die Maschine leitet wie ihm gefällt und Niemanden neben sich aufkommen läßt.

Wohlfeiler und besser hätte man's haben können, wenn man von vornherein die milde Herrschaft der geistigen und sittlichen Superiorität hätte anerkennen wollen, welche gern andern den freien Spielraum zu gönnen pflegt, den sie für sich selbst in Anspruch nimmt. Freilich hätte man dann auch auf die Genugthuung verzichtet, jener „Gleichheit in der Knechtschaft" zu genießen, die der rechte Franzose des neunzehnten Jahrhunderts immer der Ungleichheit in der Freiheit vorziehen wird. Auch gehen die Sachen eine Zeitlang recht gut. Der Herrscher findet und wählt gewöhnlich gute, brauchbare Werkzeuge, umgiebt sie mit gut geschulten gewissenhaften Arbeitern, stellt tüchtige Commis an die Spitze der Ministerien, ruft treffliche Fachmänner in die wirklich thätigen Behörden, wie Staatsrath, Rechnungsrath, Kassationshof, bis hinunter zum Präfekturrath: alles Leute, welche die Mittelmäßigen, die in Revolutionszeiten ephemer zur Gewalt gelangen, als „gesinnungslos" ausscheiden, um sie durch „gesinnungsvolle" Parteimänner zu ersetzen, die vom Geschäftsgang und überhaupt vom Reellen im Staate keine Ahnung haben. Unter einem solchen wohlgeordneten und nicht unfähigen Regiment findet sich nun das nervöse, Ruhe bedürftige Volk, das so ungestüm aufgeregt worden durch die Emeute, Jahre lang wohl, bis es auch sie wieder müde wird: denn es ist nun einmal das Unglück, aber auch die Ehre Frankreichs, daß es unfähig ist, die Freiheit zu ertragen und sich doch nicht entschließen kann, auf die Dauer der Freiheit zu entrathen.

II.

Auch eine andere Schwäche des französischen National-charakters findet ihre Rechnung bei einer „starken Regierung". Es ist so bequem, sie gewähren zu lassen, alle Vortheile, die sie bringt, zu genießen, das Verdienst daran sich selbst zuzusprechen, zugleich aber doch jeder Verantwortung für ihre Fehler enthoben zu sein, ja sich schon im Voraus gegen jede Anklage verwahrt zu haben. Das Frondiren der Pariser gegen jede Regierung ohne Ausnahme ist im Grunde nichts Anderes. Es befriedigt zugleich das Bedürfniß, gegen den Stachel zu lecken, sich durch chansons, Zeitungsartikel oder akademische Reden an dem Herrn zu rächen, beweist, daß man keine dupe ist, kann aber namentlich als ein vorauserhobener Einspruch gegen alle Handlungen der Regierung gelten, die etwa nicht gelingen sollten, und erlaubt, daß man sich später, wenn eben die Dinge schlecht ausgehen, die Hände in Unschuld wasche. Ist doch die Regierung eine durch Gewalt aufgezwungene: dieß das große Wort, mit dem alle Schuld von der Nation ab und auf den Usurpator gewälzt wird, mag nun dieser Usurpator, wie am 18. Brumaire und am 2. Dezember, sich durch das regelmäßige Heer des Landes, oder, wie am 24. Februar und 4. September, durch das unregelmäßige Heer der Emeute, oder aber, wie in den Jahren 1814 und 1815, durch die Heere des Landesfeindes der Regierung bemächtigt haben. Daß keine Regierung sich auf die Dauer halten könne, wenn sie nicht von der Nation gehalten wird; daß jede Nation im Grunde die Regierung hat, die sie haben

will: diese unliebsame Wahrheit will der moderne Franzose nun einmal nicht einsehen, so beredt sie auch gerade die französische Geschichte der letzten achtzig Jahre auf jeder Seite lehrt. Konnten sich doch die zwei einzigen Regierungen, die sich gegen den Willen der Nation und durch Ueberrumpelung des Hôtel de Ville der höchsten Gewalt bemächtigt — die Regierungen vom 24. Februar 1848 und 4. September 1870 — nur wenige Monate halten: bei der ersten Gelegenheit, wo die Nation in voller Freiheit ihren Willen zu erkennen geben konnte — am 10. Dezember 1848, im Februar 1871 — stürzte sie sie um und setzte eine regelmäßige conservative Regierung unter der persönlichen Leitung eines Mannes ein, wie sie später die parlamentarischen Staatsstreiche vom Mai 1873 und Mai 1877 recht wohl zu neutralisiren wußte, wiederum im conservativen Interesse, d. h. um die bestehende Staatsform zu conserviren. Hat das Volk diese Freiheit der Bewegung nicht, d. h. kann es seinen Willen nicht in der Form der Wahl zu erkennen geben, so läßt es die Gewalt gewähren, wie im Dezember 1851 und im Mai 1871, und regelt das illegale Verfahren nachträglich durch Plebiscit oder Kammerbeschluß; immer aber besteht die persönliche Regierung in Frankreich kraft des Volkswillens.

Das ist's aber gerade, was der Franzose des 19. Jahrhunderts durchaus nicht zugeben will. Es ist ihm so viel bequemer, sich jeder Verantwortlichkeit zu entschlagen, alle Mißerfolge einem Sündenbock aufzubürden, alle Erfolge aber sich selbst zuzuschreiben; es ist seiner mechanischen Weltanschauung so viel angemessener, überall mechanische Ursachen an die Stelle der organischen zu setzen: der Tyrann

aber, der sich der Regierung eines Landes gegen dessen Willen bemächtigt, und es dann, immer gegen seinen Willen, in's Unglück bringt, ist eine mechanische Ursache. Von ihr bis zu den berühmten petites causes et grands effets, die dem französischen Geschichtsforscher so theuer sind, ist nur ein Schritt. Man denke nur an Thiers' si. Auf jeder Seite seines großen Werkes wird die Geschichte reconstruirt, wie sie sich etwa gestellt haben würde, „wenn" dies oder das nicht geschehen wäre. Nur von einem Zufall hing es ab, daß Frankreich bei Trafalgar und Waterloo geschlagen ward, nur von irgend einer Unterlassungs- oder Begehungssünde des Kaisers, wenn das erste Kaiserreich sich nicht hat halten können. Daß eine innere Nothwendigkeit die Kette der Thatsachen bestimmt, daß diese innere Nothwendigkeit im Volkscharakter selber liegt, das will dem modernen Franzosen nicht in den Kopf; er nennt das Fatalismus, und meint Wunder was für die Freiheit des Willens bewiesen zu haben, wenn er die Verantwortlichkeit der geschichtlichen Ereignisse, wohlverstanden der unglücklichen, von sich ab und auf andere gewälzt hat. Giebt es ein aufrichtiges Gefühl in Frankreich heute, so ist es gewiß der Haß der Elite der Nation gegen die Familie Bonaparte: ich sage der Elite der Nation, denn die Masse der Gebildeten oder Halbgebildeten wirft Napoleon III. im Grunde Nichts vor, als nicht gesiegt zu haben; aber selbst diesem Hasse der Besten liegt doch eigentlich eine ganz falsche Anschauung zu Grunde. Sie klagen beide Napoleon an, die Nation verderbt und zum Absolutismus erzogen zu haben. Als ob eine Nation sich verderben oder einen Charakter anerziehen lasse, wenn sie nicht die Hand dazu

reicht! Welchem Engländer ist es je eingefallen Cromwell oder Karl II. anzuklagen, daß sie die englische Nation zum Absolutismus erzogen oder verderbt hätten!

Mit den französischen Nationaleigenschaften, wie sie sich seit der Revolution immer mehr entwickelt haben — dem demokratischen Neid, der Furcht vor Verantwortlichkeit und der mechanischen Weltanschauung — verbündet sich bald gegen jede Regierung eine allgemein menschliche Schwäche, welche nicht, wie bei andern Nationen, durch ruhige Ueberlegung und Anhänglichkeit an das Alte bis zu einem gewissen Grade im Schach gehalten wird. Vergangene Uebel und Gefahren vergessen wir schnell; gegenwärtige sind uns unerträglich. An den Genuß der ersten und wichtigsten Güter, wie Sicherheit und leibliches Wohlergehen, gewöhnt sich der Mensch; ein mangelndes Gut aber erscheint ihm allein wünschenswerth. Da nun aber keine Regierung der Welt vollkommen, keine ganz schlecht ist, so vergleicht man gern die gegenwärtigen vereinzelten Mißstände mit den vergangenen einzelnen Vortheilen und wünscht sich lebhaft jenen ersten Zustand zurück. So kommt's, daß der Franzose, wenn er eine Zeitlang die Güter genossen, die ihm ein Gesellschaftsretter wieder gegeben, gleichgültig gegen dieselben wird und auf die Reden der Kritiker und Frondeurs zu hören beginnt, die ihm da tagtäglich die Fehler der bestehenden Regierung — und welche Regierung beginge keine Fehler? — anatomisch auseinanderlegen.

Er fängt an zu bedauern, daß er auf seine Freiheit verzichtet, um ein wenig Ruhe zu haben; fragt sich, ob es denn gar nicht möglich sei, Beides zusammen zu genießen: Freiheit und Ordnung. Da sind nun die politischen Quack=

salber gleich bei der Hand, und jeder rühmt sein Rezept als eine Panacea. Daß es in seiner eigenen Hand liegt Beides zu vereinigen, wenn er nur von den ihm gegebenen Rechten den gehörigen männlichen Gebrauch machen will, das sagt ihm Keiner; und sich selbst es zu sagen, dazu fehlt ihm der Muth der Wahrheit. Das Rezept aber, das man ihm bietet, ist immer irgendeine gegebene Einrichtung, recht logisch deducirt und logisch unanfechtbar; wer aber die Logik für sich hat, der hat immer gewonnen Spiel in dem Lande der raisonneurs: bald ist's die Republik, bald die constitutionelle, bald die demokratische Monarchie; heute das allgemeine Stimmrecht, morgen la balance des pouvoirs, übermorgen das Zweikammersystem. Seit einigen Jahren ist die décentralisation die universelle Modemedizin. Als ob man die Decentralisation decretiren könne! Als ob man heute aus Bourges ein München, aus Tours ein Heidelberg, aus Lyon ein Leipzig machen könne! Als ob es zu wünschen wäre, daß eine Nation mit ihrer ganzen Geschichte und Vergangenheit bräche und, nachdem sie sechs Jahrhunderte immer in einer Richtung vorwärts gegangen, nun auf einmal „Kehrt euch“ machen und in einem Tage den ganzen Rückweg zurücklegen könnte und — sollte! Was aber an wünschenswerther und wirklich praktischer Decentralisation zu thun ist, das kann keine Regierung bestimmen, das hängt nur von den Bürgern selber ab. Es ist immer die alte Geschichte von dem Faulpelz, der da klagt: hier und heute kann ich nicht arbeiten, gebt mir erst ein comfortables Zimmer, einen bequemen Sessel, die nöthigen Bücher, und vom ersten nächsten Monats ab fange ich zu arbeiten an. Hic Rhodus, hic salta. Wollten die Fran=

zosen nur, ihre Gemeinde-, Bezirks- und Departementalräthe könnten schon mit verwalten und mitreden, und ich wollte die Regierung sehen, die es wagte einen Generalrath von angesehenen Leuten zu schließen, weil er seine Befugnisse überschritten.

Freilich, wenn die Mehrheit der revolutionären Wähler einer Großstadt einen Gemeinderath aus Demagogen zusammensetzt, die weder den Besitz, noch die Erfahrung, noch die Interessen und Ansichten der Gebildeten vertreten, dann kann eine Regierung, welche die besitzende und gebildete Nation hinter sich zu haben weiß, schon einen Akt der Willkür wagen; nicht so mit dem von diesem Theile der Nation gewählten Generalrath.*) Man habe nur den Muth das Kind bei seinem Namen zu nennen: nicht die Gesetze sind schuld an der Unfreiheit Frankreichs, sondern diejenigen, welche die Gesetze nicht zu handhaben wissen:

Le leggi son, ma chi pon mano ad esse?

Ja, diese Gesetze sind oft gar nicht schlecht: treffliche Reformen dringen sehr häufig durch; aber sie produciren meist gar nichts, weil sie todte Buchstaben bleiben. Was ist eine Einrichtung, eine Anstalt ohne den geeigneten

---

*) Die im Winter 1872 von den Conservativen der Nationalversammlung gegen den Willen der Linken durchgesetzte Erweiterung der Befugnisse der Generalräthe ist ein trefflicher Schritt zur einzig praktisch erreichbaren Decentralisation, der der Verwaltung. Ob sie aber die Macht der Centralregierung und ihrer Repräsentanten, der Präfekten, lähmen oder mindern wird, hängt wieder einzig und allein von dem Gebrauch ab, den die Wähler und Gewählten von der neuen Erweiterung ihrer Befugnisse machen werden.

Menschen, der ihr Leben giebt? Wo ist eine schönere Institution als das Geschwornengericht? Und wer wird leugnen wollen, daß es auf dem Festland, in Italien z. B., das mannigfaltigste Unheil gestiftet? Es ist schön und gut Gallerien, Museen, Malerschulen zu gründen; aber man muß nicht erwarten, daß sie Raphael's und Correggio's hervorbringen, wenn das Zeug dazu nicht in den Schülern und Lehrern ist. Es genügt nicht, zwanzig Lehrstühle des Sanskrit zu decretiren, man muß auch zwanzig Gelehrte aufzutreiben wissen, die Sanskrit lehren können. Alles Geld, alle Gesetze, alle Stellen führen zu nichts, so lange der rechte Mann nicht an die rechte Stelle gesetzt wird. Das ist aber eben beinahe nie der Fall in Frankreich. Kommen die Republikaner an die Regierung, so nehmen sie nur auf die politische Gesinnung des zu Ernennenden Rücksicht; lebt man unter einer sogenannten constitutionellen Monarchie, so werden die Schützlinge der Deputirten ernannt, deren Stimmen der Minister braucht; ist die Regierung absolut, so hat zwar der Favoritismus engere Grenzen als bei der parlamentarischen Vielköpfigkeit, aber das Verdienst wird doch meist der Ergebenheit untergeordnet; im besten Fall werden die guten Stellen als Belohnungen für Verdienste gegeben. Es ist zwar nicht mehr ganz so wie zur Zeit Figaro's, der sagen konnte: „On pense à moi pour une place, mais par malheur j'y étais propre: il fallait un calculateur, ce fut un danseur qui l'obtint." Doch kommt es noch täglich vor, daß ein Mann, der zwanzig Jahre ein gewissenhafter Schulmeister gewesen, zur Belohnung zum Professor der Philosophie ernannt wird, oder daß ein Herr zum Obergerichtsrath

befördert wird, weil er treffliche Arbeiten über Archäologie geliefert hat.

Wo aber der rechte Mann an den rechten Platz kommt, da leistet er in Frankreich ebensoviel, ja mehr als irgendwo; und dafür bietet, Alles überlegt und verglichen, eine absolute Regierung noch die meiste Aussicht. Wer weiß nicht was Heinrich IV., Richelieu, selbst Ludwig XIV. in seiner guten Zeit, vor allen aber Napoleon, der unerreichte Meister in der Kunst „jede Kraft an die Stelle zu setzen, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien" — was sie mit denselben Franzosen zuwege gebracht, die noch kurz zuvor, der ihnen nothwendigen Leitung entbehrend, sich in den Religionskriegen, den Wirren der Fronde und den Straßenkämpfen der Revolution, gegenseitig aufgerieben hatten? Das Creiren neuer Stellen oder Obrigkeiten ändert jedenfalls gar nichts an dem Stand der Dinge. Wer es versteht, von dem was ist, den rechten Gebrauch zu machen, hat nicht nöthig auf neue Einrichtungen zu warten. Erwartet aber eine Nation nur von diesen ihr Heil, so ist es natürlich, daß bald eine bittere Enttäuschung folgt, wenn die neue Einrichtung nicht hält, was man von ihr erwartete; im besten Falle wird's auf sie geworfen, noch häufiger aber auf den Mann, welcher, der öffentlichen Meinung nachgebend, sie hergestellt hatte: und dieß wiederholt sich in allen Zweigen des öffentlichen Lebens. Was aber im Einzelnen schon verderblich wirkt, wird vollends zum Unheil, wenn es sich um die das ganze Land umfassende Institution, wenn es sich um die Verfassung handelt. Die Nation wird irre an sich selbst und an ihren Idealen: sie weiß, daß nicht Alles recht ist, und kann sich doch davon keine Rechenschaft ablegen; kurz, sie

zeigt sich, um den Ausdruck eines witzigen Engländers auszudrücken, als „eine Nation, die nicht weiß was sie will, und nicht zufrieden ist bis sie's hat".

Nein, noch einmal, es sind nicht die politischen Einrichtungen, welche Frankreich hindern sich selbst zu regieren: es ist die Bequemlichkeit, die Gleichgiltigkeit, die Furcht aller Guten sich zu compromittiren, ja nur sich vorzudrängen (se mettre en avant), oder gar sich schlecht zu stellen mit einflußreichen Regierungsbeamten, irgend eine Verantwortlichkeit auf sich zu laden: sie allein sind Ursache, daß die Franzosen keine Selbstverwaltung haben, und hundert neue Gesetze und Einrichtungen werden daran nichts ändern. Daß aber der Franzose des bürgerlichen Muthes ermangelt, kann den gewiß nicht befremden, der unseren Schilderungen nur einige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wo sollte er den Bürgermuth gelernt haben, wenn ihm von Haus aus alle Wege geebnet werden, wenn er sich weder Stellung noch Auskommen zu erobern braucht, wenn ihm das Sich-Unterscheiden, das Andersmachen, das Aufsehenerregen als das größte Vergehen von Kind auf dargestellt, wenn ihm von Eltern und Lehrern eingeschärft worden: der Anfang aller Weisheit sei, sich nie mit etwas zu befassen, „das ihn nichts angehe," nie eine Verantwortlichkeit zu übernehmen; wenn ihm nie ein anderes sittliches Ideal, als das der Familie, in welcher der Vater alle Pflichten gegen die Kinder hat, nie ein anderes politisches Ideal als das der Menschenrechte und eines wohlgeordneten Staates, der für alle denkt, sorgt und handelt, als bewunderungswerth hingestellt worden ist?

Hier nun haben wir auch die Lösung des sonderbaren

Widerspruchs zwischen dem Leichtsinn, den der Franzose des 19. Jahrhunderts im öffentlichen Leben an den Tag legt, und der vorsichtigen Klugheit, die er im Privatleben entwickelt. Jener von Tocqueville und Guizot, Duvergier und Ph. Chasles so herbe geahndete Egoismus, den das wachsende Bedürfniß des Wohlseins und des sicheren Genusses so sehr ausgebildet hat, verträgt sich ja nicht nur sehr gut mit dem Hintansetzen alles Unpersönlichen gegen das Persönliche, jedes allgemeinen Interesses gegen das besondere eigne, des Staatswohles gegen das Wohl des Einzelnen: er fördert geradezu dieses Hintansetzen, wie umgekehrt der englische Leichtsinn eines Captain Booth oder Pendennis sehr verträglich ist mit dem Sichselbstvergessen im Interesse eines Höheren, Allgemeinen, Unpersönlichen, sei's nun Staat oder Religion, Wissenschaft oder Kunst. Diese, namentlich der Staat, werden darum in einem an sicheres Wohlsein gewöhnten, um sicheres Wohlsein ängstlich besorgten Volke leicht unberufenen und gewissenlosen Ehrgeizigen überlassen, oder aber von den Bürgern selbst als unterhaltendes und aufregendes Spiel in den Nebenstunden betrieben, wenn die ernsten Angelegenheiten des eigenen Hauses abgethan sind. Oft auch müssen sie als Mittel zur Befriedigung des Einzelbedürfnisses und der persönlichen Eitelkeit herhalten.

Gewiß ist nichts dagegen einzuwenden, daß der Bürger sich in gewöhnlichen Zeitläuften nicht um Politik bekümmere, und das heutzutage vielfach in Umlauf gesetzte Paradoxon von der Tugend des Gemeinsinnes, als der ersten aller Tugenden, beruht im Grund nur auf einem Sophisma. Aber wenn der Bürger in gewöhnlichen Zeitläuften und so

lang er mit den Regierenden zufrieden ist, nichts Besseres thun kann als seinen Geschäften nachgehen, seine Kranken pflegen, seiner Clienten Interessen wahren, seine Schüler lehren, seine Kunden befriedigen und das schwere Geschäft des Regierens denen überlassen, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht, so ändert sich die Sache doch gewaltig in Augenblicken der Krisis, wenn Gefahr vorhanden ist, daß unfähige und gewissenlose Hände sich des Steuers bemächtigen. Solche Augenblicke aber sind hundertmal eingetreten seit achtzig Jahren, und gerade in solchen Augenblicken hat dem französischen Bürger der Muth gefehlt, selbst einzugreifen, sich selbst zu schützen, dem Eindringling die Thüre zu weisen. Jede Nation hat ihre Gambetta und Rochefort; aber bis jetzt hat noch keine sie an der Regierung geduldet, und Sardou hat buchstäblich die Wahrheit ausgesprochen, als er seinen Rabagas sagen läßt: daß Frankreich das einzige Land der Welt sei, wo Leute seines Schlages durchbringen könnten. Wie kann der Franzose noch über Vergewaltigung klagen, wenn es bei ihm stand, durch seine bloße Theilnahme an der Wahl, durch einfache Gebrauchmachung seiner Rechte den gewünschten Zustand herbeizuführen oder zu beseitigen? Nur wer sich bewußt ist, seine Pflicht ganz erfüllt und Alles gethan zu haben, was in seinen Mitteln stand um das Unglück abzuwenden, nur der hat das Recht, das Geschick oder die Gewalt anzuklagen.

Wer aber thut diese seine Bürgerpflicht in Frankreich? Ist's der Wähler? Ist's der Gewählte? Ist's der Beamte? Ist's der Journalist? Wo ist die Controle durch die Oeffentlichkeit? Wo ein männliches Beharren auf dem Recht? Die Regierungspartei in Kammern und Presse

findet bekanntlich Alles schön, die Oppositionspartei Alles schlecht. Daß Repräsentativversammlungen und Zeitungen zu etwas Anderem als zu schönen Reden und theoretischen Auseinandersetzungen, zu systematischem Benörgeln oder systematischem Beschönigen da sind, davon hat Niemand eine Ahnung. Frei genug war die Rede im gesetzgebenden Körper, um einem Favre oder Picard die beißendsten Sarkasmen gegen die Regierung möglich zu machen; frei genug war die Schrift, um einem Prévost Paradol zu erlauben, Kaiser und Minister mit den empfindlichsten Nadelstichen zu quälen, um einem Rochefort die Mittel zu geben, sie mit den rohesten Injurien zu bewerfen; aber daß Deputirte und Journalisten einfach die einzelnen Willkürakte der Regierung oder ihrer Agenten denuncirten, daß sie auf praktische Mißstände und faktische Mißbräuche aufmerksam machten, daß irgend jemand eine gerichtliche Verfolgung gegen den „Uebermuth der Aemter" einleitete, das fällt ihnen nun und nimmer ein. Könnte man ja doch dadurch irgendeinen Vetter, oder den Freund eines Vetters, oder gar einen Herrn verletzen, der irgendeinmal dem Vetter oder des Vetters Freund schaden oder nützen könnte. Ist doch das erste Prinzip eines guten Oppositionsmannes: schonungsvolle Rücksicht auf Alle und Jeden, mit Ausnahme des Staatsoberhauptes, das für vogelfrei erklärt wird; im übrigen aber genügt es, seinen Liberalismus durch schöne Plaidoirien, apostolische Predigten, Bespöttelung oder Verleumdung der bestehenden Regierung, Anpreisung unfehlbarer Institutionen, philosophische Erörterungen und begeisterte Lobreden auf die unsterblichen Prinzipien von 1789 zu bethätigen.

14*

Wie weit namentlich der Fetischismus geht, der mit der großen revolutionären Offenbarung getrieben wird, ist schwer zu sagen. Die ganze Weltgeschichte, sollte man meinen, datirt eigentlich erst von 1789. Auch nicht eine neue Idee ist seitdem ins politische Leben des Landes geworfen worden. Alles Denken über politische Gegenstände ist ein ewiges Wiederkäuen dessen, was Feuillants und Girondisten, Jacobiner und Hebertisten vor achtzig Jahren als ihr Credo aufgestellt. Die wenigen aber, die, Tocqueville's großem Beispiel folgend, ihr Heil auf anderen Wegen suchen, halten sich von dem wüsten Treiben der Politicians fern; die welche gar keine Prinzipien haben, noch zu haben vorgeben, die eben Staatsbürger sind wie Herr Jourdain ein Prosaiker, d. h. sans le savoir, raffen sich nur zeitweilig auf, wenn die Dinge wirklich so arg werden, daß es durchaus nicht so fortgehen kann, und rufen irgendeinen Retter, der dann freilich weder Feuillants- noch Girondisten-, weder Jacobiner- noch Hebertisten-Politik, sondern einfach Egoisten-Politik treibt, deshalb aber doch noch nicht die Traditionen der glorreichen Revolution verleugnet und aufgiebt, namentlich wenn er die Hegemonie des „liberalen“ Frankreich in Europa zu befestigen und Nachbarländer in seine Bahnen zu ziehen sucht. Uns scheint es merkwürdig, ja unglaublich, daß der Franzose sich wirklich einbilde: Frankreich, das Land Ludwig's XI., Heinrich's IV., Richelieu's, Ludwig's XIV., Napoleon's, Talleyrand's, Louis Philippe's, Thiers' treibe eine uneigennützige Ideenpolitik, wenn es die Welt erobert, das Evangelium von 1789 verbreitet und Polen mit Worten tröstet, während ihm die Politik der „perfide Albion“ stets eine

gemein-egoistische bleibt, selbst wenn's die jonischen Inseln freiwillig auf dem Altar des Nationalitätenprinzips opfert und den irländischen Wühlern sozialistische Zugeständnisse macht. Es ist dies aber durchaus keine Heuchelei; es ist die naivste Selbsttäuschung, einer der hundert Streiche, die ihnen ihre Eitelkeit spielt.

Alles das würde am Ende nicht so gar gefahrvoll sein, gäbe es nicht noch immer neben der Masse der Gebildeten und der Unwissenden — die, bewußt oder instinktiv, eine Politik der Interessen, der Wirklichkeit und der Möglichkeit verfolgen — auch ein Häuflein entschlossener Männer, die noch für die gefährliche Herrschaft der Phrase kämpfen, und die durch Leidenschaft und Energie ersetzen, was ihnen an politischer Einsicht und an numerischer Bedeutung abgeht. In aller Herren Länder lebt eine Partei rationalistischer Politiker, denen die Welt der wirklichen Interessen fremd ist, und deren einfache, leichtfaßlichen Gemeinplätze der großen Menge der Halbgebildeten in den Großstädten imponiren. Was sie hier gefährlicher als sonstwo macht, ist die Erregbarkeit der Nation, ihre Eitelkeit, ihre Freude an Allgemeinheiten, die geschichtlichen Verhältnisse. Nie wird ein deutscher oder englischer Tribun die biergemüthlichen Seelen einer Berliner oder Londoner Volksversammlung zu dem Paroxysmus entflammen können, den der erste beste „Vansen" hier mit der ersten besten pomphaften Phrase entzündet; und auf einen „Schneider Jetter", der hinhorchen wollte, würden sich bei unsern ruhigeren Bevölkerungen zwanzig „Zimmerleute" finden, ihm den Mund zu stopfen. Der französische Arbeiter, der lesen und schreiben kann, regelmäßig einer geheimen Gesellschaft

angehört, berauscht sich vollständig mit der Phrase, und sein Rausch ist gefährlicher als ein deutscher Bierrausch: la république fraternelle et mutualiste oder ähnliche Etiketten steigen ihm schon in den Kopf, und er giebt sich nicht einmal die Mühe die Flasche zu öffnen. „Ein Wort kömmt einer Idee gleich," sagt schon Balzac, „in einem Lande, wo man sich leichter von der Aufschrift eines Sackes als von seinem Inhalte verführen läßt." Und Thiers selbst, der so durchaus von der Ueberlegenheit seines Volkes überzeugt ist, muß doch auch gestehen: „Dies arme Land wird sich immer von Worten leiten lassen." Dazu der nicht viel bessere Glauben an die Allmacht abstrakter Ideen. Unendlich ist, bei der französischen Eitelkeit, die Zahl der geschäftlosen Advokaten, Aerzte, verkommenen Litteraten, die sich wirklich und aufrichtig berufen wähnen, das millenarium republicanum herbeizuführen, die redlich an die Wirksamkeit ihres Rezeptes glauben und es dann überall marktschreierisch ausbieten. Auch in dem englischen Unterhause sitzen einige jener Tollhäusler und Demagogen; aber es ist geradezu undenkbar, daß sie je Mitglieder einer anerkannten Regierung werden könnten, selbst und namentlich nicht in einem Momente der höchsten Landesgefahr, wie nach Sedan. Nun leiht gerade der Kleinbürger großer Städte, zumal von Paris, dieser gefährlichsten aller Parteien gern seinen Beistand. Durch und durch rationalistisch angelegt, empfängt er leicht und schnell die einfachsten politischen, wie religiösen Begriffe. Alles, was komplex, organisch, der Analyse widerstrebend ist, existirt nicht für das verständige Volk: wie ihre Religion in dem nüchternen Deismus, so besteht ihre Politik in dem plattesten Demo=

kratismus, der nebenbei durch seine Gleichheitstheorie dem Erbübel des celtischen Nationalcharakters, dem Neide, nicht wenig schmeichelt.

Dazu die Unterhaltungssucht genügsamer, aber sorgenfreier Großstädter. Novarum rerum cupidi, wie zu Cäsar's Zeiten, können sie nicht zehn Jahre lang dieselbe Dekoration auf der Bühne sehen; um das Stück ist's ihnen wenig zu thun, wenn man ihrer Schaulust nur neue Kostüme, Ballets und Coulissen bietet; und dieses berechnendste aller Völker, das sich vor jedem Schritt und Tritt des Privatlebens besinnt, bei dem Heirath, Lebensberuf, Freundschaft, ja die Ausdehnung der Familie Sache des berechnenden Verstandes sind, wird vom tollsten und frivolsten Leichtsinn ergriffen, sobald es sich um öffentliche Verhältnisse handelt und um „Abwechslung". Freilich ist dann der Katzenjammer bitter, wie man sich's aus dem Spätsommer 1848 wohl noch entsinnen wird. Ein Zug der witzigen Schadenfreude, das Bedürfniß des Frondirens, des Belachens ist ihm zudem mit allen Bevölkerungen der Großstädte, selbst mit dem Berliner und dem Londoner Cockney, gemein. Das Meiste jedoch, diese Stimmung zu stärken, tragen die geschichtlichen Verhältnisse bei. Frankreich leidet noch immer an den Nachwehen der großen Revolution. Der „Berg" und seine tribunizische Beredsamkeit haben zu festen Fuß gefaßt, sind zu sehr ins Blut gedrungen, als daß man es sich erlauben dürfte, nicht damit zu zählen. Schiller's grollender, unversöhnlicher Verrina ist eine echt-französische Gestalt, voller Leidenschaft, Energie, Ueberzeugung, Unbestechlichkeit, Redlichkeit, Eitelkeit und unglaublicher Beschränktheit.

Jedes Volk und jede Zeit hat ihre Sklaven- und Bauernkriege, ihre Communen und Internationalen gehabt und wird sie auch fernerhin haben, obschon sie von Jahrhundert zu Jahrhundert seltener und bei tieferdringender Bildung auch unschädlicher werden. Die menschliche Civilisation bedeckt, wie die Erdrinde, ungeheure vulkanische Massen, die sich nur sehr allmählich kühlen und von Zeit zu Zeit durchzubrechen suchen durch die hindernde Hülle, welche Cultus, Polizei, Justiz und Armee um sie legt, und welche sie selbst wohlthätig durchwärmen, so lange sie sie nicht durchbrechen können. Wo aber diese soziale Rinde dünn und schwach ist, wie in Frankreich, wird sie eben öfter zerreißen als anderswo und der siedende Lavastrom ergießt sich dann verwüstend über sie hin. Die Folge — und das Kennzeichen — wahrer Bildung und vorgeschrittener politischer Entwicklung ist, eben jene hindernde Hülle immer dichter, fester, umfangreicher zu machen, damit die Flora der Kultur auf ihrer Oberfläche sicherer gedeihe. Es bleibt uns zu sehen, wie die Gebildeten, Freisinnigen und Klugen in Frankreich diese ihre Aufgabe und Pflicht — das Ziel aller Civilisation und alles staatlichen Zusammenlebens — begreifen und erfüllen.

III.

Die Mehrheit der gebildeten Franzosen ist im Grunde gemäßigt-liberal in ihren Ansichten, aber sie weiß dieselben nur auf zwei Weisen geltend zu machen: durch Verbindung

mit der blindconservativen oder der blindrevolutionären Menge, wobei sie dann immer nur eine Seite ihrer Anschauungsweise bethätigen kann, und immer die dupe der extremen Interessen wird. Sieht man in der That ab von den zufälligen Parteinamen und Parteigruppirungen — die eigentlich nur das Häuflein der fünf- bis sechstausend Franzosen begreifen, welche das thätige Personal der Politiker bilden — so wird man vier Hauptgruppen unterscheiden, welche sich das ganze Jahrhundert hindurch wenig geändert haben. Bonapartismus und Republikanismus, Legitimismus und Orleanismus sind vorübergehende Bezeichnungen, mit denen sich gewisse Parteien und Interessen schmücken, deren Bedeutung aber unaufhörlich wechselt. Die vier Hauptgruppen jedoch, in die sich das französische Volk dauernd theilt, sind: die stockconservative Masse des Landvolks, der gebildete und wohlhabende Bürgerstand der Provinz mit liberal-conservativen Ansichten und Interessen, der immer oppositionelle Pariser von mehr oder minder Bildung und Geist und die destruktive Masse der Arbeiter in Paris und anderen großen Städten. Man kann sie auch nach der Stellung ihrer Vertreter in den Kammern bezeichnen, als Rechte, Centren, Linke und Unversöhnliche. Der Zahl nach — und dies ist wichtig in einem Lande des allgemeinen Stimmrechts — ist die conservative Masse die bedeutendste; ihr folgt die destruktive, dieser die liberal-conservative; die wenigst zahlreiche, freilich auch die lauteste, ist die der Pariser Opposition.

Die einzige Schicht, die wirklich das Zeug dazu hätte, eine regierende Klasse zu bilden oder wenigstens das Personal der Regierung zu liefern, ist die der gebildeten Pro-

vinz; sie ist verhältnißmäßig zahlreich, wohlhabend, unabhängig, ehrenwerth, hat praktische Erfahrung und bon sens, ist einsichtig genug, in der Freiheit nicht eine Gefahr, sondern eine Garantie für die conservativen Interessen zu finden, steht dem Coterienwesen der Hauptstadt ziemlich fern, ist, auf ihrem linken Flügel wenigstens, gleichgültig gegen dynastische Fragen, zum Theil sogar gegen constitutionelle. Sie war es, die hinter dem Ministerium Martignac stand im Jahre 1827, hinter Thiers im Jahre 1847, hinter Daru und Buffet im Jahre 1869; die heute hinter Dufaure und Waddington steht. Die Wahl oder vielmehr die Annahme solcher Führer beweist schon die Vorurtheilslosigkeit und Aufrichtigkeit, aber auch die Rathlosigkeit und den Mangel an Organisation in dieser Klasse, die sich als politische Partei in zwei große Lager theilt, das rechte und das linke Centrum, welche sich selten vertragen können, obschon sie vereint sich stets als unerschütterlich erweisen. Leider fehlt's ihr auch durchaus an der ersten aller politischen Eigenschaften, am Charakter — einer Eigenschaft, welche die anderen Parteien durch Leidenschaften ersetzen, rechts durch die Furcht, links durch Haß und Neid. Da es ihr nun an Energie mangelt, da die Gewissenhaftigkeit ihrer meisten Anhänger ihr nicht erlaubt unrechte Mittel anzuwenden, um sich an's Steuer zu drängen, da sie den Muth nicht hat, ihren Einfluß in seinem ganzen Umfange geltend zu machen, da sie nicht disziplinirt und konstituirt ist, da sie meist in sich uneinig ist, so muß sie sich natürlich beinahe immer mit der Masse der conservativen Interessen verbünden, auf welche sämmtliche Regierungen sich schließlich stützen; manch-

mal auch, wie in den Jahren 1847 und 1869, wie der linke Theil im Jahre 1878, mit der Pariser Oppositionspartei; nur äußerst selten, und wenn sie ganz den Kopf verloren hat, mit der destruktiven Partei: denn im Grunde überwiegt in ihr doch immer das conservative Interesse.

Geringer an Zahl, weniger einflußreich durch Persönlichkeit, Lebensstellung und lokale Verbindungen, ist die Pariser Opposition, dagegen viel mächtiger auf die Geister wirkend als die gebildete und wohlhabende Provinz. An politischem Verstand wie an praktischer Erfahrung Dieser durchaus untergeordnet, ist sie ihr überlegen an Geist, Witz, Lebendigkeit, Beweglichkeit, Schulbildung. Diese Ueberlegenheit fühlt der Pariser, und aus dem Bedürfniß sie auch der Nation fühlbar zu machen, entspringt die unwiderstehliche Versuchung zur Fronde — so unwiderstehlich in der That, daß ihr, selbst dann, wenn das Nachgeben eine Gefahr für das ganze Dasein wird, nachgegeben werden muß. Sie bildet die öffentliche Meinung, provocirt Krieg und Revolution; kommt aber freilich nur alle zwanzig Jahre dazu, ihre Ansichten zur thatsächlichen Geltung zu bringen (1830, 1848, 1870). Gewöhnlich geht die Fronde zuerst aus von den sogenannten liberalen Klassen oder gelehrten Ständen, theilt sich dann dem eiteln Pariser Bürgerstande mit, und wird endlich so ansteckend, daß jeder, der sich nur eine Zeitlang in Paris aufhält, davon ergriffen wird: zunächst natürlich der gebildete und unabhängige Provinziale, dann der ministerielle Deputirte, weiter sogar alle Beamten, endlich die Minister selber. Ja, unter dem Kaiser erzählte man sich die charak-

teristische Anekdote: Napoleon III. habe geäußert „er sei orleanistisch, die Kaiserin aber legitimistisch gesinnt.“ Von Paris aus verbreitet sich nun diese Opposition gegen jede bestehende Regierung ohne Ausnahme allmählich über das Land. Wie die Autorität der Eltern durch die Familiarität untergraben ist, so wird die Autorität des Staates durch den Spott vernichtet. Der Pariser — das eitle und blasirte Pariser Kind sowohl als der eingewanderte junge Provinziale — hat im Blute die unwiderstehliche Lust **d'enjamber la balustrade**, sich des verfolgten Diebes anzunehmen, die Polizei zu foppen und sich über die Regierung lustig zu machen — und wenn er lacht, wer wollte nicht mitlachen? Ueber wen aber der Franzose einmal gelacht hat, der darf keinen Anspruch mehr auf Respekt erheben. Da nun Niemand in Frankreich wagt, eine eigene Meinung zu haben, da Jeder fürchtet naiv und einfältig zu erscheinen, da Paris die Mode angiebt, Jedermann aber sich der Mode unterwerfen muß — so wagt am Ende Niemand mehr in ganz Frankreich, nicht mitzufrondiren. Das nennt man die „öffentliche Meinung.“ Ist sie einmal durchgedrungen, so widersteht ihr keine Regierung, selbst die stärkste nicht, selbst eine künstlich zusammengebrachte Kammermajorität nicht: sie ist in Frankreich geradezu allmächtig. Gebildet aber wird sie heute nicht mehr so sehr in den Salons als in den Zeitungen.

In keinem Land ist die Presse mächtiger und de facto freier als in Frankreich; in keinem Lande macht sie von dieser Macht und Freiheit einen schlechteren Gebrauch. Eine Provinzialpresse, kann man sagen, giebt es nicht. Folglich ist nur der Pariser Oppositionsgeist in der Presse

vertreten, und man täusche sich nicht: auch die Blätter, welche die zeitweilige Regierung unterstützen, sind meist voll des bösen Pariser Geistes. Die Pariser Presse aber hat im Allgemeinen weder, wie die englische, zum Hauptzweck die Staatsgewalten zu beaufsichtigen, noch, wie die deutsche, das Publikum zu unterrichten. Man findet darin weder die freiwillige Mitarbeiterschaft aller Beschwerdeführer des Landes, die der englischen Presse ihren eigenthümlichen Charakter verleiht, noch die große Zahl auswärtiger Correspondenzen, welche drei Viertel einer deutschen Zeitung füllen. Die Pariser Presse macht sich entweder zur Aufgabe das Publikum zu unterhalten oder es zu bekehren, zwischendurch witzig zu polemisiren. Im ersten Fall entsteht das ignobelste Erzeugniß des zweiten Kaiserreichs, die Skandalpresse, euphemistisch „la presse littéraire“ genannt: sie ist meist von geistreichen aber unwissenden Abenteurern und Raufdegen redigirt, welche sich unmittelbar durch den ungeheuren Absatz ihres Blattes oder mittelbar durch Chantage (d. h. durch Androhung indiskreter Mittheilungen aus dem Privatleben oder durchsichtige Anspielung darauf) die Taschen zu füllen suchen. Nichts kommt der Verachtung gleich, die ganz Frankreich für diese Presse kundgiebt, nichts — als der Heißhunger, mit dem es sie verschlingt. Die „Presse littéraire“ hat mehr Absatz als alle politischen Journale zusammen. Ihr Ueberhandnehmen ist eines der schlimmsten Symptome des modernen Frankreich: es ist moralisch was der Absynthconsum physisch ist: der tägliche Genuß dieses Giftes reizt die Nerven, macht den Leser für jede ernste und fortgesetzte Lektüre unfähig, verleidet ihm alle höheren Interessen und

gewöhnt ihn an einen rohen, cynischen Ton, der früher unbekannt war in der französischen Presse.

Die politischen Journale haben das große Verdienst, wenigstens in dieser Beziehung die guten altfranzösischen Ueberlieferungen noch einigermaßen aufrecht zu erhalten. Kein Land kann sich rühmen, eine besser geschriebene Presse zu besitzen; und dies ist um so wichtiger, als der ganze Journalismus ungenießbar wäre, wenn Geist, Witz, Anmuth und Feinheit nicht die ewigen Tiraden über allgemeine Prinzipien oder die unaufhörlichen Zänkereien der verschiedenen Blätter unter sich belebten und mäßigten. Daß aber der französische Journalist sein Gefallen finde an allgemeinen Diskussionen, ist im Grunde sehr natürlich: ist er doch dem wirklichen Leben der Nation ganz fremd. Aufgezogen zwischen den Mauern eines Collège und, nach meist glänzenden Studien, gleich auf den Gebrauch der Feder angewiesen, ist er selten aus Paris herausgekommen, kann kaum ein Haferfeld von einem Weizenfeld unterscheiden und hat von reellen Interessen keine andere Idee, als die er aus nationalökonomischen Werken schöpft. Ueberhaupt hat er gewöhnlich seine ganze Weisheit aus Büchern und Salons. Genährt mit abstrakten Ideen, noch öfter mit Phrasen, unterrichtet in der Geschichte, namentlich der französischen, den Kopf voller klassischer Traditionen, kann er eben nur für Fragen der großen Politik ein wirkliches Interesse haben, diese aber nur als Dilettant und vom Standpunkte des Belletristen auffassen. Tocqueville entwickelt in einem seiner schönsten Kapitel: „wie die Litteraten die hauptsächlichen Politiker des Landes wurden und welche Wirkungen daraus erfolgten“. Er

schildert lebendig die Anschauungsweise, die Vorzüge, wie die Untugenden jener Kreise und endet mit den Worten: „Diese neuen Eigenschaften haben sich nun so innig mit dem alten Kern des französischen Charakters verschmolzen, daß man oft unserem Naturell zugeschrieben hat, was nur von dieser sonderbaren Erziehung herstammt. Ich habe behaupten hören, daß der Geschmack oder vielmehr die Leidenschaft, die wir seit sechzig Jahren für allgemeine Ideen, Systeme und große Worte in der Politik an den Tag gelegt, schon in irgend einem besonderen Attribut unserer Race liege, was man etwas emphatisch l'esprit français nannte; als ob dieses sogenannte Attribut plötzlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hätte erscheinen können, nachdem es sich während unserer ganzen übrigen Geschichte verborgen hätte. . . . . Ich habe mich oft im Laufe meines öffentlichen Lebens gewundert, wenn ich Leute sah, die kaum die Bücher des 18. Jahrhunderts, wie überhaupt irgend eines Zeitalters, lasen und die Schriftsteller höchlich verachteten, dabei aber doch so treu einige der Hauptfehler bewahrten, welche der Litteratengeist vor ihrer Geburt an den Tag gelegt." Aehnlich Taine in weniger klassischer Sprache, aber mit ausgedehnterer Begründung.

Wenn nun dem politischen Zeitungsschreiber das Journal nicht, wie seinem Kollegen von der presse littéraire, eine Industrie ist, die er aufs beste ausbeutet, so ist sie ihm eine Art Priesterthum, und er bildet sich wirklich ein: er sei da, „die Menschen zu bessern und zu bekehren." Im ersten Falle denkt er daran seiner Kundschaft auf jede Weise zu gefallen, im zweiten Fall seinen Glauben an gewisse alleinseligmachende Institutionen und Prinzipien zu

verbreiten; in beiden aber vor allem, sich selbst einen Ruf als geistreicher und gelehrter Mann zu machen, vielleicht gar den Weg zum Parlament zu bahnen. Man weiß, daß das französische Gesetz (loi Tinguy) unter dem Kaiserreich die Unterschrift forderte, und daß die Eitelkeit der HH. Zeitungsschreiber noch immer den Brauch aufrecht erhält, welcher „der vierten Gewalt im Staate", wie man die Presse oberflächlich genug genannt hat, so nachtheilig ist. Was aber die Presse so an direkter politischer Macht einbüßt, bringt sie auf der andern Seite wieder an indirektem geistigen Einflusse ein. Nur ist und muß dieser Einfluß, selbst beim besten Willen der Schriftsteller, ein höchst verhängnißvoller sein. Die tägliche Lektüre dieser Zeitungen — und man weiß nicht in welchem Maßstabe sie seit zwanzig Jahren zugenommen hat — muß ja die Gebildeten allen Bücherlesens entwöhnen. Wird doch fast schon der Essay einer Zeitschrift dem zerstreuten, eiligen Leser unserer Zeit zu zeitraubend und geistanstrengend. Der Zerstreutheit und Eiligkeit der Zeitungsleser aber entsprechen die des Zeitungsschreibers. Er muß fast immer extemporiren. Wenige Blätter haben, wie das „Journal des Débats", ein ständiges Personal von sechs bis acht Redakteuren und einen fliegenden Stab von hundert Mitarbeitern, so daß jeder Artikel von einem Fachmann geschrieben sein kann. Die meisten haben drei, vier Leute, welche eine universale Bildung haben müßten, um das Publikum über Alles belehren zu können, oder doch wenigstens die Zeit, sich erst selber über jeden vorkommenden Gegenstand zu belehren. Dazu kömmt der geringe Raum, über den sie verfügen und der ihnen nicht erlaubt, ein Thema, selbst wenn sie es

gründlich kennen, erschöpfend zu behandeln; dazu kömmt vor Allem der Parteistandpunkt. Frankreich kennt ja keine über den Parteien stehende „überzeugungslose“ Zeitung wie die „Times“. Die Folge ist, daß jeder Mitarbeiter mehr oder weniger seine individuellen Ueberzeugungen nach den Erfordernissen der Parteiinteressen und dem Parteiprogramm beugen muß. Der schlimme Einfluß, den diese Nothwendigkeit auf seinen Charakter und Geist ausübt, läßt so wenig auf sich warten, als der, den er wiederum langsam aber sicher auf das Publikum ausübt.

Der Journalist nun, verbunden mit den Pariser Advokaten, Aerzten, Künstlern und Professoren untergeordneten Ranges, fabrizirt die öffentliche Meinung, diese tyrannischste aller Gewalten, der sich jeder Franzose blindlings unterwirft. Sie tritt heute Geister wie Sainte-Beuve und Renan unter die Füße, weil sie im Verdacht stehen, nicht Alles im Kaiserreich schlecht zu finden; morgen erhebt sie dieselben in den Himmel, weil sie in ihnen Verbündete gegen die Kirche sieht. Sie war es, die Sadowa als eine Niederlage für Frankreich hinstellte; sie, die den Krieg gegen Deutschland forderte. Sie ist die eigentliche Herrscherin von Paris und, um ihren Willen durchzusetzen, verbündet sie sich bei den Wahlen mit der Masse der destruktiven Partei, d. h. dem Arbeiter. Jules Simon, Favre, Picard, Gambetta, Ferry — kurz, die ganze Pariser Opposition, sind mit Hülfe der Faubouriens in den gesetzgebenden Körper gedrungen. Diese Erscheinung wiederholt sich häufig in den großen Provinzialstädten, wie Lyon, Bordeaux, Marseille und Lille, wo die Pariser Plagiarier der großen Revolution wieder plagiirt werden, indem einige Advokaten

ohne Clienten, Aerzte ohne Patienten, Lehrer ohne Schüler und Journalisten ohne Abonnenten die Jules Favre und Simon spielen und sich mit den Arbeitern verbinden; gewöhnlich jedoch ohne Erfolg, da der lokale Einfluß der conservativen Interessen in der Provinz doch noch zu groß, der Werth der Provinzialdemagogen doch allzu gering ist.

Dieses Bündniß der Intelligenz und der Begehrlichkeit, der Pariser Parlamentsopposition und der Pariser Aufstandsarmee ist es nun, das in gewöhnlichen Zeitläuften die liberal-conservative Partei zum Bündniß mit der blind-conservativen Masse des Landvolks treibt, bis der Augenblick kommt, wo das Pariser Ungeheuer gezähmt, bekehrt und gebändigt zu sein scheint, und man glaubt, wieder gefahrlos mit der Pariser Opposition gehen zu können. So trennte sich die gebildete Provinz von dem conservativen Landvolk am 10. Dezember 1848, als sie für Cavaignac, das Landvolk aber für Napoleon stimmte; während sich am 18. März 1871 die Pariser Parlamentsopposition von der destruktiven Masse der Hauptstadt schied und den Schutz der Armee anrief. Solche Momente sind aber äußerst selten; gewöhnlich bildet Paris eine geschlossene oppositionelle, die Provinz eine geschlossene conservative Masse; zu einer dauernden Verbindung der Pariser Opposition und der gebildeten Provinz kommt es nicht: die Eitelkeit der Ersteren, die Aengstlichkeit der Zweiten verhindern sie immer und immer wieder; denn Jene bringt es fast nie über sich, sich Dieser unterzuordnen, was doch die conditio sine qua non eines solchen Bündnisses wäre. In den seltenen Fällen, wo sich die Pariser Opposition zur Wortführerin des linken Centrums macht, wie z. B. in den Jahren 1872—1878,

ist sie auf die Dauer unwiderstehlich: aber wie selten ist dies der Fall! Die Regel ist, daß die parlamentarischen und die außerparlamentarischen Regierungsfeinde von Paris mit einandergehen, natürlich nur zum Vortheile der Ersteren. So ist's denn nicht zu verwundern, wenn die Verbündeten aus Belleville oder Faubourg Saint-Antoine, nachdem sie zwanzig Jahre lang die Pariser Opposition unterstützt und nichts dabei gewonnen haben, endlich gewaltsam losbrechen und eine Revolution auf eigene Rechnung machen, wie in den Junitagen von 1848 oder in der Communezeit des Jahres 1871; was dann die liberal-conservative Provinz natürlich sogleich wieder in das Lager des blindesten Conservatismus treibt, während die witzige und beredte Pariser Opposition plötzlich ganz vom Erdboden verschwindet oder sich doch mäuschenstill verhält. Wehe, wenn einst beide Heere — das des blinden Aberglaubens und das des blinden Unglaubens — aufeinander prallen und in ihrem Anprall diejenigen Klassen der Gesellschaft erdrücken, welche Besitz, Bildung, Intelligenz vertreten und in allen Ländern der Welt die Nation im eigentlichen Sinne des Wortes bilden! Ein wenig Muth in dem gebildeten und wohlhabenden Bürgerthum der Provinz, etwas weniger Eitelkeit und systematische Opposition in der Elite der gelehrten Stände, welche sich in Paris zusammenfindet, die Verbindung beider gegen rechts und links, könnte die Katastrophe vielleicht noch beschwören — aber daran ist eben doch wohl kaum zu denken.

Wenn die Staatsmaschine trotz aller dieser nutzlosen Aufregungen noch immer fortarbeitet und im Ganzen recht erträglich fortarbeitet, so ist dies nur den trefflichen Ein-

richtungen Napoleons I. und dem alten Beamtenstabe zu danken, der sich um Politik nicht kümmert, fleißig, umsichtig, unbestechlich, mit Intelligenz und Sachkenntniß seines Amtes wartet. Noch ist die Tradition der großen kaiserlichen Schule nicht erloschen, und im Staatsrathe wie in den Präfekturräthen, im Rechnungshof wie in der Bank von Frankreich, in den Chefs de division und den Chefs de bureaux der Ministerien (unsern Geheimräthen) lebt dieser Geist. Ihm aber steht als zuverlässiges Werkzeug die Polizei und Gendarmerie zur Seite, die in keinem Lande aufopfernder, intelligenter und gewissenhafter ist, als in Frankreich. Diese Beamten, unterstützt von dieser Friedensarmee, leiten den französischen Staat in jenen von dem Genie Napoleons vorgezeichneten Gleisen weiter, wie der französische Bürger und Bauer durch ihre Thätigkeit, Mäßigkeit und Sparsamkeit das kostbare Oel für die Maschine zu schaffen nicht müde werden. Da mögen sie denn schon einmal augenblicklich die Politiker, welche sich einbilden die Maschine geschaffen zu haben, weil sie sich ihrer bemächtigt und ihr einen neuen Namen gefunden haben, gewähren und sich wie Tollhäusler gebärden lassen. In der That ist man manchmal versucht, den ganzen französischen Staat einem Schiffe zu vergleichen, das die Bewohner eines Narrenhauses transportirt. Kapitän, Mannschaft und die gesunden Passagiere erlauben den Narren eine Weile die Herren zu spielen, und, da sie das Spiel schon oft mit angesehen, in ihr Fahrzeug aber ein unerschütterliches Vertrauen hegen, fahren sie ruhig in ihren täglichen Arbeiten und Lebensgewohnheiten fort, bis die gefährliche Rotte das Spielzeug zu zerbrechen, den Kompaß

zu zertrümmern, den Mast zu verbrennen droht, wo dann, freilich etwas spät, eingeschritten und die tolle Gesellschaft wieder in den unteren Schiffsraum eingesperrt wird. Niemand hat das klarer gesehen und bündiger ausgedrückt als der große Gegner des Beamtenstaates, Al. de Tocqueville, wenn er sagte:*) „Wir haben mehrere Male in unseren Tagen die Verwaltung die sie leitende Regierung überleben sehen. Während die großen Staatsgewalten umgestürzt wurden oder hinsiechten, fuhren die sekundären Gewalten nichtsdestoweniger fort, die Geschäfte regelmäßig und fest zu führen. Man war in Revolution, nicht in Anarchie. Die Ursache davon ist, daß heute in Frankreich die eigentliche Verwaltung im Staate und sozusagen außerhalb des Souveräns einen besonderen Körper bildet, der seine bestimmten Gewohnheiten, eigenen Regeln, seine Agenten hat, die nur ihm angehören, so daß Frankreich eine Zeit lang das Phänomen eines Leibes aufweisen kann, der weitergeht, nachdem der Kopf vom Rumpfe getrennt ist. Dies ist das Werk Napoleons, der, indem er diese gewaltige Maschine errichtete, die Revolutionen zugleich erleichtert und ungefährlicher gemacht hat.“ Aber es ist keine todte, noch blinde Maschine; es ist eine lebendige zielbewußte, und sieht man sie so stillschweigend unter all' dem Schwatzen und Lärmen weiterarbeiten, so denkt man doch manchmal unwillkürlich an den Held der Sage, so

. . . . am Steuer saß
Und hat kein Wort gesprochen.
Er lenkt das Schiff mit klugem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

*) In den herrlichen Fragmenten zum projektirten zweiten Theil seines Ancien Régime, die Herr Lanfrey wohl erst hätte lesen dürfen, ehe er sein Requisitorium gegen den 18. Brumaire schrieb.

Dies in rohen Umrissen das Bild der Gestalt, welche das französische „Ideal“ praktisch annimmt; dies die ungefähre Weise wie der „neuerungssüchtige, red- und rauflustige“ Gallier, den der Römer schildert, sich mit seiner modernen Bildung abfindet; wie sich das Bedürfniß der Fronde und die Gewohnheit der Routine mit einander vertragen; wie das leidenschaftliche Temperament, das die rationalistische Cultur nur zurückgedrängt und überfirnißt, nicht gemildert und gezähmt hat, sich Spielraum verschafft; wie sich Humanitätsgelüste mit wilder Grausamkeit, Begeisterung mit Skepticismus, Selbsttäuschung mit absichtlicher Lüge, Herrschsucht mit Völkerbeglückungswahn im öffentlichen Leben Frankreichs paaren. Das eine aber, das noth thut, nicht um ein liebenswürdiges, geistreiches und geselliges, sondern um ein freies Volk zu werden: Wahrhaftigkeit, sittlicher Muth, Selbstbeherrschung — wird nicht erweckt noch großgezogen durch rationalistische Ideale. So lange aber diese Tugenden nicht gepflegt werden, wird auch der französische Staat nicht zur Ruhe in der Freiheit kommen. Frankreich wird nie in der Weise sinken, in welcher Spanien von so großer Höhe so rasch herabgesunken ist: sein materieller Reichthum, die Privattugenden der Arbeitsamkeit, Sparsamkeit des Familiensinns, der Ehrlichkeit, die noch allgemein herrschen, der skeptische Charakter seiner Bildung und Litteratur bewahren es vor wirthschaftlichem, sittlichem und geistigem Verfall. Daß es aber staatlichen Zuständen ähnlich denen Spaniens mit raschen Schritten entgegengeht, scheint außer allem Zweifel zu liegen.

Alexis de Tocqueville erzählte einst seinem Vertrauten, Nassau Senior, er habe einen alten Freund, einen Bene-

dictiner, der bei Ludwigs XVI. Regierungsantritte dreizehn Jahre alt gewesen. Es war ein begabter und unterrichteter Mann, der immer in der Welt gelebt, Alles was er gesehen und gehört, in Erwägung gezogen hatte und dessen Geist noch ganz frisch war. Dieser gab die materielle Ueberlegenheit unseres Zeitalters zu; aber er meinte, in geistiger wie in sittlicher Beziehung ständen die Franzosen unserer Tage weit unter ihren Großvätern, und Tocqueville stimmte ihm bei. „Diese siebzig Revolutionsjahre", fügte er hinzu, „haben unsere freudige Zuversicht, unsern Muth, unser Selbstvertrauen, unsern Gemeinsinn, sowie, wenigstens in der großen Mehrzahl der höheren Klassen, unsere Leidenschaften ertödtet, mit Ausnahme der gemeinsten und selbstsüchtigsten: Eitelkeit und Begehrlichkeit." Diese Worte des großen Patrioten sind vom Jahre 1858.

Zweites Kapitel.

Napoleon III. und die Republikaner.

Wie alle Demokratien, welche die Geschichte kennt, ist das moderne Frankreich, nachdem es eine geraume Zeit lang thatsächlich eine Tyrannis war, seit fünfundzwanzig Jahren auch der Form nach eine solche geworden. Es ist hier nicht der Ort, den Werth dieser Regierungsform zu untersuchen: wie alle andern ist sie bald heilsam, bald unheilvoll, je nachdem das Principat in den Händen eines Perikles oder Dionys, eines Trajan oder Domitian, eines Cosimo oder Alessandro de' Medici ist. Da sie eben die persönlichste aller Regierungen ist, so hängt bei ihr mehr als bei irgend einer andern von dem Werthe oder dem Unwerthe der regierenden Persönlichkeit ab. Im Grunde ist freilich jede Regierung eine persönliche; selbst ein englischer Premier regiert allein durch die Macht seiner Persönlichkeit, deren Fehler, widerstreitende Ansichten, ja Launen die herrschende Partei im Einzelnen hinnehmen muß, um ihre Ansichten und Interessen in der Hauptsache durchzusetzen und sich mittelst der persönlichen Ueberlegenheit

ihres Chefs an der Herrschaft zu erhalten. Der wesentliche Unterschied der legitimistischen, aristokratischen oder parlamentarischen Staatsform von der cäsarischen Demokratie besteht eigentlich nur darin, daß in der ersteren die herrschende Persönlichkeit einer Controle unterworfen ist und ein Gegengewicht hat, die in der letzteren nicht existiren. In der legitimen Monarchie übt diese Controle und bildet dieses Gegengewicht die mit dem Staate und der Nation identifizirte Dynastie, von der der herrschende Minister seine Gewalt erhalten hat; im aristokratischen Staatswesen die Ueberlieferung und das Interesse der Classe, aus welcher der Regierende hervorgegangen ist; in der parlamentarischen die Gegenpartei, welche bereit ist, die Regierung zu übernehmen, sobald nur der Chef der gerade regierenden Partei die Grenze überschreitet, innerhalb welcher sein eigenes Interesse und das seiner Partei nicht in unmittelbaren Widerspruch mit dem des Landes kommt. In allen diesen Fällen zieht der Sturz des Herrschenden nicht die Auflösung des Staates nach sich, welcher, Dank der permanenten Dynastie, den permanenten Traditionen und Interessen des Adels, der permanent regierungsbereiten Oppositionspartei, immer eine Zeitlang einer bedeutenden leitenden Persönlichkeit entrathen kann. Eine Cabinetsfrage hat niemals weder Preußen, noch Venedig, noch England der Anarchie ausgesetzt, ob nun die Nation durch das Organ der nationalen Dynastie, der herrschenden Kaste, oder der parlamentarischen Partei ihre Mißbilligung des Höchstregierenden ausgesprochen. In Frankreich, wie im perikleischen Athen, im cäsarischen Rom und im medicäischen Florenz, ist die permanente Cabinetsfrage das einzige

Regierungsprinzip und das ganze Regierungssystem. Da kein permanentes Organ, wie Dynastie, Aristokratie oder Partei, existirt, in dem sich der Volkswille concentriren und bethätigen könne; da sich dieser Volkswille eben nur in dem Regierenden, d. h. dem Inhaber der Executivgewalt concentrirt und bethätigt, so fällt der Staat zusammen, sobald die Cabinetsfrage gegen diesen Regierenden entschieden wird: es ist Niemand und Nichts da, provisorisch seine Stelle einzunehmen.

Frankreich ist nun in diesem Falle, seit es seine legitime Dynastie umgestürzt hat, ohne weder eine Aristokratie, noch zwei geordnete, mächtige Parteien zu besitzen, die sie hätten ersetzen können. Bald giebt sie einem Soldaten, bald einem Redner, bald einem Präsidenten, bald einem Premierminister die Regierung; aber mit unfehlbarer Sicherheit führt der Sturz des Regierenden den Zusammensturz der Regierung nach sich: daher wir ohne Widerspruch alle Regierungsformen, welche Frankreich seit fünfundachtzig Jahren hat über sich ergehen sehen, als Principat, Tyrannis, Cäsarismus bezeichnen dürfen. Von den neun Katastrophen, welche mit dem Sturz des Regierenden den Zusammensturz der Regierung nach sich zogen (1792, 1794, 1799, 1814, 1815, 1830, 1848, 1851, 1870), mögen die von 1848, 1851 und 1870 moralisch die wenigst entschuldbaren gewesen sein; die politisch verhängnißvollste war jedenfalls die von 1830, zu welcher oberflächliches Analogisiren mit der englischen Revolution von 1688 die geistreichen und persönlich-ehrenhaften Führer der liberalen Doctrin verleitete. Hätte sich die liberale Opposition im Jahre 1830 mit dem Sturze Polignac's begnügt, so hätte sie

vielleicht die traditionelle Dynastie Frankreichs wiederbegründet und wäre selbst zugleich eine Partei geworden im Sinne der englischen Whigs. Ihr Irrthum war, zu glauben, daß sie es schon sei und sich mit der Partei zu vergleichen, welche hundertundfünfzig Jahre vorher Wilhelm III. aus dem Haag nach London rief. Seit 1830 ist die legitime Monarchie, insoweit sie auf Loyalismus und der Identifizirung dynastischer und nationaler Interessen beruht, todt, und wie's die Erfahrung zeigt, keiner Wiederbelebung mehr fähig. Seit 1830 hat sich keine regierungsfähige Opposition bilden können, weil die Opposition sich selber als Partei tödtete, als sie sich in der Person Louis Philippe's an die Stelle der unabsetzbaren Dynastie setzte.

Es bleibt uns übrig, die Herrscher, welche in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die Geschicke Frankreichs leiteten und leiten, sowie die kurze Zwischenzeit der Anarchie kurz zu charakterisiren, um obige Sätze an dem Lichte der thatsächlichen Wirklichkeit zu beleuchten.

I.

Nachdem das französische Volk acht Monate lang dem Treiben der unfähigen Ehrenmänner zugeschaut, die es nach dem Sturze der Julimonarchie unternommen hatten, seine Geschicke zu lenken, berief es am 10. Dezember 1848 einen fürstlichen Abenteurer mit dem Auftrage, ihm ein stabiles und geordnetes politisches Dasein zu verschaffen. An der Moralität des Mannes und seiner Umgebung schien ihm

ebensowenig gelegen, als an der möglichen Verbindung der Freiheit mit jener wiederherzustellenden Ordnung. Gegen den Willen aller Gebildeten, trotz des Druckes einer Regierung, welche die ganze Beamtenmaschine in ihrer Hand hielt und in Bewegung setzte, wählte das Volk den Neffen Kaiser Napoleon's I., der schon zweimal öffentlich als Prätendent auf den Kaiserthron und Erbe seines Oheims aufgetreten war. Nur Kinder oder Fanatiker können annehmen, daß die Nation mit dieser Wahl unter solchen Umständen etwas Anderes als die Wiederaufrichtung der cäsarischen Monarchie beabsichtigte, welche fünfzig Jahre früher Gesetz und Ordnung in dem vielgeprüften und erschütterten Lande hergestellt hatte. Der französische Bauer hatte damals, wie zur Zeit des 18. Brumaire, nur zwei politische Ideen oder vielmehr zwei politische Gefühle: Haß der Anarchie und Furcht vor einer Rückkehr zum ancien régime mit seinem Gefolge von Frohnden, Zehnten, Herausgabe der Nationalgüter und anderer Schreckbilder retrospectiver Einbildungskraft. Der Name Bonaparte, sein revolutionärer Ursprung und seine Traditionen verbürgten ihm das Ende der Anarchie und die Nichtwiederherstellung des alten Régimes. Das genügte ihm, sobald die Frage sich in der logischen Einfachheit des Plebiscites mit seinem schreckenhaften Entweder Oder darstellte.

Ganz anders gestaltete sich die Sache in den Augen des Bauern sobald nicht über das Allgemeine, sondern über Oertliches und Persönliches zu entscheiden war: er verfiel dann wieder sogleich der Herrschaft der örtlichen und persönlichen Einflüsse, d. h. er nahm die Leitung des Gutsherrn, des Pfarrers oder des Schulmeisters an und

wählte demgemäß ihm bekannte Royalisten, Papisten oder Liberale in die Nationalversammlung. Daher der Widerstreit zwischen der Executive und der Legislative, zwischen Cäsar und dem Senate, während der Jahre 1849, 1850, 1851. Erst als es offenbar war, daß Pompejus-Changarnier das Elysée besetzen würde, wenn man ihm nicht zuvorkomme, überschritt der Neffe Cäsar's den Rubicon und kam zuvor. Hätte er warten können, die Maiwahlen des Jahres 1852 würden ihn sicher in seiner Herrschaft bestätigt und ihm seine Aufgabe ganz sonderbar erleichtert haben. So wie die Sachen lagen, mußte er nicht nur das Gesetz gegen sich haben, sondern auch die Gebildetsten wie die Rechtlichsten der Nation, unter welche wir natürlich diejenigen nicht rechnen, welche in wahrhaft unglaublicher sittlicher Begriffsverwirrung dem Manne den Eidbruch vorwerfen, den sie selbst durch Eidbruch vom Throne gestoßen. In achtzehn Jahren nicht unrühmlicher noch unverständiger Regierung vermochte er nicht diesen Flecken der Geburt loszuwerden; und als er es endlich dahin gebracht zu haben schien, war es zu spät. Genöthigt, sich mit fähigen, aber gewissenlosen Werkzeugen zu umgeben, selbst nicht unfähig — freilich auch nicht gewissenhaft — hatte er die Rolle eines italienischen Tyrannen des Quattrocento zu spielen: und in der That einigten sich in dem Neffen des Corsen in merkwürdiger Weise die Fehler und Tugenden der Sforza und der Medici.

Die Geschichte kennt wenig Charaktere, die so komplex wären wie der Napoleon's III. Neben einem fatalistischen Grundzuge die stete Bestrebung, der lebendigen Kraft der Geschichte ihre Wege vorzeichnen zu wollen; bei vollstän-

diger moralischer Indifferenz, für welche die Begriffe Gut und Schlecht, Mein und Dein nicht zu existiren scheinen und die weder vor Eidbruch, noch vor Blut zurückbebt, eine menschliche Herzensgüte, die Alle gewinnt, und jene königlichen Tugenden und Fehler der verschwenderischen Freigebigkeit, der unzeitigen Milde, der rücksichtslosen Dankbarkeit, der blinden Verwegenheit, die dem Throne so wohl anstehen, wenn sie ihn auch mehr zieren als stützen. Kein Fürst verstand so wie er die Insceneſetzung eines französischen Hofes; keiner übte besser die Kunst, sich stets der Freunde und der Wohlthaten zu erinnern, für die Feinde aber und ihre Angriffe kein Gedächtniß zu haben.*) Mit der utopistischen Conception des Revolutionärs paarte sich merkwürdig die Zähigkeit und die Geduld des Politikers. Nie hat die Eitelkeit seinem Ehrgeiz einen Streich gespielt; und dieser Ehrgeiz selbst war beinahe unpersönlich, war befriedigt, sich für ein Werkzeug der Geschichte zu halten. Durch und durch idealistisch gestimmt, kann er doch einen kleinen Zug schadenfroher Ironie nicht verhehlen. Ruhig und scheinbar sicher in seinen Entschlüssen, bleibt der Wille jedem Einflusse zugänglich, weil er das Was unverrückt im Auge behält und nur über das Wie von intellectuellen Motiven sich leiten läßt. Nichts ist dieser Natur fremder

*) Der Undank und der unversöhnliche Groll gegen die Familie Orleans ist eine einzige, schwer zu reimende Ausnahme, die wohl jener revolutionären Antipathie gegen die Bourgeoisie und dem dunklen Legitimitätsgefühle zuzuschreiben ist, das in jener Familie die Usurpatoren der den Bonapartes zukommenden Rechte auf einen modern-revolutionären Thron sah; vielleicht auch dem Andenken an die orleanistischen Umtriebe und parlamentarischen Intriguen während der Präsidentschaft, 1848—1851.

als jene schlauen, machiavellistischen, weitaussehenden, feingewobenen Pläne der Herrschsucht, wie sie ein Augustus ersinnen mochte, und wie sie die öffentliche Meinung Europas dem Manne des 2. Dezember so gerne unterschob. Aber weil keine Ader von Reinecke in ihm war, so war er darum noch nicht Boldewyn, wie man es im Beginne seiner Laufbahn wohl anzunehmen pflegte.

Gewiß ist in dem ehemaligen Verschworenen keine Spur vom traditionellen geschulten Staatsmann der Partei, der nur in aristokratischen Staaten aufkommt, und sich für uns im jüngeren Pitt verkörpert; noch weniger vom politischen Genie eines Mirabeau, das zugleich mitten in den Dingen und hoch über ihnen steht, bei dem Leidenschaft und höchstes Wollen durch einen wohlthuenden Skepticismus gemäßigt, Ehrgeiz und praktischer Sinn durch die erhabensten Ziele geadelt, das ganze Handeln von einer tiefen philosophischen Bildung getragen werden. Auch von den zwei großen Staatsmännern unserer Zeit ist Napoleon III. durch eine Kluft geschieden: ihm ist der derbe Naturalismus Bismarck's fremd, der mit den ihm zugetheilten Karten kühn und klug zu spielen sich begnügt, ohne vom Zufall mehr zu verlangen als er gegeben, ohne ein weiteres Ziel sich zu stecken als den Gewinn der Partie; aber fremd ist ihm auch die stählerne Biegsamkeit, die Cavour aus Richelieu's und Mazarin's Schule gelernt zu haben scheint und die, trotz allen Blendwerks von parlamentarischem Flitter, doch immer eine echtmonarchische, ja dynastische Idee verfolgte. Wie ganz anders Napoleon III., der die Pläne eines Tiberius Gracchus mit den Mitteln eines Catilina, mit dem Temperamente eines Cromwell zu verwirklichen gesucht

und nahezu das Höchste erreicht, weil ihn sein Stern zur rechten Stunde in die Geschichte warf und so lange er seinem Stern zu folgen wußte:

ma solo un punto fù quel che lo vinse.

Denn es scheint das Verhängniß der Nation, daß ihre Idealisten den Sinn für's Reelle verlieren, ihre Realisten, wie Louis Philippe, das Ideale nicht sehen können!

Napoleon III. ist freilich keine französische Natur, aber seine politische Bildung ist ganz unter dem Einfluß des französischen Ideals von 1789 und 1800 geblieben. Ein karger Redner und ein ungemäßigter Schreiber, hatte er weder die Gabe, sein Volk zu begeistern, noch es zu überzeugen, noch ihm zu gefallen durch seine Worte, während seine Ideen und seine Handlungsweise dem Mittelschlag der französischen Nation wunderbar entsprachen. Seine mangelhafte Schulbildung, seine Lebensschicksale und die bizarre Mischung imperialistischer Ueberlieferungen, karbonarischer Jugendeindrücke, wissenschaftlicher Studien, englischer Erfahrungen, journalistischer Bildung, plebejisch aristokratischer Antipathien gegen die Prosa des Bürgerthums, das ihm die Julireigerung verkörperte, haben der räthselhaften Natur des Mannes nicht vergönnt, sich harmonisch auszubilden: und zur widerspruchsvollen Anlage gesellte sich ein widerspruchsvolles Geschick, das seine Anschauung der Dinge mächtig bestimmte. Niemand durchschaute besser die Bedürfnisse der Neuzeit und die Bestrebungen der Völker; und doch giebt es wenige Staatsmänner, die ihn an Menschenkenntniß nicht überragten oder die gleichgültiger als er gegen den persönlichen Werth der

Individuen wären. Einzig unter den Souveränen Europas, weil er allein in bürgerlichen Verhältnissen gelebt, war er einzig auch unter den französischen Staatsmännern, weil er, allein von ihnen, das Ausland kannte. Beides hat ihm bedeutende Vortheile gewährt; beides hat ihm vielfach geschadet, ihn endlich zum Fall gebracht. Der Fürst hat Wege betreten, die schließlich dem solidarischen Interesse der europäischen Monarchien gefährlich werden mußten; der Franzose hat den gerechten Bestrebungen fremder Völker eine Sympathie bewiesen, die ihm seine Landsleute nicht verzeihen wollten, und er hat bitter erfahren müssen, daß ein Staatsmann nicht ungestraft der Standes- oder der Nationaluntugenden entrathet.

Bei alledem geziemt es, einen Wohlthäter Europas und Frankreichs in dem Manne zu ehren, dessen Name das dritte Viertel unseres Jahrhunderts, trotz des Mitlebens größerer Menschen, doch stets bezeichnen wird. Ihm dankt die Welt zum größten Theile jene Zerstörung des russischen Götzen, der wie ein Alp auf uns lastete,*) und die Sprengung jener heiligen Allianz, die selbst die Märzrevolution nicht hatte zertrümmern können; ihm die Erschütterung der habsburgischen Macht; ihm den frischeren Zug, der seit dem italienischen Kriege in das staatliche

*) Als der Verfasser diese Worte im Jahre 1872 schrieb, konnte er nicht ahnen, daß halb Europa fünf Jahre später von Neuem in die, wie's scheint unheilbare, Furcht vor dem machtlosen Popanz des Ostens verfallen würde. „Und noch weniger hätte er ahnen können, daß 25 Jahre später dasselbe Frankreich sich mit Rußland verbinden, ja sich sogar dazu verstehen würde, die Rolle eines Trabanten Rußlands zu spielen.“ (Anm. der Herausgeberin zur 4. Aufl.)

Leben des Festlandes gekommen; ihm die freiere Handelspolitik und jene Beseitigung aller Schranken des Verkehrs, die man nicht genug preisen kann; ihm endlich die Vertheidigung des katholischen Europas gegen den immer drohenderen Jesuitismus. Frankreich aber dankt ihm neunzehn Jahre der Ruhe und Sicherheit, während deren sich der Reichthum des Landes beinahe verdoppelt; die Identifizierung des Staatsinteresses mit dem der Mittelklassen durch die Nationalanleihen; die wirthschaftlichen Freiheiten endlich, die dem Handel und der Industrie die Arme gelöst. Fern sei es, die Schattenseite dieser absoluten Regierung zu verhehlen: die traurige, wirklich katilinarische Umgebung des Monarchen, die auf die französische Gesellschaft so unheilvoll gewirkt; den Ursprung, blutig und kothig zugleich, des neuen Regimes; das Aufkommen der Skandalpresse, welche das lesende Publikum vergiftete; die wachsende Furchtsamkeit und Servilität aller Beamten; die Demoralisation eines Theiles der Justiz; vor Allem die Todtenstille, die neun Jahre lang über dem Lande lag, und jene vergeudeten Millionen, welche die öffentlichen Finanzen zerrüttet, ohne zu verhindern, daß die französische Fahne, von der groben Krämerpolitik gedemüthigt, aus der transatlantischen Ferne zurückkehrte. Sobald aber die Fortuna ausblieb, war's auch aus mit der Audacia, und ohne sie erzwingt man die Gunst der launenhaften Göttin nicht. Der mexikanische Mißerfolg — herbeigeführt durch den dem Kaiser, wie vielen Politikern, unerwarteten Sieg der Nordstaaten Amerikas — machte ihn irre an sich selbst, raubte ihm die Entschließung, die Sicherheit, welche immer die erste Eigenschaft des Staatsmannes bleiben. Frühes

Altern und eine Krankheit, welche stets die Willenskraft zu lähmen pflegt, thaten das Uebrige: und so beging er seit dem Tode Maximilian's wie im Dunkeln tastend, bald vorschreitend, bald sich zurückziehend, alle jene Fehler, welche endlich seinen und seines Volkes Ruin herbeiführten.

Doch vergesse man nie die Mitschuld des Landes. Die Bitterkeit, mit der heute die Nation von dem Gefallenen denkt, die Härte, mit der sie sich über ihn ausspricht, ist einer der unschönsten Züge des modernen Franzosen. Denn es ist ungroßmüthig und unredlich, feige und unwahr zugleich, alles Gute und Glückliche der napoleonischen Regierung für die Nation zu beanspruchen, sollte es selbst gegen den Willen der Nation oder jedenfalls ohne Befragung derselben durchgeführt worden sein, wie der Krimkrieg, die Befreiung Italiens und der Handelsvertrag mit England; alles Schlimme und Verunglückte aber von sich abwälzen, vor Allem den furchtbaren Krieg, in den die Nation*) den der eigenen Entschließung beraubten alternden Herrscher gegen sein besseres Wissen und Wollen hineingerissen. Das Wachsen des nationalen Reichthums, heißt es, war in der Natur der Dinge und wäre auch ohne Napoleon III. eingetreten; aber er hat uns moralisch heruntergebracht, hat uns arme Französlein corrumpirt, die wir so tugendhaft waren, ehe wir in die schlechte Gesellschaft kamen und man uns ein so böses Beispiel gab, die jetzt wieder so tugendhaft geworden

*) Es versteht sich von selbst, daß ich hier wie überall mit der „Nation“ nicht die numerische Mehrheit des französischen Volkes, sondern die sogenannte „öffentliche Meinung“ verstehe, wie sie sich in der Presse, den gelehrten Ständen, unter den Politikern und den Höflingen ausbildet und ausspricht.

sind, seit wir uns selbst zurückgegeben sind. Schon lange vor dem Kriege war es Mode gewesen in Paris, von der Regierung des Kaisers als von einem aufgezwungenen Despotismus zu reden: ein Despotismus freilich, obschon im Grunde ein milder, toleranter; aber aufgezwungen war er nicht. Ohne Zweifel hatten die Gebildeten, die Gemäßigten, wie schon bemerkt, im Dezember 1848 die Erhaltung der Republik, als der einmal bestehenden Form gewünscht, und für Cavaignac gestimmt; die Masse, welcher Cavaignac's Regierung nicht „persönlich" genug war, hatte freiwillig den Erben des großen Napoleon an die Spitze gerufen, und wer nicht blind war, erkannte die Bedeutung dieser Wahl schon damals. Drei Jahre später, als sich der Präsident durch einen Staatsstreich der unumschränkten Gewalt bemächtigte, war er freilich für Paris ein brutaler Usurpator und Freiheitsmörder; und ihm ist er es geblieben:*) der Pariser sah, selbst nach der Wiedereinführung der parlamentarischen Regierung am 2. Januar 1870, noch immer die Blutstropfen an der Hand des Thronräubers, und er würde sich selbst mit seinem Sohne nicht auf die Dauer versöhnt haben, da er sich ja überhaupt nicht dazu entschließen kann, eine bestehende Regierung anzuerkennen. Die Provinz jedoch jubelte dem „Retter des Landes" zu

*) Was die Pariser Bourgeoisie betrifft, so verlangte sie eben so heiß nach dem „Retter der Gesellschaft" wie die Provinz. Allenfalsigen Bezweiflern dieses, empfehlen wir die Briefe des jungen Walter Bagehot an das englische Blatt „The Inquirer", deren Verfasser kaum des Bonapartismus verdächtig sein wird, und auch (um nur eine französische Autorität anzugeben) die „Chronique" der antibonapartistischen „Revue des Deux Mondes" (Déc. 1. 1851), zu lesen.

und dieser Jubel war aufrichtig. Hätte der Präsident die für Mai 1852 ausgesetzte Neuwahl abwarten können und wollen, was freilich bei der gereizten Stimmung der Kammer schwer war: einstimmig hätte ihn die Provinz, dem Gesetze zum Trotz, wiedererwählt.

Als Napoleon die Volksvertretung niederwarf, zu einer Zeit, da schon auf dem ganzen Festlande die Reaktion seit zwei vollen Jahren triumphirte, da war die Mehrheit des Landes leider hinter ihm, entschiedener hinter ihm als die Mehrheit des preußischen Volkes hinter dem Ministerium, das die Berliner constituirenden Steuerverweigerer heimgesandt. Die Nationalversammlung war, wie die von 1871 in den letzten Jahren ihres Daseins, von allen Seiten angefeindet: den Einen rüttelte sie zu viel, den Andern nicht genug an der Republik. Es war ein buchstäbliches ruere in servitium, genau wie dasjenige, dem wir seit 1871 beiwohnen; nur war es damals zu Gunsten eines schweigsamen und utopistischen Alleinherrschers, während es jetzt bald einem redseligen und skeptischen petit bourgeois, bald einem frommen Militär, bald einem leidenschaftlichen Tribun zu Gute kommt. Frankreich war der Unordnung, der Unruhe satt; sagen wir, es war der Freiheit satt: man weiß, wie schnell das nervöse, leicht erregte Volk nach einer gewaltigen Anstrengung zusammensinkt. Im Jahre 1851 dürstete es nach Ordnung, Ruhe und Unfreiheit. Napoleon III. gab sie ihm in reichstem Maße, mit dem Vorbehalt, wenn die Zeit gekommen, „das Gebäude zu krönen“, auch diese Unfreiheit zu beschränken: und wir sind überzeugt, dieser Vorbehalt war redlich gemeint, wenn auch die Idee äußerst unklar war.

Ernest Renan in seinen unübertrefflichen geschichts-philosophischen Studien über die politische Lage Frankreichs, geschrieben im Herbste 1869 und wieder veröffentlicht im Laufe des Jahres 1872, theilt noch die Ansicht derer, die bei dem Kaiser, zur Zeit seines Regierungsantrittes, ein Ideal des ruhmreichen und aufgeklärten Militärdespotismus voraussetzen, das ihn die Verhältnisse verhindert hätten zu verwirklichen. Wir können dieser Meinung nicht beipflichten. Gewiß: der Gefangene von Ham hatte Ideale, ein politisches und ein soziales. Keines von Beiden hat er zu verwirklichen gewußt; aber während er sich wohl bald nach seiner Thronbesteigung schon in einsamen Stunden gestehen mochte, daß „nicht alle Blüthenträume reiften“ und er mit Allem, was er für die arbeitenden Classen gethan, nicht um ein Haarbreit jener Lösung der sozialen Frage näher gekommen sei, so mochte er anders von seinem politischen Ideale denken, das, wie ich glaube, von jeher im Einklange mit gewissen Bedürfnissen unserer Zeit und Frankreichs, mit den Bestrebungen einer gewissen Richtung des französischen Geistes, mit gewissen Anschauungen und Interessen der modernen, demokratischen Gesellschaft war. Als Louis Napoleon, nach dem Staatsstreiche vom 2. Dezember 1851, eine Verfassung verkündigte, die er selbst als unvollständig anerkannte, als er das bedeutsame Wort von der „dereinstigen Krönung des Gebäudes durch die Freiheit“ aussprach, war es sicher weder seine Ueberzeugung noch sein Wille, die Militärdiktatur auf immer in Frankreich zu begründen, war es sicher sein noch unbestimmter Vorsatz, einst dem demokratischen Gleichheitsstaate auch die Freiheit zu geben. Aber welche Freiheit

hatte er im Sinne? und wie gedachte er sie zu gründen? Hier sollte sich zeigen, wie vage die Ideen, wie ungenügend die staatsmännische Erfahrung und der staatsmännische Takt des improvisirten Herrschers waren.

Auferzogen und herangewachsen im Hasse der Bourgeoisie und der Familie Orleans, die diese Bourgeoisie in seinen, wie in vieler Anderer Augen, verkörperte; Zeuge des oft so unnützen und leeren Geredes der französischen Kammern; im Gefühl, daß Frankreich, dem Lande der Centralisation, die Grundbedingungen des Parlamentarismus fehlten; voller Antipathie gegen jene prosaisch-bürgerliche Friedensliebe und jene Kaste der 200,000 Höchstbesteuerten, die in Frankreich herrschten; betroffen von der regelmäßigen Wiederkehr der Thronumwälzungen und der Nichtigkeit aller Ministerverantwortlichkeitgesetze, hatte er, wie gar Manche seiner Zeit und seines Landes, seine Abneigungen in ein System zu bringen gesucht, hatte er eine amerikanische Verfassung geträumt mit einem Monarchen, anstatt des Präsidenten an der Spitze — denn die bonapartistisch-cäsarische Tradition war so stark in ihm als die Antipathie gegen den Parlamentarismus, der ihm nichts Anderes war, als die Herrschaft der Geldaristokratie. Doch darf man die Idee eines „verantwortlichen Kaisers“ als eine wahrhaft geniale Naivetät bezeichnen: sie war die in Worten ausgesprochene, in einen Gesetzesparagraphen zusammengefaßte Lehre von sieben Revolutionen; sie sprach kühnlich und cynisch die conditio sine qua non jeder geordneten Regierung in Frankreich aus, eine Bedingung, die selbst Thiers, der einstige Vorkämpfer der Ministerverantwortlichkeit, als die Grundbedingung seiner eigenen

Regierung aufstellen und vertheidigen mußte — es war und ist die Theorie des demokratischen Principats.

Freilich war jene monarchische Gleichheitsrepublik, mit Berufung ans Volk, mit Verantwortlichkeit des Fürsten, mit kommerzieller und industrieller Freiheit, mit dereinstiger Preß- und Vereinsfreiheit und mit, dem Staatsoberhaupte allein verantwortlichen, Commis, statt von der Landesvertretung abhängiger Minister — freilich war sie eine Chimäre, sobald man sie sich mit Erblichkeit verbunden und ohne periodische Straßen- oder Palastrevolutionen dachte; noch chimärischer aber war gewiß der Plan der Ausführung. Ihm, dem Schwärmer und Idealisten, schwebte ohne Zweifel vor der Seele das Bild jenes Wilhelm's III. von England, mit dem sein Hephästion-Persigny ihn so gerne zu vergleichen pflegte; aber dem Schwärmer und Idealisten entging natürlich die charakteristische Größe Wilhelms, des Staatsmannes. Er hoffte nach einem Schema die Weltgeschichte zu leiten, während jener, nur bedacht die Aufgabe jedes Tages zu erfüllen, seine Ziele den Umständen anbequemte. Auch mußte der chimärische Emporkömmling, nachdem er es lange, um mit Egmont zu reden, versucht „mit großen Plänen, Projekten und Gedanken . . . wie er Alles zurechtrücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle, . . . weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchsegeln,“ doch am Ende, wie der große Holländer, sein Schiff nach Wind und Strömung lenken und Gott danken, daß er es in diesen Stürmen so lange vom Felsen gehalten. So unsicheren Schrittes er auch nach seinem Ziele streben mochte, ein Ziel hatte der Mann immer im Auge, von dem sein Halbbruder Morny treffend sagte: es

sei ebenso schwer, ihm eine fixe Idee zu benehmen, als einen fixen Willen zu geben. Dies Ziel war unstreitig das, der Gründer des modernen Staats unter dem Zepter der Dynastie Bonaparte zu werden — einer Dynastie, die ihm allein berufen schien, der aus der Revolution hervorgegangenen französischen Gesellschaft ihren wahren staatlichen Ausdruck zu geben.

II.

Dem vorgesteckten Ziele der endlichen Befestigung Neufrankreichs unter der Dynastie Bonaparte schien Napoleon III. im Januar 1870 näher gekommen zu sein, als alle seine Vorgänger — aber nur, um der Welt einen Beweis mehr zu geben, daß Frankreich der parlamentarischen Selbstregierung durchaus unfähig ist. Was der Gesetzgeber von 1851 so richtig gesehen hatte, war den blöden Augen des gealterten Herrschers offenbar entschwunden: an dem Tage, an dem er die Ministerverantwortlichkeit an die Stelle seiner eigenen Verantwortlichkeit setzte, war's um ihn geschehen, wie's um Thiers' Macht geschehen gewesen wäre, sobald er sich zur Unverantwortlichkeit hätte verdammen lassen; wie's thatsächlich um die Gewalt Mac Mahon's geschehen war, seit er die Minister der Mehrheit angenommen, wozu sich wohlweislich Thiers nicht hatte verstehen wollen. Napoleon's III. größter Fehler war, dies nicht eingesehen zu haben; ein verzeihlicher Fehler indeß. Warum sollte er nicht, wie ganz Frankreich in jenen einzigen Januartagen, glauben, er wie das Land seien am langersehnten Ziele angelangt, wenn

es auch in einer anderen Gestalt, als der der fürstlichen Verantwortlichkeit erschien, wenn er auch auf einem anderen als dem gehofften Wege der allmählichen freiwilligen Zugeständnisse dahin gelangt? In der That hatte die Wirklichkeit den ideal vorgezeichneten Plan gar manchmal durchkreuzt oder gar zerrissen. Was das Geschenk der Gnade sein sollte, war von der ungeduldigen Opposition der kaiserlichen Vorsehung abgetrotzt, aus den Händen gerungen worden; jene Stellung des constitutionellen Monarchen, die zu brandmarken zur Ueberlieferung der Bonaparte's gehörte, — man erinnert sich der Worte Napoleon's I. über das cochon à l'engrais, dessen Rolle ihm Sieyès zugedacht — er hatte sie selbst übernehmen müssen, und das Volk regierte nicht mehr durch ihn, sondern durch seine parlamentarischen Minister. Und doch — erreicht schien das Ziel darum nicht minder: Jakobiten und Puritaner waren des langen Harrens müde geworden; die „alten Parteien", insofern sie auf Personen beruhten, waren versöhnt, freilich aus Ueberdruß, Ungeduld oder Ueberlegung mehr, als aus Sympathie und Begeisterung; aber sie waren versöhnt. Legitimisten, Orleanisten, Republikaner selbst — der Cavaignac'schen Farbe — hatten die Waffen niedergelegt; was noch unter der Fahne der Republik kämpfte, war keine politische Partei, es war der Sozialismus: gefährlich und bedrohlich genug; für den Augenblick jedoch ohnmächtig und auf das Reden angewiesen.

Nur wenige standen noch grollend und „unversöhnlich" abseits. Es ist keine Tugend, murrten sie, dem Beraubten Heller um Heller das Geld wiederzugeben, das man ihm mit der Börse gestohlen: aber die Börse war

nicht gestohlen; feierlichst, ausdrücklichst, freiwilligst, ohne jede Bedingung, war sie ihm anvertraut worden, und Niemand ließ sich auch nur träumen, daß er etwas davon zurückgeben werde, als er plötzlich am 24. November 1860 dem gesetzgebenden Körper die Oeffentlichkeit, die Redefreiheit und eine wirksamere Controle des Budgets wiedergab. Die Tragweite des Schrittes wurde im Augenblicke nur von wenigen eingesehen; man fühlte, daß etwas Bedeutendes geschehen, ohne sich davon Rechenschaft ablegen zu können; man rieb sich die Augen, blickte um sich und wußte im Grunde nicht woran man war. Nach kurzem Besinnen entbrannte indeß bald der Kampf: ein Theil der Besiegten von 1851 — die Pariser Republikaner und Orleanisten — wandten sich an die Nation, und riefen die Diktatur vor das Gericht der Oeffentlichkeit, die sie selbst hergestellt hatte. Wie gefährlich der Krieg war, den in der Kammer die „Fünfe", in der Presse die geistreichen Schriftsteller des „Journal des Débats" gegen die Dynastie führten, ist unberechenbar. Diese talentvollen, wenn auch nicht staatsmännischen, persönlich ehrenhaften, wenn auch nicht immer politisch loyalen Gegner waren es, die eben so sehr aus Liebe zur Sache der Freiheit, als aus Anhänglichkeit an die Republik oder die Familie Orleans, dem erstaunten Volke zeigten, daß die blendende Münze des providentiellen Despotismus auch ihre Kehrseite habe. Die traurige Umgebung des Kaisers wurde bloßgestellt; die Aufmerksamkeit wurde gelenkt auf eine verschwenderische Staatshaushaltung, auf die Finanzen von Paris; der Streit um die weltliche Macht des Papstes entfremdete eine Hälfte des Volkes, ohne die andere zu befriedigen; die

Leiden, welche der Handelsvertrag für die nördlichen Departements nach sich zog, verstimmte einen dritten Theil; der geargwohnte Einfluß der wenig geliebten „Spanierin" setzte böses Blut bei einem vierten. Die abenteuerlichen transatlantischen Unternehmungen und, mehr als Alles, die Schlacht von Königgrätz wendeten vollständig den Sinn der Nation; man fing an zu glauben, nicht Alles sei vollkommen an dem kurz vorher noch als Ideal angesehenen aufgeklärten Absolutismus: das tiers-parti oder linke Centrum bildete sich.

Der Kaiser sah, man wußte ihm wenig Dank für seine freisinnigen Maßregeln auf wirthschaftlichem Gebiete; er sah, ein neuer Schritt müsse geschehen auf dem Terrain der politischen Freiheit. Er that ihn, nicht mehr ganz so motu proprio wie im Jahre 1860, doch immer noch ohne befehlerisches Drängen der öffentlichen Meinung. Der Brief vom 19. Januar 1867 ist in Aller Andenken. Er versprach eine neue Ausdehnung der parlamentarischen Prärogative, sowie der Presse und des Versammlungsrechtes. Der Kaiser that mehr und weniger als man verlangte, indem er diese Zugeständnisse machte; das Versammlungsrecht hat von jeher nur des lieben Prinzips wegen auf den Programmen der französischen Liberalen figurirt: es widerstrebt dem Geiste und den Sitten der Nation, wie es den unserigen durchaus gemäß ist: aber Napoleon III. war eben ein Mann der Programme, der Inscenesetzung, der Gesammtreformen. Leider hatte er nicht länger, wie sechs Jahre früher, in Morny einen Staatsmann im cäsarischen Stile an seiner Seite. Napoleon III. war nie ein Mann der Ausführung: ihm fehlte der prak-

tische Sinn, der Blick des Staatsmannes, wie der des Feldherrn. Wie Morny den Staatsstreich geleitet und ausgeführt, so hatte er die erste liberale Reform, den 24. November 1860, in's Werk gesetzt. Der Kaiser, eminent gleichgültig in Personenfragen, hatte Billault nach wie vor die Vertheidigung zweier grundverschiedenen politischen Richtungen überlassen: Morny als Kammerpräsident hatte damals, ohne Redner zu sein, diesen Fehler wieder gut gemacht und den gesetzgebenden Körper nach seinem Willen geleitet. Jetzt fehlte er: an seiner Stelle war Rouher in die kaiserliche Gunst gedrungen und schien unerschütterlich darin geankert. Rouher besaß große staatsmännische Eigenschaften ohne ein Staatsmann zu sein: die französische Eigenschaft par excellence, die Intelligenz, war ihm im reichsten Maße zugemessen; er war als Redner nicht verächtlich: geschmacklos, breit, locker, aber gewandt, unerschöpflich, von unvergleichlicher Leichtigkeit. Er wußte zu hören, wie Wenige; der Kammer war er mächtig wie ein Virtuose der Tasten seines Instrumentes, seine Neigungen trieben ihn auf wirthschaftlichem Gebiete zu einer liberalen Politik. Ein absoluter Mangel an Würde und Charakter neutralisirte indeß alle seine hohen Gaben. „Stolz will ich den Franzosen", sagt sich das französische Volk, und Nichts verzeiht es weniger als den Mangel an Stolz. Rouher war der Anwalt des früheren Regimes gewesen, er war bereit, auch der Anwalt des entgegengesetzten, neuen, zu werden: und der Kaiser beging das unverantwortliche Unrecht, den neuen Wein in alte Schläuche gießen zu wollen.

So lange er dies that, war kein wahres Vertrauen

herzustellen; die kaiserlichen Zugeständnisse konnten nur den Gegnern des Kaiserreichs nützlich sein, welche die allgemeine Unzufriedenheit fortan nur um so dreister und heftiger schüren konnten, und denen die Ungeschicklichkeit oder die mala fides der mit Ausführung jener Zugeständnisse betrauten Minister fortwährend in die Hände arbeitete. Namentlich wurde aber jetzt erst mit consequentester, planvollster Tücke die „Erniedrigung Frankreichs durch Sadowa“ gegen den Mann ausgebeutet, der Sadowa hatte geschehen lassen. Um diese Zeit war es, als die vornehmen Frondeurs der liberalen Doctrin den rohen Ausfällen und schmutzigen Witzen eines Winkeljournalisten, Namens Henry Rochefort, beifällig zulächelten und der geistreichen Erfindung eines jungen Winkeladvokaten, Namens Gambetta, dem sogenannten „Unversöhnlichkeitsprinzip“ Beifall klatschten, ohne zu bedenken, daß man nie ungestraft zu solchen Bündnissen hinabsteigt.

Unter solchen Umständen fanden die Wahlen von 1869 statt, durch welche die Minderheit, d. h. die Vertreter der sogenannten öffentlichen Meinung, in der Kammer bedeutend vermehrt wurde. Der Kaiser verstand den Wink nicht; hielt sich an den Buchstaben des parlamentarischen Gesetzes, ließ zwar Rouher fallen, aber setzte dessen treuesten Adjutanten Forcade de la Roquette an die Stelle. Die Opposition hielt sich für geprellt; und nur die tollen Streiche und das bedrohliche Gebahren der radikalen Wühler in Paris verhinderten den Ausbruch dieses Unwillens. Kaum war diese Gefahr für den Augenblick in den Hintergrund getreten, kaum hatte der Herrscher versprochen „für die Ordnung zu haften“, so trat die Strömung des

Nationalwillens, der „öffentlichen Meinung", wieder allmächtig in ihre Rechte. Der Kaiser mußte sein Ministerium entlassen und schrieb am 27. Dezember 1869 jenen denkwürdigen Brief an Emile Ollivier, in dem der absolute Herrscher, der achtzehn Jahre so gut wie unumschränkt regiert, seinen festen Entschluß kund gab, ein constitutioneller Monarch zu werden.

Nichts konnte korrekter sein als das Betragen Napoleon's III. seit jenem Tage: Nicht mit einem Worte mischte er sich in die schwierige Zusammensetzung des Ministeriums, mit der er Ollivier betraute. Kaum war es constituirt, so übergab er ihm die Vollgewalt. Es verlangte den Sturz Haußmann's, des Mannes, an dessen Rettung ihm so viel liegen mußte; er ließ ihn fallen. Der Minister des Auswärtigen forderte Verzichtleistung auf die direkte Correspondenz des Souveräns mit den kaiserlichen Gesandten; der Kaiser verzichtete auf sein liebstes Vorrecht. Das neue Ministerium verlangte eine Entwaffnung um ein Viertel; der Kaiser willigte ein. Schon ein halbes Jahr vorher waren alle Preßprozesse sistirt, eine allgemeine bedingungslose Amnestie erlassen worden. Absolute Preßfreiheit und unbeschränktes Vereinsrecht hatten schon dem bekannten Schmutzjournalismus und der alten Clubtollhäuslerei seit Monaten Thor und Riegel geöffnet. Das ministerielle Programm, das allen seit Jahren erhobenen Forderungen der Opposition gerecht werden sollte, war vom Kaiser bewilligt. Auch das Ministerium schien aufrichtig. Ohne die besten Köpfe Frankreichs in sich zu vereinigen, hatte es für die „öffentliche Meinung" — wenigstens bis zum Austritte Daru's und Buffet's — Vortheile, deren

seit achtzehn Jahren kein Ministerium genossen hatte: es saß darin kein Mann des Staatsstreiches oder des alten Systems; alle Mitglieder waren persönlich ehrenhaft und tadellos; die vier alten Parteien waren mit ansehnlichen Persönlichkeiten darin vertreten. Die unsauberen und unheimlichen Spießgesellen des 2. Dezember waren beinahe Alle zu Grabe gegangen und schienen die Blut- und Schmutzflecken, die auf dem Kaisermantel hafteten, mit sich genommen zu haben: die wenigen noch Ueberlebenden waren von der Bühne getreten oder außer Landes gesandt worden. Dagegen hatten die Träger von Frankreichs besten Namen, Männer, wie Thiers, Guizot, Laboulaye, Odilon Barrot, Broglie, Prévost-Paradol, die Hand zur Versöhnung gereicht und versprochen, diese Hand mit anzulegen.

Alle bedeutenden Journale der Opposition hatten sich für befriedigt erklärt. „Wenn der Triumph der Freiheit", schrieb am 15. Januar 1870 das älteste und angesehenste Organ der französischen Presse, das stets in seinem conservativen Liberalismus ganz consequente und folglich seit dem 2. Januar versöhnte „Journal des Débats", „wenn der Triumph der Freiheit das Ergebniß des Einverständnisses aller Parteien ist; wenn die Ehre desselben ebensosehr dem Fürsten gebührt, der weise und edel der Bewegung der öffentlichen Meinung nachgegeben, als der Nation selbst, die ernsthaft hat frei sein wollen; wenn dieser Sieg, der Niemanden einen Tropfen Blut noch eine Zähre kostet, weit entfernt, auch nur für einen Tag die Unordnung auf die Straße und eine Störung in die Geschäfte zu bringen, im Gegentheil alle Interessen beruhigt und dem Handel wie der Industrie einen neuen Schwung

giebt — so ist dies Beispiel, welches ein Volk giebt, indem es sich friedlich seiner Rechte wieder bemächtigt, so verführerisch, daß es beinahe unwiderstehlich wird. Es ist nicht so gar lange her, daß wir Franzosen „„die Freiheit wie in Preußen““ verlangen mußten. Heute sind die Rollen gewechselt und es ist sehr wahrscheinlich, daß bald die Preußen in unsere Fußtapfen werden treten wollen und von ihrer Regierung „„die Freiheit wie in Frankreich““ verlangen werden.“ Wie bald sollten die Rollen von Neuem gewechselt sein! Jetzt herrschte eine Gehobenheit der Stimmung in der ganzen Nation, die man wohl kaum seit der Nacht des 4. August 1789 schöner und einmüthiger gesehen hatte. Denn welcher Franzose wird heute leugnen wollen, daß damals

„. . . . . hoch sich das Herz ihm erhoben,
„Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen?
„Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?“

Paris war in einem Rausche von Freudigkeit, Hoffnung, Versöhnungslust, wie eben nur Franzosen sich zu berauschen vermögen. Und doch wollte es weder der augenblicklichen Begeisterung der Nation, noch der Aufrichtigkeit des Ministeriums, noch des Kaisers Nachgiebigkeit gelingen, die konstitutionelle Monarchie in Frankreich zu begründen. Denn „die Erfahrung lehrt, daß der gefährlichste Augenblick für eine schlechte Regierung der ist, wo sie anfängt sich zu bessern.“ (Tocqueville.) „Soviel ist sicher,“ sagte damals der Schreiber dieser Zeilen aus Paris in einem vielfach getadelten Briefe vom 15. Januar 1870. „Soviel ist sicher: wie der jetzige Versuch

„das erste redliche Experiment einer parlamentarischen „Regierung ohne dynastischen Parteihinterhalt ist, so „ist er auch das letzte: so bescheiden die Fähigkeiten der „jetzigen Minister sind, das Land hat keine Besseren, keine „Anderen. Schlägt auch dieser Versuch fehl, so ist der „Krieg oder die Revolution unvermeidbar; und eine Revo- „lution im Jahre 1870 wäre der Anfang des Endes..... „Frankreich kann keine einzige Revolution mehr vertragen."

Schon sieben Monate früher hatte der Schreiber jenes Briefes diese furchtbare Alternative vorausgesehen für den Fall, wo das „liberale Kaiserreich" ein mißlungener Versuch bleiben sollte. „Was bleibt übrig?" schrieb er unterm 14. Juni 1869, „Krieg oder Revolution. Diese halte ich „für unausführbar. So entschieden auch die Kleinbürger, „Studenten und Arbeiter der großen Städte gegen das „Kaiserreich gestimmt sind; die Gebildeten — selbst in den „Großstädten und soviele deren auch durch die Wahltaktik „in die Opposition quand même geworfen worden sind — „die Gebildeten wollen auch jetzt noch die Erhaltung des „Bestehenden; und die Reaktion der Provinz gegen Paris „würde unaufhaltsam sein. Man ist aufgebracht in ganz „Frankreich gegen den Uebermuth des Pariser Wählers, „der sich noch gemäßigt und politisch glaubt, weil er nicht „gerade seine politischen Possen und Schabernacks bis zum „Wahnsinn getrieben. Interesse und Schamgefühl würden „das Uebrige dazu thun, die Bewegung unwiderstehlich zu „machen. Jeder Gebildete in Frankreich fühlt, daß eine „Revolution nicht allein ein unberechenbares, momentanes „Unglück wäre, sondern auch auf immer das Land der „Militärreaktion à l'espagnole Preis geben würde.....

„Bleibt der Krieg; und warum nicht? Im Augenblicke „ist die Nation sehr friedfertig gestimmt; allein es würde „ein Monat genügen sie aufzuregen. Dank der Taktik der „Radikalen, welche die Wiedergeburt Deutschlands als eine „Erniedrigung Frankreichs darzustellen nicht müde geworden sind, schlummert der Haß gegen unser Vaterland nur „und es wäre ein Leichtes, ihn zu hellen Flammen anzufachen. Und dann? Ja dann; ein guter Gott wird uns „schützen, uns und unser gutes Recht, und

„ . . es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
„Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
„Stritten."

„Deutschland kann aus dem schweren Kampfe nur, wenn „auch spät, kräftiger und größer hervorgehen; aber für „Frankreich, für Europa, das Frankreichs bedarf, wird „dieser Krieg namenloses Unheil bereiten; und dieser Krieg „wird kommen, früher oder später."

Nur zu bald sollten die Ereignisse dem Warnerufer furchtbar Recht geben. Die Geschichte des Plebiscites und der Kriegserklärung wird den künftigen Geschlechtern vielleicht klar vor Augen liegen. Für uns ist Beides ein Mysterium; und dem Gläubigen, der ein beständiges Eingreifen der Gottheit in die Weltgeschichte gerne zu beweisen im Stande sein möchte, dürfte dieses Mysterium als ein unwiderleglicher Beweis erscheinen, wie Nichts seinem in Gottes Rath vorausbestimmten Geschicke zu entrinnen vermag. Jedem unbefangenen Zeugen des grausigen Ausbruchs ist die eine Thatsache unbestreitbar: jener Ausbruch war nicht künstlich herbeigeführt; er war eine jener vulkanischen Eruptionen, wie die französische Geschichte deren nur zu

viele kennt. Zu anderen Zeiten, zu anderem Zwecke war der Brandstoff angehäuft worden. Er sollte das Gebäude des Kaiserreichs in die Luft sprengen: nun lag er da, nutzlos, leider nicht gefahrlos. Ein Funke, das unbedachte Wort eines Journalisten, konnte ihn entzünden und entzündete ihn an jenem 6. Juli, als die Nachricht von des jungen Hohenzollern Anwartschaft auf den spanischen Königsthron ruchbar ward. Von dem Augenblicke war die Explosion unvermeidlich: Nichts hätte nun noch die gährende Lava aufhalten können: war's nicht heute, so war's morgen. Der verantwortliche Kaiser des Jahres 1859 hätte verhindern können, daß jener Brandstoff angehäuft wurde, hätte vielleicht den angehäuften sorgfältig vor der Flamme bewahren können; der unverantwortliche Kaiser von 1870 war ohnmächtig: und nur zu vollständig that der Pulvervorrath den furchtbaren Dienst, um dessentwillen er zusammengetragen — nur daß er mit dem Gebäude des Kaiserreiches auch den ganzen Boden, auf dem jenes Gebäude sich erhoben hatte, zerriß und auf Jahre hin erschütterte. Das Gebäude kann zur Noth wieder aufgerichtet oder durch ein ähnliches ersetzt werden: was aber wird dem durchwühlten und zerklüfteten Boden seine alte Festigkeit wiedergeben? Den unverantwortlichen Monarchen aber, der eine große Schuld nicht durch ein ehrenvolles Ende auf dem Schlachtfelde zu sühnen wußte, erwartete ein ruhmloser Tod in der Verbannung, wie er Karl X. und Ludwig Philipp ereilte; während seine, wie jener constitutionellen Herrscher verantwortliche Minister frei und ohne zu erröthen im Vaterlande umherwandeln.

III.

In jedem anderen Lande als Frankreich wäre der 4. September 1870 eine That der schnödesten Feigheit gewesen. In Frankreich, in Paris war er nur eine nothwendige Folge der bestehenden Zustände und eingewurzelten Anschauungen, die wir bis hierher zu schildern versucht. Das Gefühl der Solidarität des Landes und der Regierung — ich sage nicht der Dynastie — ist der Stadt Paris so vollständig abhanden gekommen, daß sie nicht einmal das Bewußtsein hat, es könne feige, ja nur nicht eben ehrenhaft sein, einen Herrscher im Augenblicke des Unglücks zu verlassen, nachdem man ihn selbst zu den Thaten gedrängt, die jenes Unglück herbeiführten, und während man wohl weiß, bei glücklichem Ausgange hätte man ihn den Göttern gleichgestellt. Man denke sich, Preußen habe nach Jena, Friedland und Tilsit seinen König als den Urheber des tollen Krieges von 1806 im Stiche gelassen und eine provisorische Regierung eingesetzt! Der Fluch der Revolution ist es aber gerade, alle natürlichen Gefühle des Edelmuths und der Treue zu untergraben, der persönlichsten Leidenschaft und Begierde Macht zu geben über den besseren Menschen in uns. Was Vaterland, was Nationalehre, was treues Zusammenhalten der Regierten und der Regierer in guten und schlimmen Zeiten! Unserer selbst laßt uns gedenken! Chacun pour soi et Dieu pour tous! Und wenn's in diesem allgemeinen sauve qui peut dem Einzelnen möglich ist, nicht nur die Verantwortung von sich abzuwälzen, sondern auch zugleich lange verhaltenen Haß oder heimlich glimmenden Ehrgeiz

zu befriedigen, alten Rachedurst in vollen Zügen zu löschen, niedere Habsucht — oder auch nur Genußsucht — endlich einmal zu fühlen, desto besser! Und wer soll uns daran hindern? Sind doch die Guten allesammt in ihren Häusern verborgen und erwarten zitternd, daß der Sturm vorüberziehe, wenn sie nicht, selber mit ergriffen vom schwindelnden Taumel, dem Bacchuszug entfesselter Begierden mechanisch nachfolgen. Denn dieser Ausbruch niederster Leidenschaften nimmt den Charakter eines Freudenfestes, eines Triumphes der Tugend über das Laster an! Nur Paris, nur eine Bevölkerung, welcher durch achtzig Jahre der Revolution jeder natürliche Begriff des Schicklichen und alle Würde abhanden gekommen, konnte ein Schauspiel wie das des 4. September geben: eine Jubelfeier über den Fall einer, freilich schuldvollen und sittenlosen Regierung, aber immerhin eine Jubelfeier am Tage nach Sedan!*)

Der sittlichen Abstumpfung der revolutionären Masse

*) Diese Seite des 4. September hat Herr Thiers unberührt gelassen in seiner Zeugenaussage über die Vorgänge, welche jene Revolution herbeigeführt, begleitet und ihr gefolgt waren. Diese improvisirte, im Unterhaltungston mitgetheilte Erzählung dürfte in allem Uebrigen eines der schönsten und wichtigsten historischen Documente unserer Zeit bleiben: ein Zeugniß der ewigen Jugendfrische und Klarheit, des Patriotismus und der Klarsicht, des Wohlwollens und der Billigkeit eines der besten Männer, die Frankreich in diesem Jahrhunderte besessen; zugleich ein literarisches Denkmal, das an Vollendung der Form und des Gedankens alle andern Werke dieses unerschöpflichen Genius überragen wird; eine historische Quelle, mit welcher keine andere an Authenticität und Autorität wetteifern kann. Wie gesagt, die Eine Seite der „Freudigkeit", welche ein so furchtbar Zeugniß ablegt von der Leichtfertigkeit der Pariser, hat Thiers nicht angedeutet oder nicht andeuten wollen.

war die politische Unfähigkeit ihrer Führer voll ebenbürtig. Wie im Jahre 1848 ergriff die „öffentliche Meinung“ das Ruder des Staates, und die Geschichte sagt schaudernd, wie sie das Schiff geradaus erst in die strudelnden Wirbel der Junitage, zwanzig Jahre später in die Abgründe der Commune steuerte, aus denen es nur durch ein Wunder, durch das Genie, die Energie und die Aufopferung eines fünfundsiebzigjährigen Greises, wieder auftauchte — freilich nur halb Wrack wieder auftauchte. Jahrelang übt sich die „öffentliche Meinung“ von Paris in der leichten Kunst der Kritik und der angenehmen und unterhaltenden Fertigkeit witziger Fronde. Aus geht die Bewegung von wenigen geistreichen Köpfen; bald widersteht kein gebildeter Pariser der Versuchung des Witzes und der Mode, diesen beiden Abgöttern der grand’ville. Ein Jeder will durchaus auch unter die Geistreichen und Spötter gerechnet werden: und im Umsehen wächst der Schneeball zur Lawine an. Der geistreiche Journalist sammelt um sich den zungenfertigen Advokaten, den theorisirenden Professor, den talentvollen Literaten, den skeptischen Arzt, den logischen Ingenieur, den leichtfertigen Künstler; bald zieht das Beispiel dieses Kernes der gebildeten Gesellschaft in seiner wirbelnden Bewegung alle sporadischen Elemente, welche die große Stadt in ihrem Schooße birgt, magnetisch an, und endlich reißt das giftgeschwollene Ungeheuer Alle mit sich fort, um nur Greuel und Verwüstung hinter sich zu lassen. Denn nun das Werk der Zertrümmerung geschehen ist, soll’s an ein Aufbauen gehen, an ein Selbsthandeln, Selbstführen; und siehe da, es zeigt sich, daß von diesen tausend zerstörungseifrigen Händen auch nicht Eine fähig ist, die Kelle und das Richt=

maaß zu halten. Was sich im Sommer 1792, was sich im Frühjahr 1848 zutrug, wiederholte sich mit täuschendster Einerleiheit im September 1870: Girondisten oder Republikaner de la veille, Schwärmer und Rhetoren, brave Leute, aber gar armselige Politiker!

Ein unzufriedener, talentvoller Offizier, von der Natur mehr zum Journalisten als zum Soldaten bestimmt, und der über diese wahre Natur seines Talentes selbst im Unklaren ist; ein unversöhnlicher, unbestechlicher Cato, der sich für ein Wort todtschlagen, von seinem Worte sich kein Jota rauben ließe, sich aber sehr verlegen fühlt, nun es gilt mit seinem Worte die bedrängte Nation zu retten; ein volltönender Redner, der sich in seiner eigenen Beredtsamkeit berauscht, und den entfesselten Elementarkräften, die in der Menschheit schlummern um in großen Momenten loszubrechen, Nichts entgegenzusetzen weiß, als bewegliche, aber unfruchtbare Klagen; ein unerschöpflicher Witzbold, dessen scharfem Auge nicht ein Fleckchen entgehen wird, an dem sich seine Freude am Lächerlichen laben könne, und dessen gesunder Menschenverstand neutralisirt wird von den utopistischen oder leidenschaftlichen Elementen, mit denen er sich verbündet hat; ein Schwärmer, der die Menschheit beglücken möchte, indem er die Brüderlichkeit aller Nationen dekretirte; ein düsterer Fanatiker, der wie Brutus seinen eigenen Sohn, nie aber seine Vorurtheile auf dem Altare des Vaterlandes opfern würde: diese Alle, redlich und sittlich unanfechtbar; aber mit ihnen im Bunde ein sauergewordener Neidhardt, ein genußsüchtiger Stellenjäger, ein ränkevoller und gewissenloser Intrigant voll süßer Milde, ein dem Tollhause entsprungener Plagiarier der Mittelmäßigkeiten von 1793,

dem man die Zwangsjacke abgenommen, endlich ein im Estaminet und Atelier gebildeter Pamphletär und Spekulant in Volksleidenschaften und Volksrohheit. Dies die Führer; hinter ihnen in verhundertfachter Anzahl das Heer, wie es der Aristophanes dieser modernen Kleone und Wursthändler so treffend geschildert: „les fruits-secs, les avortés, les mort-nés! Der Advokat ohne Prozeß und der Arzt ohne Kranke, der ausgepfiffene Autor, der fortgejagte Handlungsdiener, der abgenutzte Beamte und der verabschiedete Offizier, ein Bankrottirer, drei Fallirte, zwei Schwindler, ein Utopist, sieben Einfaltspinsel und acht Trunkenbolde!“ Zu diesen füge man den entkutteten Priester und den aufgeblasenen Schulmeister, vor Allem aber die Masse der badauds, welche von dem Witze, dem Talente oder der Redlichkeit der Hauptführer bestochen, diesen blindlings folgen, bis sie zu ihrem Schaden bemerken, daß Witz, Talent und Ehrlichkeit nicht ausreichen, um eine Nation zu regieren, zumal wenn die Vorzüge der Führer von dem sie umgebenden gewissenlosen Generalstabe auf's Schnödeste ausgebeutet werden. Zu spät besinnen sie sich, daß denn doch die Sachen, wenn nicht gut, so doch besser gingen, da jene unsauberen Dezembermänner mit fester Hand und eherner Stirn die Geschäfte leiteten, und mit der Wuth der Selbstgetäuschten wenden sie sich gegen ihre Ideale von ehedem. Daß eine Regierung zugleich fest und redlich, gewandt und gewissenhaft sein könne und sein solle, wissen sie wohl; aber, ungeduldig wie sie sind, unfähig, wie sie sich fühlen, eine solche Regierung so ohne Weiteres zu gründen, wählen sie lieber gleich das geringere Uebel und kehren zurück zur Herrschaft der Wenigen, welche, während sie ihre eigenen

Taschen füllen, die gefährlichere und kostspieligere Menge der untergeordneten Taschenfüller im Zaume halten.

In der That wäre es höchst ungerecht, sämmtliche Männer der Pariser Advokatokratie, welche nun schon dreimal die Herrschaft auf Monate lang in ihrer schwachen Hand gehabt, auf dieselbe Stufe zu stellen. Unter den Advokaten, welche in den Jahren 1792, 1848 und 1870 Frankreichs Geschicke leiteten und die Septembertage, die Junischlachten und die Commune, ohne es zu wollen, herbeiführten, waren viele persönlich durchaus ehrenhafte, uneigennützige, edle Charaktere: Wer möchte Jules Favre's, Ernest Picard's, General Trochu's — auch Trochu ist nur ein Advokat, der sich in seiner Jugend nach Saint-Cyr verirrt — wer Senard's oder Crémieux' Unbestechlichkeit und gewissenhafte Ehrlichkeit bezweifeln? Doch nicht von Allen wäre dasselbe zu sagen, und namentlich hat die Regierung der nationalen Vertheidigung Elemente aufgenommen, welche ein Roland und ein Lamartine nicht geduldet hätten und welche nach Bildung, Charakter, Befähigung, Sitten ihren Platz unter den Lullier's, Cluseret's und anderen Communeführern angewiesen hatten. Indeß, selbst wenn Alle persönlich unbescholten, wie fast sämmtliche Mitglieder der Gironde und der Februarregierung, gewesen wären, was hilft alle persönliche Unbescholtenheit, wenn auch nicht die allereinfachsten und bescheidensten Erfordernisse des Staatsmannes da sind? Nur wer in diese Gesellschaft hineingeschaut hat, kann sich einen annähernden Begriff machen von der politischen Unwissenheit, der journalistischen Oberflächlichkeit dieser republikanischen Kammerredner, aus denen man Minister des

Aeußern, Gesandte, Finanz-, ja Kriegsminister extemporirt; und zwar in den Augenblicken, wo die gründlichste und speziellste Schule, die reifste Erfahrung, der rascheste Blick, die sicherste Hand kaum hinreichen würden, das halb-zerbrochene Steuer zu lenken und sich in dem verworrenen Tauwerk zurecht zu finden. Allgemeine Ideen und vorgefaßte Meinungen, viele ungeprüfte Schlagwörter, wenn's hoch kommt, ein paar privatrechtliche Prinzipien und Anschauungen, keine Bücher, etwas Revue- und viel Zeitungsgelehrsamkeit, — damit soll eine Großmacht wie Frankreich regiert oder im Auslande vertreten werden. Kein Engländer, kein Italiener, ja selbst kein Deutscher —, der, selbst wenn er aus ähnlichen Kreisen hervorgegangen, doch immer drei Jahre wissenschaftlicher Studien, drei Jahre praktischer Vorbereitung hinter sich hat, ehe er nur in den niedersten Staatsdienst oder den Advokatenstand eintreten kann, — kein Ausländer vermag sich nur vorzustellen, welcher Art „diese braven Leute und schlechten Musikanten" eigentlich sind, aus denen sich das hohe politische Personal in solchen Augenblicken rekrutirt: wie leer, wie unklar, wie seicht!

Und nun gar der unsaubere Anhang, mit dem Präfekturen, Unterpräfekturen, Staatsanwaltschaften in diesen Momenten eilends besetzt werden! Von altgeschulten Beamten oder Staatsmännern, wie Frankreich sie in großer Anzahl und von nicht verächtlichem Werthe besitzt, darf natürlich keine Rede sein bei diesen Anfällen blinder Reaktion gegen das Vorangegangene: sie sind prinzipiell ausgeschlossen von der Regierung, wie von allen hohen Staatsämtern. Auch Napoleon III. mußte sich nach dem Staatsstreiche

mit improvisirten Staatsdienern umgeben, die noch obendrein nicht gerade die reinsten Hände hatten; aber, sobald er es konnte, rief er die Dienste eines Drouyn de l'Huys und eines Thouvenel, eines Fould und Magne, eines Michel Chevalier und Parieu an, der vielen trefflichen Staatsräthe und Rechnungsräthe nicht zu gedenken; und nur zu gerne hätte er einen Dufaure, einen Thiers, einen Guizot, zu Rathe gezogen, wenn sie nur ihren Rath hätten leihen wollen. Solche Leute nun sind in einer Regierung der republikanischen Partei geradezu undenkbar: — (die republikanische Partei regiert auch 1878 nicht, wie wir unten zeigen werden) — kommt es für diese ja doch durchaus nicht auf Befähigung, Erfahrung, Schule, Stellung an: die großen Prinzipien von 1789 ersetzen das Alles in mehr als hinreichender Weise. Man wundert sich im Auslande über die Unwissenheit in europäischen Verhältnissen bei kaiserlichen Botschaftern wie Benedetti und Gramont; aber man geht hierin nicht nur viel zu weit, man vergißt auch wie unendlich bewandter und gewandter in ihrem Berufe sie doch immerhin sind, als Gesandten wie die Herren Senard, E. Arago, Savoye. Solche Leute nun sollen Frankreich bei den Großmächten Europas vertreten, vielleicht internationale Verträge abschließen, in wichtigen Momenten die Haltung ihrer Regierung bestimmen.

Genau ebenso ist's mit der inneren Verwaltung. Was den Staatshaushalt und die republikanische Sparsamkeit anlangt, so lehrt ein Blick auf's Budget, wie's damit steht unter solchen extemporirten Regierungen. Auch in dem, was Titel und Ehrenauszeichnungen anlangt, übertreffen die biedern, schlichten, einfachen Republikaner noch die aller-

freigebigste Monarchie.*) Was Wunder, wenn die Nation nichts Eiligeres zu thun hat, als zu wirklichen Staatsmännern zurückzukehren, mögen sie heißen wie sie wollen, und welches auch die Partei sei, zu der sie gehören. Glücklich die Nation, wenn sie dann in die Hände eines Genies wie der erste Consul, in die Hände eines begabten und erfahrenen Patrioten wie Thiers, eines ehrlichen und geschäftskundigen Juristen wie Dufaure fällt. Aber wie oft geschieht es ihr, in weniger fähige oder weniger redliche Hände zu fallen? Wie dem auch sei, jedenfalls ist es nicht an denen, welche mit Hülfe eines Gassenheeres die bestehende und anerkannte Regierung gestürzt, um sich durch Ueberrumpelung des Staatsruders zu bemächtigen, Diejenigen der Vergewaltigung anzuklagen, welche durch ähnliches Verfahren die Nation wieder von ihnen befreien:

„Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?“

---

*) Um nur an eine Thatsache zu erinnern: Kaiser Napoleon III. vertheilte nach dem siegreichen Krimkriege und dem nicht minder glorreichen italienischen Feldzuge 3 (resp. 3) Großkreuze der Ehrenlegion, 12 (resp. 10) Großoffizierkreuze, 25 (resp. 58) Commanderien, 182 (resp. 276) Offizierkreuze. Die republikanische Regierung des 4. September vertheilte nach den beispiellosen Niederlagen des Jahres 1870 16 Großkreuze, 52 Großoffizierkreuze, 232 Commanderien, 1700 Offizierkreuze; also durchschnittlich 4—5 Mal mehr als der Kaiser im Jahre 1856 und 1859. Die Zahl der einfachen Ritter der Ehrenlegion ist natürlich nicht zu zählen. Die Bestimmung, nach welcher nur zwei von drei ausgestorbenen Stellen des Ordens wiederzubesetzen sind, ist nicht von den Republikanern de la veille gemacht worden.

Drittes Kapitel.

Die Diktatur Thiers' und das Septennat.

I.

Unter allen den seltsamen und scheinbar widersprechenden Thatsachen, deren die neue französische Geschichte voll ist, dürfte wohl keine für den Ausländer befremdender sein, als diejenige, der die Welt zwei Jahre lang zugeschaut hat: ein Mann erhielt sich nicht nur am Ruder, sondern ward offen und allgemein als die einzige Persönlichkeit anerkannt, welche wirklich fähig wäre, das Land in dieser langen Krisis zu regieren; und doch ward dieser Mann von der einen Hälfte der Volksvertreter angegriffen, weil er eine Regierungsform unterstützte, die ihr zuwider war, von der andern Hälfte, weil er eine conservative Politik verfolgte, die sie stets bekämpft hatte; und fiel erst dann, als diese Hälfte ihn zu unterstützen begann. Das Räthsel kann indeß nur Denen unlöslich scheinen, welche, unbekannt mit dem wirklichen Stande der Meinung in Frankreich, und in der Ferne lebend, ihre Ansichten über dieses Land aus Büchern, Zeitungen und den Berichten parlamentarischer

Debatten schöpfen. Alle, welche Frankreich genauer kennen, wissen, daß neben den 10,000 politicians — Deputirten, Journalisten, Professoren, Advokaten, Doktoren und anderen Dilettanten der Staatswissenschaft — welche die Luft mit ihrer Beredsamkeit erschüttern und so unendlich viel Papier mit ihrer Prosa verderben, ein zweites Frankreich lebt, welches aus ruhigen, verständigen, wohlerzogenen Männern besteht. Sie wissen, daß diese Franzosen denn doch immer die ungeheure Mehrheit im Lande bilden, obschon ihre immer wachsende Apathie und Skepsis sie daran hindert, thätigen Antheil an der Politik zu nehmen, welche sie nur zu bereitwillig den faiseurs überlassen. Das Dasein dieser Klasse erklärt allein jenen anscheinenden Widerspruch in Herrn Thiers' Lage von 1871—1873. Dies zweite Frankreich, die wahre Nation, war's in der That, welche Herrn Thiers' unterstützte, — wie sie später Herrn Dufaure unterstützte — weil er im großen Ganzen ihre Interessen, Ideen und Neigungen besser vertheidigte, als irgend ein Anderer es hätte thun können. Dieser schweigende Anhalt, welcher sich im Falle eines Plebiszites, vielleicht mit derselben Einhelligkeit als unter Napoleon III. offenbart hätte, ward instinktiv von den Politikern herausgefühlt und anerkannt: und deshalb allein unterwarfen sie sich insgesammt bis auf den Letzten dem Manne, den sie haßten oder bespöttelten.*)

*) Ich habe im vierten Bande dieses Sammelwerkes („Profile") eine ausführliche Charakteristik von Thiers gegeben, in meiner „Geschichte Frankreichs von 1830—1870", seine öffentliche Thätigkeit seit der Julirevolution verfolgt und erlaube mir auf beide Bücher zu verweisen, weil sie das hier Gesagte keineswegs wiederholen, sondern nur vervollständigen, beziehungsweise begründen.

Goethe sagt irgendwo, daß Nationen wie Familien, wenn sie lange gelebt, sich endlich in einem Individuum personifiziren, welches alle die geistigen und sittlichen Eigenschaften in sich vereinigt, mit denen die Natur diese Nationen ausgestattet, und welche die Geschichte auf's Höchste entwickelt hat. Solche Männer dürften als der Typus, als die platonische Idee ihrer Nation, ihrer Familie angesehen werden. In Goethe's Augen war Voltaire ein solcher Mann. Wenn aber eine kurze Spanne Zeit voller Wechselfälle, Größe und Elend, voller sanguinischer Hoffnungen und grausamer Enttäuschungen, voller gefährlicher Experimente und heftiger Kämpfe, als ein langes Leben betrachtet werden darf, so kann man wohl sagen, Frankreich hat in den hundert Jahren, welche seit Voltaire's Tod verflossen sind, so lange gelebt als in den drei vorhergehenden Jahrhunderten zusammengenommen: und Herr Thiers hat unzweifelhaft ein größeres Recht als irgend ein anderer Franzose der Vertreter des „modernen" Frankreichs genannt zu werden; und zwar der schönen Seiten dieses modernen Frankreichs. Keiner hat sein Vaterland aufrichtiger, wärmer geliebt als Herr Thiers; Keiner war mehr durchdrungen von der Legitimität der großen Revolution; Keiner hat diese Revolution, den Gründer des „modernen" Frankreich und die traditionelle auswärtige Politik seines Landes beredter verherrlicht, als der Geschichtschreiber der Revolution und des Kaiserreiches. Ja, man möchte versucht sein — wenn die unverwüstliche Gesundheit, die harmlose Heiterkeit, die stets bereite Zunge des unvergleichlichen Kämpen nicht aller Tragik Hohn zu sprechen schienen — in Herrn Thiers eine tief tragische Figur, ja eine Personifikation der Tragödie

seiner Nation zu sehen. Der Mann, der mehr als irgend ein Anderer zur Wiederaufrichtung des Kaiserthums beigetragen, mußte sein gefährlichster Widersacher werden. Der Mann, der in so beredten Worten die Gerechtigkeit und Klugheit der Staatskunst gepriesen, welche die Friedensschlüsse von Campo Formio und Lunéville diktirte, mußte leben, um zu erfahren, was es heißt für einen Staatsmann, sich einen Frieden, selbst den gerechtesten und klügsten, von dem Sieger diktiren zu lassen. Der Mann, der die Hauptstadt seines Landes mit jenen Mauern umgab, welche vier Monate lang einer feindlichen Armee trotzten, mußte selbst die Geschütze richten gegen dieses Werk seiner Hände, das dem innern Feinde als Bollwerk diente. Der Mann endlich, der die Ministerverantwortlichkeit in einer einzig vollendeten Rede als eine der vier „nothwendigen Freiheiten" dargestellt hatte, mußte den Tag sehen, wo er selbst diese „nothwendige Freiheit" als eine Staatsgefahr bekämpfen und für das Staatsoberhaupt selber jene Verantwortlichkeit beanspruchen mußte, die er unter der Herrschaft seines Vorgängers so heftig angegriffen.

Aber Herr Thiers ist nicht nur eine Personifikation des besseren Frankreichs durch seine Schicksale — dadurch, daß er die Höhe und den Fall seines Landes selbst besiegelte, daß er, wie seine ganze Nation, durch seine Handlungen seine Reden Lügen strafen mußte — er ist auch der französischste aller Staatsmänner durch seine Charakter- und Geisteseigenschaften, vor Allem durch die wesentlich französische Eigenschaft, kraft welcher er die schwierigste Lage so lange zu beherrschen wußte: die Intelligenz.

In der Vorrede zu dem XII. Bande seiner „Ge-

schichte des Consulats und des Kaiserreichs" zählt Herr Thiers die Eigenschaften auf, welche in seinen Augen dem Geschichtschreiber unentbehrlich sind, und welche Alle in der einen Eigenschaft der Intelligenz gipfeln. Vom französischen Standpunkte aus dürfte dies mit demselben Fuge auf jeden andern Zweig menschlicher Thätigkeit angewandt werden. Andere Nationen mögen Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Phantasie für Eigenschaften halten, die wichtiger für den Geschichtschreiber, den Staatsmann, den Gelehrten oder den Dichter sind; der Franzose wird immer die Intelligenz über sie stellen. Wir wollen damit nicht sagen, daß Nichts in dieser Welt den scharfen Augen französischen Verstandes überhaupt und dem Verstande von Herrn Thiers insbesondere entgehen könne; aber Alles, was sein Verstand und der seines Volkes unfähig sind zu erkennen, hört absolut auf, für sie da zu sein. Metaphysische Spekulation wie religiöse Ahnung, traditionelle Gefühle wie poetische Phantasie sind seinem Geiste fremd. Seine Philosophie wie seine Religion ist die des gesunden Menschenverstandes; sein künstlerischer Maßstab geht nicht über Geschicklichkeit, Gefallen an Symmetrie und Geschmack hinaus; seine Achtung vor der Tradition spricht sich nur als Routine aus. Nun pflegt aber die Herrschaft der Routine gerade dann zu beginnen, wenn ein Volk seine letzten Ueberlieferungen verloren hat: gerade wie Aberglauben, Spiritismus und Mesmerismus die Stelle verschwindender Religion einzunehmen pflegen. Wenn eine Reihe von revolutionären Convulsionen alle Bande zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit zerrissen haben, wenn andererseits eine Nation fortwährend seit beinahe hundert Jahren

auf dem Punkte war, eine Beute utopistischer Reformer zu werden, so ergreifen Diejenigen, welche heftige Erschütterungen oder vage Illusionen fürchten, ihre Zuflucht zur Routine. Der schlimmste aller bestehenden Mißbräuche scheint ihnen noch besser zu sein als gefährliche Experimente.

Frankreich ist groß geworden, wie nur je zuvor, seit — wenn auch nicht gerade Dank — den kaiserlichen Institutionen, die wir am Eingange unserer Schilderung des Unterrichtswesens*) aufgezählt und kurz charakterisirt haben. Diese Einrichtungen, Université, Conscriptionsheer, Justizordnung, Concordat, Finanzsystem, vor Allem aber cette belle administration que l'Europe nous envie, haben alle Stürme dieses Jahrhunderts überdauert, warum sollte Frankreich sie aufgeben? Und wenn es soviel von seinem Glanze und seiner Macht verlor, seit es, im Jahre 1859 und 1860, die Bahnen seines großen Neugründers in zwei wesentlichen Punkten — in der Handelspolitik und der auswärtigen Politik — verlassen hatte, warum sollte es nicht zu jenen „gesunden Grundsätzen" zurückkehren, das Prohibitivsystem wieder herstellen, die altfranzösische Tradition auswärtiger Politik wieder aufnehmen, wie sie Henry IV., Richelieu, Louvois und der erste Consul (nicht der Kaiser Napoleon I., diese Gerechtigkeit muß man Thiers lassen), so erfolgreich geübt? Das Beispiel Preußens, welches, die entgegengesetzte Methode befolgend, nach dem Zusammenbruch von Jena das Regierungssystem Friedrichs des Großen aufgab, hat gar keinen Werth in Herrn Thiers' Augen, der seinen Glauben an die Schöpfungen des ersten

---

*) S. Theil I, Kapitel II.

Bonaparte selbst nach Sedan noch unbeirrt aufrecht erhielt. Aber dieser Glaube ist auf den Verstand gegründet, und das Raisonnement, das ihn dazu geführt, ist klar, wenn auch nicht absonderlich tief. Herr Thiers überläßt Anderen den naiven Glauben an den Werth ungreifbarer Mächte; er, wie in der That alle gescheidten Franzosen, glaubt nur an das, was er wirklich sieht und mit Händen tastet. Er war nicht der Mann je zuzugeben, daß der vielbesagte protestantische Schulmeister die katholische Unwissenheit bei Königsgrätz auf's Haupt geschlagen oder gar, daß der Geist deutscher Wissenschaft auf dem Schlachtfelde von Sedan über die scholastische Dressur des französischen Unterrichts triumphirt. Er hatte bis zum Ende den unerschütterlichen Glauben des ersten Napoleon an überlegene Waffen, stärkere Bataillone und längere Dienstzeit. Dank einer nicht ungewöhnlichen Reaktion ist es gekommen, daß, je mehr untergeordnete französische Schriftsteller und Politiker Gebrauch von leeren Worten, wie „Unwiderstehlichkeit der Volksbegeisterung, Unbesieglichkeit einer guten Sache, Allmächtigkeit der Freiheit“, gemacht, desto mehr alle überlegenen, wirklich gescheidten Franzosen dahin gebracht worden sind, die immateriellen Mächte im Staatsleben überhaupt zu leugnen. Ihre höchste Conception eines guten Staates, wie einer guten Dichtung, ist die eines Gebäudes, welches ein geschickter Mann nach den Regeln aufgerichtet, die bei dem letzten Specimen eines guten Staates oder einer guten Dichtung zu Grunde gelegen zu haben scheinen: z. B. bei Louis Philippe's constitutioneller Monarchie oder einer Racine'schen Tragödie.

Wie sie aber an gewissen Einrichtungen nicht aus einem

Gefühl der Ehrfurcht und Liebe hängen, sondern aus einem wohlraisonnirten Glauben an deren Vortrefflichkeit, so hängen sie an ihren Führern wegen der offenbaren Ueberlegenheit dieser Männer über die Uebrigen, und durchaus nicht vermöge eines Gefühls persönlicher Treue. Wie die französischen Heirathen Verstandesheirathen sind, nicht Neigungsheirathen, oft aber viel glücklicher ausfallen, als wenn Leidenschaft die Wahl bestimmt hätte, so ist das Verhältniß moderner Franzosen zu ihren Herrschern oder zu Denen, welche in ihren Augen gewisse Regierungsformen vertreten, ein rein rationelles Band. Das Gefühl der Vasallentreue, das einen d'Azeglio und Bismarck erfüllt, ist einem echtfranzösischen Geiste, der in den Traditionen der Revolution von 1789 aufgewachsen und gemodelt ist, unbekannt und unerklärlich. Liebe zu jenem abstrakten Wesen, la patrie — wenn nicht zu le parti — ist an die Stelle des feudalen Loyalismus getreten. Die Ueberlegenheit Frankreichs, seiner Cultur, seiner materiellen Hülfsquellen, seiner Intelligenz, seines Charakters bildet den einzigen orthodoxen Glaubensartikel jedes gebildeten Franzosen von Herrn Thiers' Generation. Denn, obschon ein Routinier, war Herr Thiers kein Skeptiker, wie die Männer des jetzigen Geschlechts in Frankreich — ein Geschlecht, das gegen 1830 geboren worden. Seine Liebe zu Frankreich war unerschöpflich, tiefer und aufrichtiger vielleicht, als die irgend eines seiner Landsleute; aber es war keine blinde Leidenschaft.

Herr Thiers glaubte, daß Frankreich immer die erste Nation der Welt sein könnte und sollte, nicht daß es die erste ist. So erinnert sich der Schreiber Dieses noch lebhaft einer jener unvergeßlichen Abendunterhaltungen, worin

der bewegliche alte Herr ihm mit seiner gewohnten Beredsamkeit — einer Beredsamkeit, die womöglich noch fesselnder im Gespräche als auf der Tribüne war — sein Lieblingsthema entwickelte: von den Ursachen, warum Frankreich seine Colonien verlor und bei Roßbach auf's Haupt geschlagen wurde, während England sein Colonialreich gründete und Friedrich aus dem kleinen Preußen eine europäische Macht bildete. Er hatte nur Bewunderung für England und Friedrich, nur Verachtung für den französischen Monarchen und seine Minister. Seine ganze Rede ging eben nur darauf hinaus, daß die von ihm so beneideten Erfolge allein durch überlegene Staatsmannschaft erzielt worden, und daß, wenn Frankreich einen Chatham oder Friedrich gehabt hätte, es sich noch bei Weitem größer gezeigt haben würde, als England und Preußen. Wie er in seiner Geschichte die banalen Phrasen über „Pitt und Coburg“, das „perfide Albion“ und die „völkermörderische heilige Allianz“ zu wiederholen verschmäht, so stimmte er auch nach dem letzten Kriege nie einen Augenblick ein in die wahnwitzigen Irrreden französischer Journalisten — selbst der Besten — gegen König Wilhelm's Härte, Bismarck's Grausamkeit und die Ungerechtigkeit des Frankfurter Friedens. Er hatte sogar den Muth, das Lob des deutschen Reichskanzlers und seines Herrn in der Nationalversammlung selbst zu singen; und der Geschichtschreiber, der den Vertrag von Lunéville als ein Meisterstück der Weisheit und der Mäßigung gepriesen, war geschmackvoll genug, den Vertrag von Frankfurt nicht als einen unerhörten Act der Piraterie darzustellen. Herr Thiers war nicht der Mann dazu, demokratische Losungsworte in den Mund zu nehmen:

ein Vertrag war gut oder übel in seinen Augen je nachdem er mehr oder minder Bürgschaften der Dauer in sich trug, nicht etwa je nachdem er mehr oder minder einem willkürlichen Ideale der Privatmoral entsprach. Niemand in Frankreich kann sicherlich mehr als Herr Thiers gelitten haben, als er den Frieden von Frankreich unterzeichnen mußte; aber er hütete sich wohl ihn ungerecht zu nennen, weil er schmerzlich war. Niemand dürstete mehr nach Revanche als Herr Thiers; aber sein ganzer Ehrgeiz als Herrscher war nur darauf gerichtet, Frankreich zu seinem normalen Zustande zurückzuführen; denn er blieb überzeugt, daß es, einmal in seinem normalen Zustande, früher oder später die Stellung wiedergewinnen müßte, die es vor 1870 hatte, wie es einst die im Jahre 1763 verlorene Stellung wiedergewann.

Dieses gewünschte Resultat nun herbeizuführen, brauchte der Mann, das fühlte er wohl, jene unbehinderte Gewalt, die einst Henry IV. und der erste Consul besaßen, als sie das durch den Bürgerkrieg zerrüttete Frankreich wiederherstellten. Diese unbehinderte Gewalt nun wollten ihm die „Liberalen" wohl zugestehen; nicht etwa weil sie die Nothwendigkeit derselben für ihr Vaterland einsahen, sondern einerseits weil die Liberalen Frankreichs seit Robespierre bis auf Louis Blanc immer eine geheime Sympathie für die Alleinherrschaft und Centralisation hatten, andrerseits weil sie diesmal die Etikette Republik trug und es ihnen ja stets einzig um die Etikette, nicht im Geringsten um die Sache zu thun ist. Diese unbehinderte Gewalt aber wollte ihm die „Rechte", d. h. die Mehrheit des gebildeten besitzenden Frankreichs nicht gönnen, oder doch nur wider-

strebend gönnen. Es wiederholte sich zum hundertsten Male in der Geschichte das Schauspiel eines Richelieu und eines Stein, gezwungen sich einem Louis XIII. und einem Friedrich Wilhelm III. wider ihren Willen, gegen ihre Sympathie unentbehrlich zu machen. Daß heute der Volkswille sich durch eine gewählte Vertretung, durch Revolution oder Staatsstreich, früher durch eine mit der Nation zusammengewachsene Dynastie kund giebt, ist Nebensache; der Grund ist immer derselbe: der Souverain — einerlei ob Monarch, Volk oder Nationalversammlung — fühlt die Nothwendigkeit eines Mannes und doch vermag er die Tyrannei, die dieser über ihn ausübt, nicht zu ertragen: ohne Unterlaß lehnt er sich gegen das lästige Joch auf, um sich am Ende demselben doch wieder zu unterwerfen. Daß es nothwendig ist für einen Souverain wie für eine Partei, die so seltene Erscheinung eines großen Staatsmannes in Bausch und Bogen zu nehmen, mit guten und schlechten Eigenschaften, im Bewußtsein, daß diese Vorzüge jene Untugenden überwiegen, das wollen sie nicht zugeben; und hätten sie nur den Muth dazu, sie opferten das große Ziel auf, zu dem sie der Mann der Lage hinzuführen verspricht, um der kleinen Nebenvortheile willen, um die er sie bringt. Er selbst aber fühlt, daß er ein Recht hat auf unbehinderte Gewalt: soll er vor der Geschichte die Verantwortlichkeit tragen, so muß ihn sein Auftraggeber, sei dieser nun König oder Volk, auch frei gewähren lassen. Seine Fehler gehören ja ihm: ohne sie hört er auf, er selbst zu sein; und er selbst ist der Mann, der allein retten kann. Behaupten zu wollen, daß man einen bedeutenden Staatsmann die Geschäfte will führen lassen, ihm aber bei jedem

nicht gleich begriffenen oder nicht gerade angenehmen Schritte in die Arme zu fallen, ist das wahre Zeichen der Mittelmäßigkeit und der Schwäche, die weder selbst zu handeln versteht, noch die Entsagung zu üben weiß, Andere handeln zu lassen.

Diese Mittelmäßigkeit und Schwäche zu beherrschen, giebt es nur zwei Mittel: die persönliche Gegenwart oder die Furcht. Napoleon III. brauchte die Letztere, indem er die Anarchie in der Perspektive zeigte, sobald man ihn am Handeln hindern wollte; Thiers brauchte die Erste, indem er sich zeigte, sobald ein Murmeln in den Reihen vernehmlich ward. Die persönliche, volle Verantwortlichkeit für sich und für sich allein, verlangten beide mit Recht: und sobald diese persönliche Verantwortlichkeit geschmälert ward — wie für Napoleon III. seit dem 2. Januar 1870, für Thiers seit dem 29. November 1872 — war ihre Macht vermindert, ihre Macht Gutes zu thun, noch mehr als ihre Macht Unheil anzurichten. Dies war der Grund, warum Herr Thiers so heftig stritt, um wirklicher Chef seines Ministeriums zu sein, nicht nur weil er, „von Natur absolutistisch war“, wie er selber sagt, und „die Opposition seiner Kollegen so wenig vertragen konnte, als die Befehle der Menge“, sondern weil er nur so die Verantwortlichkeit übernehmen konnte, sein Land vor Anarchie zu bewahren; deshalb auch kämpfte er so hartnäckig, um das Recht zu behalten, selber in der Kammer auf der Tribüne zu erscheinen: nicht nur, daß er sich gerne reden hörte — obgleich auch das nicht zu leugnen ist — sondern weil das Reden seine Waffe war, wie Napoleon's III. Waffe das Schweigen war; weil er wußte, daß seine Erscheinung im

Hause die Meuterei zur Ruhe brachte, während ohne diese Erscheinung die Gesetzgeber, wie Kinder in der Abwesenheit des Schullehrers, sich Alles erlauben zu dürfen glaubten gegen den lästigen Zuchtmeister. Dies nicht einzusehen ist die ewige Schwachheit des französischen Volkes, „immer unfähig", wie ein muthiger Franzose selbst gesagt, „die Wahrheit zu sehen, zu hören und sich zu sagen."

Auch in seiner Stellung zur Religion, zur Wissenschaft, zur Heeresorganisation war Thiers der wahre Vertreter der Besseren unter den Männern Frankreichs, welche um die Scheide der Jahrhunderte das Licht erblickten: namentlich aber war er der treue Ausdruck sicherlich nicht der geräuschvollen Menge französischer Politiker, wohl aber des modernen, aufgeklärten Frankreichs, in seiner vollkommenen Gleichgültigkeit für gewisse Regierungsformen; nur mit dem Unterschiede, daß er diese seine Gleichgültigkeit zu bekennen den Muth hatte. Nie hat Herr Thiers die Prätension gehabt, besser als die Nation wissen zu wollen, welche Regierung sie haben will. Persönlich von der Trefflichkeit der constitutionell-monarchischen Regierungsform überzeugt, erkannte er die Republik von 1848 sowohl wie das zweite Kaiserreich an, sobald sie Thatsache waren; ja er zögerte selbst nicht, einer Regierung wie es die der nationalen Vertheidigung war, zu dienen — freilich eben nur, weil, so armselig diese Regierung auch sein mochte, sie doch immer die der nationalen Vetheidigung war und bei Thiers der Patriot über Alles ging. Es wäre lächerlich, selbst in der politischen Welt Frankreichs, einen General, einen Gesandten oder einen Richter als Verräther zu behandeln, weil sie ihrem Lande unter jeder Regierung dienen. Diese Art von

Treue und Consequenz wird stillschweigend den Partei-politikern überlassen. Frankreich, das wirkliche Frankreich, ist bereit, jede Regierungsform anzuerkennen. So war Herr Thiers. Er hat nie einer thatsächlichen Regierung das Recht zur Existenz bestritten; er hat nie seine Dienste von der Bedingung einer vorhergehenden Revolution oder eines Dynastieenwechsels abhängig gemacht; er hat nie den Ursprung einer Regierung untersucht. Es ist ihm nie eingekommen zu fragen, ob es schön war, daß die Bourbonen sich von fremden Siegern einsetzen ließen, oder ob Louis Philippe nobel handelte, als er, Wilhelm's III. eben auch nicht allzuedlem Beispiele folgend, den Thron einnahm, der dem Haupte seiner Familie zukam — genug, die Restauration existirte, die Julíregierung existirte, war anerkannt von den Steuerzahlern, Gläubigern und europäischen Mächten. Er würde eine gute Regierung selbst von denen angenommen haben, die ihn am 2. Dezember verhafteten: grade wie er die Regierung des 4. September anerkannte, die aus einem Straßenauflauf entstanden war, und wie er die republikanische Form annahm, als sie eine Thatsache war, obschon er sie bekämpft hatte, so lange sie nicht zu dieser thatsächlichen Existenz gelangt war. „Meine Herren", sagte er am 13. November 1872 in seiner Botschaft, die „Ereignisse „haben uns die Republik gegeben, und auf ihren Ursprung „zurückzukommen um ihn durchzusprechen und zu beurtheilen, „wäre heute ebenso gefährlich als unnütz. Die Republik „existirt; sie ist die gesetzliche Regierung des Landes; etwas „Anderes wollen, hieße eine neue und die furchtbarste aller „Revolutionen heraufbeschwören. Verlieren wir unsere „Zeit nicht damit, sie zu proklamiren, aber trachten wir, ihr

mit der Reaktion, sich zweimal der Regierung bemächtigte, das linke, unterstützt von dem Radikalismus, es zweimal wieder daraus vertrieb, um mit allerhöchster Bewilligung seiner Helfer eine Zeit lang, ja bis zum Augenblicke wo wir schreiben, das Ruder in der Hand zu behalten.*)

Seit dem 29. November 1872 war, wie oben gesagt, Thiers' Macht virtuell gebrochen: denn von diesem Tage an endete die absolute Gewalt, die ihm die Nation und ihre Vertreter im Augenblicke der Gefahr übertragen hatten. Die konstitutionelle Partei konservativer Färbung, doktrinär wie immer, glaubte den Augenblick gekommen, ihr Ideal zu verwirklichen, Frankreich die beschränkte Monarchie wiederzugeben. Der erste Schritt dazu war der Sturz des bürgerlichen Diktators, dessen man nicht mehr bedurfte und der, allen doktrinären Experimenten abhold, unbequem werden durfte. Es galt, ihn durch eine fügsamere Persönlichkeit zu ersetzen. Thiers, welcher den Streich kommen sah, warf sich mit seinem ganzen Gewicht auf die linke Seite, wo er bereitwilligste Unterstützung fand, da man hier auf des alten Herrn Erbschaft sicher rechnen zu können glaubte. Dadurch beschleunigte er seinen Fall. Sechs Monate wogte der Kampf zwischen dem rechten und dem linken Centrum, der constitutionellen Monarchie und der konservativen Republik, welche der greise Staatsmann darstellte. Für sich hatte diese nicht nur die große Persönlichkeit ihres Führers, sein Ansehen, sein Genie, den Besitz der Executive, sondern auch die Unterstützung der Besten in der Nation: aber ihr Bündniß mit dem Radikalismus

*) Im Jahre 1878 geschrieben.

mußte und muß sie früher oder später doch verderben, wie das Bündniß mit den Bonapartisten die constitutionelle Monarchie verderben mußte und muß. Nach einem halben Jahre unausgesetzten Kampfes (29. November 1872 bis 24. Mai 1873) erfocht das rechte Centrum einen ersten entscheidenden Sieg über das linke, die Partei der constitutionellen Monarchie über die Partei der konservativen Republik; wiederum nach einem halben Jahre (24. Mai bis 19. November 1873) sah sich die siegende Partei genöthigt, um nicht zu fallen, den Cäsarismus zu seinen eigenen Gunsten zu organisiren. Doch ließen die eigentlichen Vertreter dieser Regierungsform selbst die Zügel aus naheliegenden Gründen noch in den Händen ihrer constitutionellen Verbündeten vom rechten Centrum, genau wie die Radikalen vier Jahre später die Zügel für's Erste noch inden Händen ihrer Verbündeten vom linken Centrum ließen.

„La France est centre gauche“, sagte ein hervorragender französischer Staatsmann vor einigen vierzig Jahren, und das Wort ist heute noch so gut als damals und wird es wohl immer sein. Nur muß man sich über die Bedeutung des Wortes „France“ verständigen: Alles was an Redlichkeit, Intelligenz und Bildung obenansteht in Frankreich, gehört dem linken Centrum an, und gehörte ihm an seit zuerst die Feuillants, dann die Girondisten vergebens versuchten, die Bewegung der Revolution gerade an dem Punkte aufzuhalten, welcher Freiheit von Frechheit, Ordnung von Unbeweglichkeit scheidet. Wie kommt es nun aber, daß eine Partei, welche unter ihren Anhängern die besten, einsichtigsten, ja scharfsichtigsten Politiker des Landes zählt, nie das Ruder hat erfassen, oder doch

wenigstens nie halten können? Ist nicht die ganze Geschichte Frankreichs seit sechzig Jahren, um nicht bis auf die große Revolution zurückzugehen, in dem langsamen und furchtsamen Erheben des linken Centrums nach einer entscheidenden und beinahe tödtlichen Niederlage begriffen, in seinen ehrlichen und gesetzlichen Anstrengungen zur Gewalt zu gelangen, in der zeitweiligen Unterstützung, welche ihm die öffentliche Meinung einmüthig leiht, und in seinem unfehlbaren Scheitern nach kurzem Triumph? Das Cabinet Martignac in 1828 und 1829, die Reformbewegung in 1847 und 1848, das liberale Kaiserreich in 1869 und 1870, Thiers' Versuch einer konservativen Republik — worin er wohl unumschränkter Herr, sein Nachfolger aber ein von liberalen Gesetzen gebundner Präsident sein sollte — M. Dufaure's erste Regierung endlich im Jahre 1876 waren ebensoviele Bewegungen des linken Centrums, welche mit einer mehr oder minder vollständigen Confiscation der nationalen Freiheiten endeten. Wird des greisen Staatsmannes zweiter Versuch besser enden? Nichts konnte vernünftiger und gerechter sein, Nichts leichter erreichbar, als die Ziele, welche das linke Centrum immer im Auge hatte: d. h. die Aufrechterhaltung der einmal bestehenden Regierungsform oder Dynastie zugleich mit der Entwickelung freier Einrichtungen. Es gereicht in der That der politischen Einsicht, der Vaterlandsliebe und der unerschütterlichen Zuversicht der französischen Liberalen linken Flügels zur besonderen Ehre, immer klar gesehen zu haben, wie wenig auf die Form ankommt; daß jede Dynastie sich mit der Freiheit vertragen könne; daß dem wirklichen Frankreich die Etikette einerlei sei, vorausgesetzt das Wesen war

was es sein sollte. Es ist noch bewundernswerther, daß sie stets ihr Vaterland über Formen und Dynastieen stellten, immer bereit eine gute und freisinnige Regierung anzunehmen, ob sie nun von Ludwig XVI. oder der Republik, den Bourbons oder den Orleans, dem zweiten Kaiserreich oder der dritten Republik kam.

Warum denn aber, wiederholen wir, ist es dieser Partei nie gelungen, eine gute und freisinnige Regierung zu begründen? Es ist der Glaube an die Wunderkraft der Gesetze einerseits, der Mangel an Energie anderseits, ja sogar der Mangel an jenem Grad der Leidenschaft, welcher oft die Energie ersetzt, die alle Bewegungen dieser Partei lähmen und alle guten Eigenschaften, die sie zweifelsohne besitzt, neutralisiren. Politiker, die trotz achtzig Lehrjahren noch glauben können, die Selbstregierung werde durch freisinnige Preßgesetze, durch zweite Kammern, ein suspensives Veto, ein Wahlsystem oder andere Mittelchen begründet; die noch immer nicht eingesehen, daß es auf den Gebrauch der Gesetze, nicht auf die Gesetze ankömmt; daß ein Volk mit Veto, beschränktem Wahlrecht, drakonischem Preßgesetz thatsächlich der größten Freiheit genießen kann — solche Politiker müssen eben die Dinge beim falschen Ende anfassen. Anstatt die Bewegung zu beweisen, indem sie sich bewegen; anstatt in ihrem Wirkungskreise, an ihrem Wohnsitze, praktische Selbstregierung zu treiben und so ihre Mitbürger und Untergebenen dazu zu erziehen, hecken sie noch immer neue Rezeptchen aus, die dem Volke als „Bürgschaften" der Freiheit dienen sollen. Als ob die Freiheit je durch einen Gesetzesbuchstaben verbürgt worden wäre. Nun sind die Männer dieser Partei überdies noch brave

und friedliche Leute und immer geneigt, Andere für eben so brav und friedlich zu halten. Sie schrecken vor jedem kühnen Schritte zurück aus Furcht, er möchte für ungesetzlich oder doch gewaltsam erklärt werden; sie haben sogar vor gewandter Diplomatie und vor Parteitaktik Angst, weil sie fürchten, solche möchten als Unaufrichtigkeit oder ungerechtfertigte Intrigue gedeutet werden. Keine Leidenschaft verblendet sie und hindert sie alle Seiten einer Frage in Betracht zu ziehen; ja, sie pflegen so lange und so gründlich alle Seiten in Betracht zu ziehen, ehe sie einen Schritt thun, daß

„ . . . . . der angebornen Farbe der Entschließung
„Des Gedankens Blässe angekränkelt

wird, und der Augenblick zum Handeln gewöhnlich vorüber ist, wenn sie endlich zur Entscheidung kommen. Einmal von dem Ruder entfernt, macht ihr Prinzip selber — die Anerkennung jeder einmal bestehenden Regierung — aus ihnen Verehrer des Erfolges; obschon sie ihrem Prinzipe die Klausel beifügen, daß „sie ihr Bestes thun wollen, die einmal bestehende Regierung auf bessere und liberalere Bahnen zu leiten."

Der vorletzte Versuch einer liberalen Regierung, oder um genauer zu sprechen, einer persönlichen Regierung unter bürgerlichen Formen, den Frankreich gemacht — Thiers' Versuch einer conservativen Republik — schlug fehl. Allein dies Fehlschlagen war ebenso sehr der Furchtsamkeit des linken Centrums, als der Kühnheit der Rechten zuzuschreiben, oder vielmehr der Bonapartisten, welche, ohne in den Vordergrund zu treten, die Rechte und das rechte Centrum in den Kampf führten. Hätten die Herren des

linken Centrums bei Zeiten und entschieden Front gemacht gegen die Radikalen unter Gambetta, sie möchten Thiers gerettet, ihrem Lande viel Unruhe erspart, und vor Allem das rechte Centrum verhindert haben, sich mit den Bonapartisten zu verbinden, d. h. Selbstmord zu begehen. Denn ehe sie Republikaner du lendemain, Vernunftrepublikaner waren, waren und sind diese Männer doch Conservative und, wären sie vor das aut-aut gestellt, so würden die Herren Dufaure und Genossen selbst das unvermeidliche Kaiserreich der Republik eines Gambetta vorziehen. Schon nach dem 24. Mai näherten sich einige einflußreiche Mitglieder der Partei der siegreichen Rechten, d. h. der möglichen Restauration der Bonaparte's. Doch zurück zu den letzten Tagen von Thiers' Herrschaft und dem Versuche des linken Centrums die „conservative Republik" zu begründen.

Sechs Monate hatte der Kampf gedauert zwischen dem rechten Centrum, das seine Doctrin einer constitutionellen Monarchie verwirklichen wollte, und dem Retter von 1871, gestützt auf die Männer des linken Centrums und leider auch auf die Linke, ohne welche dieses in der parlamentarischen Minderheit geblieben wäre. Er mußte mit der Niederlage Thiers' und der Gemäßigten endigen, sobald die Nation, d. h. die conservative Masse, zur Ueberzeugung gelangte, er sei nicht stark genug, den Radikalismus niederzuhalten. Dem Wahlsieg des obscuren Schulmeisters Barodet in der Hauptstadt über einen der ausgezeichnetsten Männer des linken Centrums, ja des Jahrhunderts, Ch. de Rémusat, folgte der Sturz des bürgerlichen Präsidenten und die Einsetzung eines politisch-neutralen Militärs auf dem Fuß. Und nun hatte die andere liberale Partei freie

Hand, den geträumten freien Staat mit monarchischer Spitze herzustellen, ohne die conservativen Interessen zu gefährden.

Natürlich geschah, was immer geschehen ist, wenn die liberale Partei sich in zwei Hälften, das rechte und das linke Centrum, trennt. So zerspalten muß Jeder sich an die nächste extreme Partei anlehnen, um mit Vortheil streiten zu können, und man konnte folglich sicher sein, sie würden früher oder später den weniger gewissenhaften Verbündeten zum endlichen Siege verhelfen. Doch schienen sich die Dinge für das rechte Centrum eine Weile sehr gut anzulassen, und das Gelingen schien näher als 1850. Es hatte seine Leute in der Festung, immer ein nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil in Frankreich: die Executivgewalt war in ihren Händen, wenn auch der namentliche Chef derselben keiner Partei angehörte. Der unzuverlässige Bundesgenosse der Rechten, der Bonapartismus, zählte nur wenig Vertreter in der Versammlung, hatte kurz zuvor (Januar 1873) das Haupt verloren, das schon bereit gewesen war, an der Spitze seiner Getreuen eine späte dritte Aufführung von Straßburg und Boulogne in Scene zu setzen, war außer Stande, augenblicklich seine Ansprüche geltend zu machen. Die strengen Royalisten waren nicht mehr die Absolutisten der chambre introuvable und des weißen Schreckens, sondern lauter Leute, welche die constitutionelle Monarchie anzunehmen bereit waren, vorausgesetzt, daß die legitime Dynastie damit betraut würde. Diese möglich zu machen, mußte der jüngere Zweig der Familie, der ein gefährliches Hinderniß war, auf seine Ansprüche verzichten. Was zwanzig Jahre vorher umsonst

angestrebt worden war, geschah; und wieder einmal verloren die Prinzen des Hauses Orléans, wie alle ihre Vorfahren, die Partie, weil sie allzu fein spielen wollten.

Für einen Fürsten steht in der That nur ein Weg zur Gewalt offen, der: unermüdlich sein Recht — einerlei ob göttlich, wie das der Bourbons, volksthümlich wie das der Bonaparte, vertragsmäßig wie das der Orléans — als unerloschen zu behaupten und die Gelegenheit abzuwarten, dieses Recht durch Gewalt in Macht zu verwandeln. Mit ihrer fieberhaften und würdelosen Ungeduld einerseits, ihrer weltlichen Handelsklugheit andrerseits, vermochten die Orléans dies nie einzusehen. Großmüthig hatten sie im Jahre 1848 sich geweigert, Bürgerblut zu vergießen und die Februaremeute an der Spitze der afrikanischen Armee zu erdrücken. Uneigennützig waren sie 1869 bereit, selbst das liberale Kaiserthum anzuerkennen, weil sie der Freiheit und dem Glücke ihrer Nation nicht im Wege stehen wollten. Ja, sie fügten sich 1871 der Septemberrepublik, um das schon so sehr durch seine Niederlagen erschütterte Frankreich nicht noch mehr zu erschüttern. Jetzt unterwarfen sie sich dem göttlichen Recht, damit das monarchische Prinzip, dessen Frankreich so dringend bedurfte, nicht zu schwach sei, die Anarchie zu besiegen. Edle Beispiele der Selbstlosigkeit und die den trefflichen Hauswirthen vollkommen anstehen, welche den Augenblick, wo Frankreich fünf Milliarden an den Sieger zu zahlen hatte, für wohlgewählt hielten, vierzig Millionen von ihm zurückzufordern! Ein wahrer Fürst hätte kühn seine eigene Sache über alle andern Rücksichten gesetzt und lieber vierzig Millionen geborgt, ohne nur zu wissen wie, wann und ob er sie zurückzahlen könnte. So

ging denn der Graf von Paris, mit Bewilligung seiner Oheime, nach Frohsdorf und dankte ab in die Hände des letzten Bourbonen. Unglücklicherweise konnte er ein so edles Opfer nicht bringen, ohne das Andenken seines Großvaters zu beschimpfen und die Männer tödtlich zu beleidigen, welche ihn vor vierzig Jahren auf den Thron hoben und noch immer die Sache vertheidigten, die sein Enkel darstellte. Es ist ein schwieriges Ding in unsern Zeiten des übertriebenen Individualismus, wo jedes Geschlecht vermeint, die Welt habe mit ihm begonnen, und es sei nur für seine eigenen Handlungen verantwortlich, den Menschen begreiflich zu machen, daß Niemand, und ein Fürst weniger als irgend Jemand, vollständig unabhängig von dem ist, was vor seiner Geburt gethan worden; daß Jeder, in Ruhm und Schande, seines Vaters Erbe ist, und, wie er das Recht hat, seines Vaters Nachlaß zu beanspruchen, so auch die Pflicht überkömmt, seines Vaters Schulden zu zahlen. Dies ist in erhöhtem Maaße mit fürstlichen Prätendenten der Fall: bei ihnen, mehr noch als bei gewöhnlichen Menschen, werden die Sünden der Väter heimgesucht an Kindern und Kindeskindern. Hierin, wie in manchem Andern, ist der Volksinstinkt schneller und tiefer zugleich als die Weisheit politischer Rechner. Wie der Herzog von Orléans für die französische Nation stets der Sohn Philipps Egalité's blieb, so würde der Graf von Paris in ihren Augen stets der „König der Franzosen“ bleiben. Es ist das Verhängniß der Orléans, daß sie dies unbestimmt fühlen und vergebens mit sich selbst kämpfen, es zu vergessen. So ist denn ihr Betragen stets durch widersprechende Motive gelähmt. Sie möchten gerne Glieder

des „Hauses Frankreich“ bleiben; und doch halten sie's für ihre Pflicht die Revolution zu achten, welche das „Haus Frankreich“ des Thrones beraubt. Indem sie sich so nicht wirklich als legitime Fürsten fühlen, wissen sie nie als solche zu handeln. Ein Fürst ist im Guten wie im Schlimmen kein gemeiner Sterblicher, und weder Mit- noch Nachwelt beurtheilen ihn wie einen gemeinen Sterblichen. In ihm wird der Egoismus eine Tugend und ihm ist Beschränktheit des Geistes oft von größerem Werthe als hohe Intelligenz. Ein Prätendent aber, der, wäre es auch nur für einen Tag, das Recht eines anderen Prätendenten anerkennt, hat seinen Rechten für immer entsagt: und so, sollen wir ja glauben, meinten's auch die Prinzen von Orléans.

So konnte man denn getrost an die Wiederaufrichtung der constitutionellen Monarchie gehen. Die mehr fortschrittlich gesinnten Orléanisten waren freilich, wie fast alle Leute des linken Centrums, in's republikanische Lager getrieben worden; dagegen mochten die Männer des rechten Flügels jener Partei sich wohl bewußt geworden sein, daß von allen Revolutionen der letzten achtzig Jahre diejenige von 1830 die verhängnißvollste gewesen, und daß die Sache der constitutionellen Monarchie ohne sie jetzt vielleicht eine gewonnene wäre. Sie vergaßen nur, daß dieser Fehler auch ein nicht wieder gutzumachender war, daß jeder Versuch, die Nation mit der alten geschichtlichen Dynastie zu versöhnen, fortan scheitern müsse. Hatten ja doch jene Männer selber, als sie so unbedacht den König Karl X. in die Verbannung schickten, in den Augen des Volkes das Haus Bourbon mit dem ancien régime identifizirt; und

die Antipathie des französischen Volkes gegen dieses ist vielleicht ebenso groß, als die gegen den Radikalismus. Einen Augenblick mochte es scheinen, als ob Alles den Doctrinären des rechten Centrums in die Hände arbeitete: der Prätendent zeigte sich willig, seinen Thron mit freien Institutionen zu umgeben. Jede neue Ersatzwahl — die Wahlen mit den Departementslisten liegen ja ganz in der Hand der städtischen Demokratie — bewies schlagender, daß die conservative Republik verloren war; daß die besten Männer dieser Partei: ein Dufaure und Casimir Périer, ein Léon Say und Graf Rémusat, nur noch Dank der Protection und der Duldung der Radikalen auf dem politischen Schachbrette sich halten oder wieder erscheinen konnten; daß folglich alle ernstlich conservativen Elemente sich um die neuerstandene liberale und legitime Monarchie schaaren würden. Und doch mißlang der Versuch. Warum? Weil Frankreich die constitutionelle Monarchie nun einmal nicht mehr will, und sollten auch alle Doctrinärs des Landes sie als das einzige Heilmittel anpreisen.

Eine constitutionelle Monarchie könnte in der That nur dann in Frankreich Wurzel fassen, wenn eine zugleich volksthümliche und durch die Geschichte gegebene Dynastie an ihrer Spitze stünde: keine künstlich fabrizirte, von außen hereingeführte Dynastie, wie die belgische, hätte in diesem Lande irgend eine Aussicht ihr Leben zu fristen. Dies fühlte der Chef des Hauses Bourbon — jeder Zoll ein König — sehr wohl. Er war offenbar aufrichtig, wenn er versprach, alle Freiheiten zu geben, deren der moderne Staat bedarf; aber ebenso entschlossen war er, das monarchische Ansehen nicht durch aufgezwungene Kontrakte in

den Augen der Nation zu vermindern, nicht die Legitimität der Revolution anzuerkennen, nicht die geschichtliche Continuität der Nation und der Dynastie, wie sie sich ihm in der weißen Fahne versinnbildlicht, zu verleugnen. Mit vollstem Rechte und mit all' der Ueberlegenheit eines Mannes, der sich als den verantwortlichen Vertreter des ältesten und glorreichsten Fürstengeschlechts Europas, den möglichen Vertreter Frankreichs fühlt, über die Verfassungskünstler, die Nichts vertreten als ihre abstrakten Theorien und ihre vereinzelten Individualitäten, behauptete er, wie sein Großoheim, dem es doch gelungen war, seinem Lande zehn Jahre der Ordnung und der Freiheit zu geben, an 1788 anknüpfen zu müssen. Dadurch aber verscherzte er die Möglichkeit, seiner Dynastie die andere nothwendige Eigenschaft zu geben: die Volksthümlichkeit. Die französische Nation ist seit dem Verkauf der Nationalgüter — namentlich aber seit den Ordonnanzen von 1830, die man ihm als ein Attentat auf die aus der großen Revolution hervorgegangenen gesellschaftlichen Zustände dargestellt — überzeugt, daß die weiße Fahne Wiederaufrichtung der Privilegien, der Frohnden und Zehnten bedeutet und hat demgemäß für diese genau dieselben Gefühle wie für die rothe Fahne, welche ihrerseits auch den Umsturz der bestehenden Eigenthumsverhältnisse und Gesellschaft meint. Es war ein nicht wieder gut zu machender Fehlgriff Ludwig's XVIII. — des besten constitutionellen Herrschers, den Frankreich je gehabt, der aber die wahre Stimmung des Landes in der Verbannung nicht die Gelegenheit gehabt hatte kennen zu lernen — es war ein schwerer Fehlgriff Ludwig's XVIII., im Jahre 1814 nicht Wellington's und Talleyrand's Rath gefolgt zu

sein, die für Annahme der Tricolore sprachen. Sein Großneffe büßt jetzt diesen Mißgriff.

Es wäre möglich gewesen, bei der Furchtsamkeit der Nation und ihrer Unbehülflichkeit, durch eine List, ein Abstimmungsmanöver, die legitime Monarchie wiederherzustellen. Der Prätendent aber, wenn er überhaupt auf diesem Wege zum Throne seiner Väter hätte gelangen mögen, würde keine zwei Jahre darauf geblieben sein. Eines von Beiden wäre unfehlbar eingetreten: Entweder, er hätte sich mit freien Institutionen umgeben, Presse und Versammlungsrecht unbehindert gewähren lassen, jede Gewaltmaßregel als illiberal verschmäht, in welchem Falle er den Radikalismus, der selbst von der revolutionären Dynastie der Bonaparte die Freiheit nicht annehmen wollte, durchaus nicht versöhnt hätte und, von den conservativen Elementen, die sich als verrathen betrachtet hätten, verlassen, bald den Angriffen der Revolutionspartei erlegen wäre; oder, er hätte sich nach Rechts geworfen, der nimmersatten Kirche Schutz angerufen: dann wäre das Schlimmere geschehen. Da die Kirche, ihrer Natur nach, wie der Communismus den Staat nur anerkennt, so lange er sich ihr dienstbar machen will, so hätte sie mit all' der Logik und dem Fanatismus, die ihr eigen sind, immer heftiger gegen die bestehende Ordnung Sturm gelaufen, ein Bollwerk derselben nach dem andern niedergerissen, bis endlich die Masse der Nation, im Muthe des blinden Selbsterhaltungstriebes sich aufgerafft und alle Priester Frankreichs wie 1835 in Spanien mit Knüppeln todtgeschlagen, alle Klöster abgebrannt, alle Kirchen niedergerissen und endlich den gekrönten „Pfaffenfreund“ des Landes verjagt hätte.

Man weiß wie die Loyalität des Fürsten ihm selber und dem Lande die harte Prüfung ersparte. Klar muß es aber jedem Unbefangenen geworden sein, daß, wenn die constitutionelle Monarchie überhaupt in Frankreich je möglich sein sollte — woran zu zweifeln wohl erlaubt sein wird — nur das Haus Bonaparte, welches allein geschichtliche und nationale Ueberlieferung hat und doch mit der Aufrechthaltung der modernen, aus der Revolution hervorgegangenen Gesellschaftszustände identifizirt ist, dieselbe durchführen könnte. Da es aber so viel bequemer ist, ohne beschränkende Staatseinrichtungen und öffentliche Controle zu regieren; da die Masse der Nation für jene Controle und jene freien Institutionen gleichgültig ist, so wird das Haus Bonaparte, wenn es wieder auf den Thron kommen sollte, schwerlich je wieder den Versuch von 1870 mit dem Liberalismus erneuern. In der That scheint für den Fall, daß die Republik sich nicht behaupten sollte, die Wiederkehr dieses Hauses die allgemeine Voraussetzung in Frankreich zu sein; und es würde interessant sein zu sehen, wie eine kleine Partei, wenig geachtet, wenig ausgezeichnet durch Talent und Bildung, ohne tiefgehende gesellschaftliche Wurzeln, von allen Parteien gleicherweise gehaßt, ja, man kann sagen, ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung für alle Gebildeten Frankreichs, endlich über alle triumphirt, ohne Blutvergießen triumphirt. Sucht man aber nach dem Grunde des möglichen Erfolges der Wenigen ohne Verdienst und der Niederlage der vielen Wohlverdienten, so wird man es eben in der Tugend und Untugend finden, welche dem linken Centrum abgehen — Kühnheit und Gewissenlosigkeit. Und diese Eigenschaften bilden nicht die einzige Ueberlegenheit der Cäsarianer.

Da die Bonapartisten während der letzten Jahre einer regelmäßigen Regierung das Heft in der Hand gehalten, so verfügen sie noch immer über ein zahlreiches Personal, eine Regierungsmaschine, welche allen andern Parteien abgeht: den drei conservativen Parteien, weil sie keine praktische Erfahrung haben, obschon der theoretischen Studien genug; der radikalen, weil sie weder Studien noch praktische Erfahrung hat. Endlich haben die so einmüthig von den gebildeten Kreisen Frankreichs gehaßten Bonapartisten noch nicht überall aufgehört, von der Masse der Landbevölkerung unterstützt zu werden. Das Raisonnement Dieser ist freilich roh, aber nicht ohne Plausibilität. „Wir haben zwanzig Jahre Wohlergehen und Frieden gehabt, so lange der Kaiser selbst regierte; sobald er den Liberalen einen Theil an der Regierung gab, hatten wir Krieg, Niederlage, Revolution." Und noch mehr als ihr Raisonnement ist ihre Furcht zu fürchten. Kein französischer Bauer, für den Henry V. nicht gleichbedeutend wäre mit ancien régime, für den die Republik bislang nicht Metzelei und Straßenkämpfe in Permanenz bedeutete, während der demokratische Absolutismus, welcher das Wesen der cäsarischen Regierung ausmacht, sie gegen beide Extreme sichert. Die Bonapartisten kennen diese Stimmung zu wohl, um nicht von Anbeginn an ein Plebiscit verlangt zu haben. In einer parlamentarischen Versammlung haben sie wenig Aussicht ihr Haupt wieder zu erheben, wenn nicht eben wie in 1873 und 1877 die „Constitutionellen" vom rechten Centrum, die wahren Parlamentarier, durch Redekunst wie Taktik, ihnen dazu behülflich sind.

III.

Der am 24. Mai 1873 an Thiers' Stelle zum Staatsoberhaupt ernannte Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, der „glorreiche Besiegte" von Sedan, konnte, vermöge seiner Persönlichkeit und Vergangenheit, nur der nominelle, nicht, wie sein Vorgänger, der wirkliche Herrscher von Frankreich sein. Während denn auch Thiers, der „persönlichste" aller Herrscher die Frankreich je gehabt, sein eigener Premierminister gewesen war, mußte sich sein Nachfolger verantwortliche Leiter der Regierung im Parlamente suchen, und er nahm sie natürlich aus dem rechten Centrum; erst Broglie, dann Buffet. Die Nationalversammlung selber bestätigte diese Auffassung seiner Stellung als eines temporären, constitutionellen Fürsten, indem sie ihn für sieben Jahre (20. November 1873 bis 20. November 1880) als unabsetzbar erklärte. Nachdem dieselbe Versammlung in den Februartagen des Jahres 1875 mit einer Stimme Mehrheit eine Art vorläufiger republikanischer Verfassung angenommen, welche von beiden endlich einmal wieder geeinten Centren ausging, und im Juli desselben Jahres nothdürftig das Spiel der neugeschaffnen Gewalten — Präsident, Senat und Abgeordnetenhaus — geregelt hatte, ging sie endlich nach fünfjähriger Dauer auseinander. Die allgemeinen Wahlen vom Februar 1876 ergaben eine bedeutende Mehrheit für die Linke, und der constitutionelle Herrscher berief sofort ein Ministerium, nicht der Linken, sondern des linken Centrums unter dem greisen Dufaure. Die Linke empfand dies sehr lebhaft als eine Vorenthaltung der ihr von Rechts-

wegen zukommenden Gewalt, und stürzte das Ministerium Dufaure — obschon es sich entschieden für Aufrechthaltung der republikanischen Staatsform erklärte und ganz im Sinne Thiers' regierte — bereits nach einem halben Jahre. Der Präsident der Republik beauftragte demnach ein Mitglied der Linken, wenn auch nicht der äußersten, Jules Simon, mit Neubildung eines Ministeriums (12. Dezember 1876). Nachdem dasselbe fast sechs Monate lang in einer Weise regiert, die voraussehen ließ, daß es bald einem Ministerium der äußersten Linken werde Platz machen müssen, wie es selbst den Platz eines Ministeriums des linken Centrums eingenommen hatte, versuchte das constitutionelle Staatsoberhaupt dem zuvorzukommen, indem es, gestützt auf die Mehrheit des Oberhauses, noch einmal an's Land appellirte, die Leitung der Wahlen aber den mit ihm verschwornen Leuten der Rechten und des rechten Centrums anvertraute. Es ertheilte am 16. Mai 1877 dem Minister Jules Simon seine Entlassung und berief von Neuem den Herzog von Broglie. Dieser suchte fünf Monate lang das Land zu bearbeiten und zu den Wahlen vorzubereiten, welche am 14. October 1877 stattfanden. Die ungeheure Mehrheit der Gewählten gehörte der Linken an. Nach einem vergeblichen Versuche mit einem außerparteilichen Ministerium zu regieren — vielleicht auch einen Staatsstreich in's Werk zu setzen — unterwarf sich der Marschall im Dezember 1877. Doch konnte er sich noch immer nicht dazu entschließen, ein Cabinet aus der republikanischen Mehrheit anzunehmen, sondern wandte sich wieder, wie im Februar 1876, an den Chef des linken Centrums, obschon diese Partei als die wenigst zahlreiche von allen Fractionen aus den Wahlen hervorgegangen war.

Herr Dufaure übernahm die Regierung, umgeben von Leuten, welche ausschließlich dieser Fraction angehörten, genau ein Jahr nach seinem Sturze durch die Linke, am 14. Dezember. Die Linke aber war diesmal behutsamer und geduldiger als Jahrs zuvor und, obschon sie vermöge ihrer überwältigenden numerischen Majorität mehr als je das Recht beanspruchen durfte, das Ministerium zu bilden, pochte sie diesmal nicht auf ihr Recht, sondern ließ die Regierung des linken Centrums ruhig gewähren.

Dies die Facten und Daten der fünf ersten Jahre des Septennats. Was bedeuten dieselben?

Die Masse der französischen Nation, haben wir hundertmal wiederholt, will stets die Aufrechthaltung der bestehenden Regierungsform, so lange sie dieselbe in einigermaßen zuverlässigen Händen glaubt. Sie ist conservativ auch gegen die Reaction, und gerade gegen die Reaction, wenn dieselbe aus Ungeduld oder Furchtsamkeit das Bestehende in Frage zu stellen Miene macht. Dies erklärt die Wahlen von 1876 und 1877, da ein reactionäres Votum des Landes unfehlbar das Bestehende — diesmal die „conservative“ Republik — umgestürzt, ebenso unfehlbar die Ungewißheit und Unruhe eines Kampfes zwischen drei monarchischen Nebenbuhlern hervorgerufen hätte. Das Land aber will Gewißheit und Ruhe. Es mag sich darüber getäuscht haben, daß die Wahl einer republikanischen Mehrheit diese Güter sichern werde; es hat sich jedenfalls nicht darin getäuscht, daß die Wahl einer reactionären Mehrheit diese Güter gefährdet haben würde.

Anders liegt die Sache zwischen den Politikern. Von diesen haben nur die Männer des linken Centrums redlich

und diesmal auch geschickt operirt, weßhalb ihnen denn auch der Sieg, wenn schon ein nur vorläufiger Sieg, zu Theil geworden ist. Die Radikalen dagegen waren allzu-ungeduldig als sie im Dezember 1876 das erste Ministerium Dufaure stürzten, um ein Cabinet Simon einzusetzen; die Reactionäre waren es gleicher Weise, als sie am 16. Mai 1877 dieses Cabinet Simon stürzten, um ein Ministerium Broglie einzusetzen. Allein am Ungeschicktesten und zugleich am Gewissenlosesten handelten die Leute vom rechten Centrum, die alten Parlamentarier, Orleanisten und Fusionisten. Doctrinär wie immer, wie immer an Formen und Namen klebend, wußten sie sich nicht mit dem höchst einfachen Gedanken zu befreunden, daß ein geordnetes Staatswesen den Namen Republik trage und ließen ihren natürlichen Verbündeten, das linke Centrum, im Stich, das, vereint mit ihnen, die conservative Republik — die Thiers zu gründen gewünscht, die er allein für lebensfähig erklärt hatte — auf lange Zeiten hinaus endgiltig eingerichtet hätte. Die Folge war denn auch, daß das rechte Centrum, die Anhänger quand même der constitutionellen Monarchie, vor allen vier Parteien die am Entschiedensten aus dem Felde geschlagene ist: nicht gerade an Zahl; denn es hat mehr Mitglieder im neuen Hause als das linke Centrum; aber in den Thatsachen. Leider war auch die Folge, daß der Sieg der conservativen Republik nur ein ganz vorläufiger sein konnte; weil das linke Centrum der Stütze seiner natürlichen Verbündeten des rechten Centrums entbehrt und folglich die Stütze der Linken annehmen muß, d. h. auf die Dauer nicht conservativ bleiben kann.

Nicht als ob Alles am Betragen des rechten Centrums,

das sich so schwer an Frankreich versündigt, unentschuldbar gewesen sei. — Daß der Staatsstreich vom 16. Mai unvermeidlich war, wenn man die Gewalt nicht der radikalen Partei ausliefern wollte, wird jeder mit den Verhältnissen wirklich Vertraute und zugleich Aufrichtige zugeben müssen. Ebenso wird man nicht leugnen wollen, daß ein Staatsstreich, der keine Gewalt anwendet, sondern nur beim Gegensatz zweier Kammern die Eine auflöst um das Land von Neuem zu befragen, doch eigentlich kein Staatsstreich zu nennen ist; und daß ein Grundgesetz wie die „Verfassung Wallon", die Jahrs zuvor in einer Sitzung improvisirt, in der anderen mit einer Stimme Mehrheit votirt worden, noch viel weniger mit der ehrwürdigen englischen Constitution verglichen werden kann, als die Verfassung vom Jahre 1848, deren Umsturz durch einen wirklichen Staatsstreich Lord Palmerston mit dem Hinweis auf solchen Unterschied entschuldigte. Anders steht's mit der Opportunitätsfrage. Unzweifelhaft hätten die Urheber dieses Unternehmens im conservativen Interesse besser daran gethan, einige Monate zu warten: Jules Simon, der schon in den Augen aller Kundigen verbraucht war, sich auch in den Augen der Unkundigen als das hinstellen zu lassen, was er war, ein Werkzeug wider Willen Gambetta's; diesen selbst ans Ruder kommen und sich selbst entlarven zu lassen, da es dem Manne nun doch einmal gelungen ist, durch die angenommene Maske der Mäßigung, so durchsichtig diese Maske auch ist, viele Ehrliche und Aufrichtige zu täuschen. Gambetta hätte ja nie die Regierung direkt übernehmen können, ohne seine Verbindlichkeiten gegen Belleville zu erfüllen. Dies wäre der richtige Moment

gewesen, die Versammlung aufzulösen und an die Nation zu appelliren, deren Augen dann vielleicht geöffnet gewesen wären. Heute ist die Mehrzahl der Wähler mit der den Franzosen eigenthümlichen Leichtgläubigkeit in öffentlichen Angelegenheiten noch nicht von dem Wahne geheilt, daß die republikanische Linke eine gemäßigte Regierung zu organisiren im Stande sei. Umsonst hat ihnen die Geschichte von 1792, 1848 und 1870 gezeigt, wie abschüssig die Bahn ist, welche von der radikalen Linken zur Commune führt. Sie fassen immer wieder neue Hoffnung, daß es diesmal gelingen möge; und so nahe die Greuel der 48er Junitage und der 71er Apriltage sind, sie glauben's noch einmal versuchen zu dürfen. Beurtheilen wir sie nicht zu strenge: die „freisinnigen" Wähler von Berlin und Frankfurt a. M. würden vielleicht ebenso verfahren, wenn sie in die Lage kämen, und selbst die staatserfahrenen Engländer glauben an die Staatsmannschaft eines Gambetta und Genossen.

Nun giebt's freilich eine große Anzahl von Franzosen, die nicht so vertrauensvoll sind, und welche das erste Symptom einer herannahenden Pöbelherrschaft schon mit blindem Schrecken erfüllt. Sie waren es, wie wir sahen, welche am 24. Mai 1873, eingeschüchtert durch den Wahlsieg eines obscuren Schulmeisters über einen Koryphäen des linken Centrums, einen Freund Thiers', einen der höchstgebildeten und erfahrensten Männer Frankreichs, sich dem Marschall Mac Mahon in die Arme warfen. Sie waren es, welche ihm am 16. Mai den unausgesprochenen Auftrag gaben, Frankreich von der Perspective einer Regierung Gambetta-Ranc zu be-

freien. Die warnenden Symptome waren des Tribunen Vorschlag der progressiven Einkommensteuer — die man doch ja nicht mit unserer Einkommensteuer verwechseln soll — und der Reform der Gemeindeverwaltung, welche in einem Lande des allgemeinen Stimmrechtes offenbar New-yorker Municipalzustände in Aussicht stellte. Umsonst suchte das linke Centrum — die sogenannten conservativen Republikaner, wie Thiers, C. Perier und Graf Rémusat sich nannten, wie Dufaure, Rénault, Waddington, Léon Say, Laboulaye, Scherer sich noch nennen — die Zitternden zu beruhigen: die Wahlen hatten nur zu unwiderleglich dargethan, daß diese Männer keinerlei wirklichen Einfluß besaßen; daß sie nur den Radikalen als Wahlagenten dienten, selbst aber von diesen ihren Ausbeutern als alte Invaliden angesehen wurden, deren Vergangenheit imponirt, mit denen man aber thatsächlich nicht zu rechnen braucht. Von allen acht Fraktionen des Hauses kamen die conservativen Republikaner des linken Centrums am gründlichsten besiegt aus dem Wahlkampf hervor; kann man den wirklich Conservativen einen Vorwurf daraus machen, wenn sie nicht an die „conservativen" Republikaner glauben wollten, welche nur Dank der Protection des Radikalismus noch ein Plätzchen im Staate gefunden hatten? Ich sage, im Staate: im geistigen Leben der Nation werden sie ja immer die Ersten bleiben.

„Die Republik wird conservativ oder gar nicht sein," sagte Herr Thiers prophetisch, und schon schien sich seine Prophezeiung erfüllen zu wollen, die Republik drohte unterzugehen, weil sie nicht conservativ geblieben. Hätte sich der conservative Republikaner Dufaure gegen die radi-

kale Kammer von 1876 zu halten vermocht, wie er sich seitdem gegen die noch radikalere Kammer von 1877 gehalten, — der Staatsstreich vom 16. Mai wäre unmöglich gewesen. Am Ende siegen, wenn die Frage zwischen die beiden Extreme gestellt ist, die conservativen Interessen überall, sicherer als irgendwo in Frankreich. Aber erst am Ende. Es war thöricht, nicht zu warten, bis die Gefahr durch ihre furchtbare Nähe Aller Augen entsiegelte; es war eine Thorheit der Ungeduld, die theuer bezahlt worden ist. Sie hat die endliche Niederlage der radikalen Partei vielleicht um Jahre hinausgeschoben. Dieser thörichte Streich war aber doch durch das richtige Gefühl eingegeben, daß Frankreich auf die Dauer keine Regierung Gambetta erträgt, noch ertragen kann; und alle Kundigen wußten, daß hinter dem in jeglicher Beziehung unzuverlässigsten aller französischen Politiker, hinter Jules Simon, schon Gambetta stand, wie Ranc hinter Gambetta steht. Darüber mögen sich Provinziale — es giebt auch Pariser Provinziale — und Ausländer täuschen: wer nur immer in die Coulissen des politischen Dramas geschaut, und nicht von Parteileidenschaft geblendet war, weiß es.

Man hat wohl oft vorausgesetzt, daß die Idee einer Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes oder eines Rachekrieges gegen Deutschland, die Urheber des mißglückten Staatsstreiches vom 16. Mai zu ihrer That bewogen hätte. Nichts kann unbegründeter sein.

Keine verantwortliche Regierung kann auf die Dauer ultramontan sein: selbst Karl X. und seine geistlichen Minister mußten sich gegen die Congregation und die Prätensionen der Curie zur Wehr setzen; und wie beschei-

den waren diese Prätensionen gegen heute! Der Ultramontanismus verlangt eben von den weltlichen Regierungen nichts Geringeres als den Selbstmord, und so aufopfernd ist man doch noch nicht im Staatsleben, daß man sich je dazu verstünde. Die conservative Coalition wollte den Clerus benutzen zu Wahlzwecken; sie würde ihn auch dafür bezahlt und Frankreich unendlichen Schaden dadurch zugefügt haben, wie sie es schon 1850 und 1874 gethan; aber dieser Schaden ist ganz geistiger, moralischer Natur. Die Erziehung soll immer mehr in die Hände des Clerus geliefert und damit der geistige Fortschritt und der sittliche Aufschwung der Nation gelähmt werden; aber zu einem materiellen Kreuzzuge gegen Rom mit lebendigen französischen Soldaten gäbe sich unter den jetzigen Verhältnissen Europas eine conservative Regierung weniger als jede andere her. Dazu gehört ein Fanatismus und ein Leichtsinn, dessen nur Priester und Frauen fähig sind: wie denn auch diese zwei Factoren nicht wenig zum Kriege von 1870 beigetragen und dem von der alten politischen Tradition Frankreichs eingegebenen Unternehmen den Charakter eines heiligen Krieges aufzudrücken gesucht haben. Weder Herzog Decazes noch Herzog de Broglie, noch weniger Herr de Fourtou oder Herr Brunet waren Leute, sich in solch fromme Abenteuer zu stürzen; und ihr Erstes war in der That, Italien zu beruhigen. Wie sie 1873 den letzten Rest der römischen Occupation durch Wegziehung der französischen Beobachtungsfregatte aus Civita-Vecchia beseitigten, — was Thiers nicht gewagt hatte zu thun — so beriefen sie 1877 den Botschafter beim Vatican, der einen unzeitigen anti-italienischen Eifer an den Tag

gelegt hatte, ad audiendum verbum nach Paris, gaben die freundschaftlichsten Zusicherungen in der Consulta und schlossen ohne Weiteres den Italien so äußerst günstigen Handelsvertrag ab, um den die italienischen Minister seit Monaten umsonst bei der Regierung Jules Simon's gebettelt hatten. Man liebt die Italiener nicht in Paris — und die Republikaner geben darin natürlich den Conservativen nichts nach —, aber daß man sich deshalb zu einem Werkzeuge der Curie machen und so einen Krieg mit Deutschland heraufbeschwören wollte, daran dachte und denkt Niemand ernstlich. Nirgend fühlte man das besser, als am Hofe Pius IX., wo man schon zu klagen anfing über die lauen Freunde.

Auch Kriegsgedanken hegte die conservative Coalition nicht, als sie sich der Regierung zu bemächtigen suchte, wie denn überhaupt in Frankreich Niemand die Revanche will, sich sogar Niemand den Anschein gegeben haben würde, sie zu wollen, wofern die englische öffentliche Meinung durch ihr Hetzen, die deutsche durch ihr Drohen diese Matadorpose nicht ermuthigt hätte. Man haßt die Deutschen bitter jenseit der Vogesen, daran ist kein Zweifel, fast so bitter, wie man noch dreißig Jahre nach Waterloo die Engländer haßte; aber man fürchtet sie auch und fürchtet sie mehr, als man je die Engländer, ja das gesammte coalisirte Europa nach 1815 gefürchtet. Dieser heilsame Respect geht durch alle Klassen und alle Parteien: jede Regierung, die Miene machen wollte, mit Deutschland Händel anzufangen, bliebe keine Viertelstunde am Ruder; denn Frankreich ist nicht umsonst conservativ bis in's Herz hinein, und zum Conservativsein gehört die Angst vor'm

Kriege gerade ebenso gut, wie die Angst vor der Commune. Es ist nicht so sehr, daß man weiß, wie ungeschützt noch die Grenze, wie unvollendet die Heeresorganisation, wie wenig herangebildet das neue Officiercorps ist — als daß die Nation wirklich vor allen Abenteuern zurückschreckt, wenn auch die ihr eigenthümliche Eitelkeit es ihr zu einer unentwurzelbaren Gewohnheit macht, in Worten nach Rache zu schnauben und irgend einen Fremden zu hassen: früher war's der Engländer, dann der Moskowit, jetzt ist's der „Preuße", d. h. der Deutsche. Das ist aber nur die Oberfläche; im Grunde der Seele ist der heutige Franzose höchst friedlich, fast philisterhaft gesinnt. Stetig seit 1830 hat sich der praktische Materialismus, welcher sich ja bekanntlich mit dem Kirchgehen vortrefflich verträgt, entwickelt und ausgebildet auf Kosten des politischen Idealismus, dessen Gipfelpunkt eben „die große Woche" war. Immer mehr zieht sich der gebildete und besitzende Mittelstand vom politischen Leben zurück, das er den 10,000 politicians des Landes: Advokaten, Professoren, Journalisten, Aerzten u. s. w. überläßt; nur wenn's die Herren zu weit treiben, ruft er irgend einen handfesten Retter an, der ihnen Schweigen auferlegt. Noch hatten's die Leutchen am 16. Mai, wie gesagt, nicht so weit getrieben, daß die Furcht vor den drohenden Gefahren die Trägheit, mit der man am einmal Bestehenden, welches es auch sei, festhält, besiegt hätte: daher denn auch die Gewagtheit und das Mißlingen des Experiments. Der Krieg von 1870 aber war das letzte Phantasiestück, das die Litteraten und Politikdilettanten noch durch Uebertölpelung der Nation und systematische vierjährige Aufreizung in Scene zu setzen vermocht haben.

Heute ist die Nation gewitzigt, und es wird vielleicht mehr als ein Menschenalter brauchen, ehe in langer Muße und langem Frieden die Abenteuerlust wieder auftaucht in der müden Nation.

Selbst der Bonapartismus — sollte er noch einmal den Gewinn aus den Fehlern der andern Parteien ziehen — selbst der Bonapartismus könnte in diesem Jahrhundert nicht ohne Lebensgefahr an einen Krieg mit Deutschland denken. Die Nation wird arbeiten, sparen, in's Theater und in die Kirche gehen; aber Ideenpolitik und Ideenkriege, zu deutsch eine Politik der Leidenschaft und Kriege um den Ehrenpunkt, wird sie bei unsern Lebzeiten nicht mehr treiben und führen.

Wie dem auch sei, die Wähler haben den Männern nicht getraut, welche es am 16. Mai 1877 unternommen, Frankreich vor der drohenden Revolution zu retten, ihm eine conservative Regierung zu geben. Sie haben das Bestehende — die Republik — aufrecht erhalten, dem unvermeidlichen Kampfe zwischen den drei antirepublikanischen Parteien, welcher die Folge des Gelingens gewesen wäre, vorbeugen wollen; sie haben noch einmal feierlich und mit großer Mehrheit erklärt, daß sie Zutrauen nicht nur in die conservativen Gesinnungen der républicains du lendemain, wie Dufaure und Say, sondern auch in die républicains de la veille, wie Gambetta und Ferry haben. Aber diese Wähler sind nicht die ganze Nation. Noch besteht eine ansehnliche Minderheit — drei Achtel, wenn man nicht die gewählten Abgeordneten, sondern die abgegebenen Stimmen zählt — welche dies Vertrauen nicht theilt; und die Macht dieser Minderheit ist bedeutender als

ihre Zahl: denn sie besteht fast ausschließlich aus Besitzenden, hat die Kirche ganz, einen großen Theil der Armee und des Richterstandes auf ihrer Seite, und ihr hat das Staatsoberhaupt Rechnung getragen, indem es nicht den Chef der Radikalen und seinen Generalstab, trotz der überwältigenden Mehrheit seiner Partei im Hause der Abgeordneten, sondern den Chef der conservativen Republikaner und seiner Freunde, trotz der geringen Anzahl ihrer Anhänger im Parlament mit der Bildung eines Cabinets betraute. Und auch das Oberhaupt der Radikalen trägt dieser Minderheit Rechnung, indem es die Regierung, auf die es ein unbestreitbares Recht hätte, nicht beansprucht. Gambetta fühlt eben wohl in den Augenblicken der Besonnenheit, daß Thiers Recht hatte, wenn er sagte: die Republik könne nur leben, wenn sie conservativ sei; und noch klarer fühlt er wohl, daß er selber nicht conservativ sein kann. Würde sich seine Partei, selbst mit den republikanischen Präfekten Jules Simon's, so entschieden jedem Plebiscit widersetzt haben, wenn sie nicht fürchtete, daß jene Minderheit von einem Tage zum andern wieder Mehrheit werden kann? Sollte sie nicht das dunkle Bewußtsein haben, daß eine neue Commune — und ein Ministerium Gambetta führt so gewiß dazu, als 1792 das Ministerium Roland, 1848 das Ministerium Ledru Rollin und 1871 das Ministerium Jules Favre — auch einen neuen Staatsstreich herbeiführen würde?

Es giebt freilich, wie schon gesagt, eine Menge braver Leute in Frankreich selber wie im Auslande, welche glauben, auch die Linke und ihr Chef Gambetta seien über Nacht conservativ geworden, geduldig, mäßig, fest vor Allem der Revolution gegenüber. Wer unseren Ausführungen gefolgt

ist, kann daraus von selbst den Schluß ziehen, daß es uns unmöglich wäre, an eine solche Transformation im Wesen zu glauben, selbst wenn Tausende von Anzeichen dafür sprächen. Wie sollten wir daran glauben, wenn alle Anzeichen dagegen sprechen? Ist es Mäßigung, wenn die radikale Mehrheit einfach alle Wahlen der Minderheit cassirt, wie es die reactionärste Kammer der fünfzig Jahre Monarchie nicht gethan? Zeigt es von politischer Einsicht und Gewissenhaftigkeit, wenn eine Volksvertretung ein Jahr lang alle Gesetzgebung ruhen läßt, um nur Parteikrieg zu führen? Hat Herr Gambetta*) sich etwa zu mäßigen gelernt, wenn er von den Pfaffen spricht? Weiß er sich etwa zu beherrschen, wenn in der Kammer die Wahlprüfung eines bonapartistischen Abgeordneten zur Sprache kommt? Entschlüpfen ihm nicht von Zeit zu Zeit Worte der Leidenschaft, die er nur auf dem Terrain auslöschen kann? Und entschlüpfen ihm nicht auch noch Ideen, schlimmer als alle Worte, wenn er zu den Arbeitern spricht, Ideen von baldigem Regierungsantritt neuer Volksschichten, von der Nothwendigkeit, die Unabhängigkeit des Richterstandes anzugreifen, von der Nützlichkeit einer progressiven Einkommensteuer, welche die Armen entlastet? Nicht Frankreich allein, Europa hat aus diesem Tribunen von Danton's Schlag einen großen Staatsmann und einen großen Redner machen wollen, wie denn unsere Zeit überhaupt allen Sinn für Perspective und Verhältnisse verloren hat. Wer kann denn auch nur Ein Wort des Mannes anführen, das den Stempel des überlegnen, selbstdenkenden Genies trüge, eines jener Worte, die wie das Ei Christoph Columbus' wirken,

*) Siehe Anhang II.

eines jener Worte, deren ein Mirabeau, ein Berryer, ja selbst ein Lamartine immer die Fülle zu Gebote hatten! Und welche That könnte man anführen, die sich den Thaten eines Casimir Perier, eines Thiers' vergleichen ließen? Wir bestehen aber hierauf, weil dieser Politiker eben der talentvollste Typus einer höchst mittelmäßigen Gattung von Franzosen ist. Denn im Grunde ist er ja noch immer der Mann der revolutionären Ueberlieferung, den Tocqueville so beredt geschildert hat, der Mann „der Politik des Unmöglichen, der Theorie des Wahnwitzes (de la folie furieuse), des Cultus des blinden Wagens." Er ist aber auch noch der Mann des revolutionären Temperaments, der „Wahnwitzige" (fou furieux), den Thiers 1871 dem Lande denunzirte. Es kommt aber in einem Lande wie Frankreich noch viel mehr auf's Temperament als auf die Meinungen an; wie Frankreich auch mehr Werth auf die Lebensstellung seiner Politiker legt, als auf ihre Ansichten. In Bezug auf Lebensgewohnheiten nun mag Herr Gambetta wohl in die Fußstapfen Thiers' nach 1830 getreten, ein vornehmer Herr geworden sein, wie ja auch ein Persigny nach dem Emporkommen seines Herrn aus einem unstäten Zigeuner ein Grandseigneur ward; aber das Temperament ändert man nicht so leicht wie Wohnung und Tafel. Thiers war von Natur ein kalter und ein fester Politiker, von Natur allem anarchischen Wesen abhold, von Natur ein Feind der Straßenelemente. Schon als junger Geschicht- und Zeitungschreiber war er Realist; wie viel mehr nach 1830. Kaum in der Kammer warf er sich mit Macht der Straßenbewegung entgegen, setzte hundertmal seine Popularität ein, sprach lebhaft gegen die revolutionäre Propa-

ganda und Polenfreundschaft, warf die Emeute mit Kartätschen nieder. Traut man das Alles wirklich Herrn Gambetta zu, nur weil er ein paar Jahre lang aus Club- und Kaffeeleben weggeblieben? Hat man denn schon ganz vergessen, daß es Herr Gambetta war, der im Frühjahr 1873 Thiers' „Diktatur" brandmarkte und den radikalen Schulmeister Barodet gegen den Freund des Diktators, den gemäßigten Republikaner Rémusat vorschob; wie er drei Jahre später Herrn Jules Simon an Dufaure's Stelle einschob, weil ihm der greise Vernunftrepublikaner zu conservativ war? Wird er es nur eine Stunde ertragen, daß man ihn — wie einst Thiers, als er sich von den regierungsunfähigen Leuten des „National" trennte — einen Genüßling und Angekommenen (un ventru et un arrivé) oder gar einen Apostaten und Moderantisten nenne?

Ist es etwa Mäßigung, wenn Herr Gambetta seit einem Jahre nicht selber die Stelle eines Conseilpräsidenten einnimmt? Ist es Mangel an Ehrgeiz, wenn er, ein zweiter Deak, sich damit begnügt seinen Einfluß thatsächlich geltend zu machen, während er auf Ehre und Titel verzichtet! Ist es nicht vielmehr, weil er sehr wohl fühlt, daß das Land ihm noch nicht traut und die Republik nur duldet, weil Männer conservativer Gesinnung, conservativen Familienursprungs, conservativer Lebensstellung, Männer der reichen, altangesehenen Bourgeoisie und des Parlamentadels, wie Léon Say und Waddington, Dufaure und de Marcère, an der Spitze stehen, nicht Pariser Advokaten und Zeitungsschreiber, die erst seit gestern auf der Oberfläche der Gesellschaft aufgetaucht sind? Ist es nicht vor Allem, weil er Verpflichtungen eingegangen ist, die er

nicht einlösen kann, ohne sich unmöglich zu machen? Was diese Verpflichtungen sind, ist ein offenes Geheimniß: Rückkehr der Versammlungen nach Paris; Amnestie und Rückkehr der Communarden von 1871; Epuration des Richterstandes; progressive Einkommensteuer; Abschaffung alles geistlichen Volksunterrichts; Prozeß der Minister vom 16. Mai. So lange der Chef der parlamentarischen Majorität im Hintergrunde steht, kann er seine Freunde von Belleville immer vertrösten auf den Tag, wo er selbst das Heft in Händen haben werde. Hat er aber einmal dies Heft in Händen, so ist der Wechsel fällig und er muß zahlen oder falliren. Aber, meint man, hat er denn irgend ein Verlangen, das Heft selber in die Hand zu nehmen? Selbst wenn er auch im Oberhause über die Mehrheit verfügte, über die er im Unterhause verfügt — und das ist ja vor der Thüre — selbst wenn der Zweiundachtzigjährige Dufaure das Ruder nicht länger in seinen greisen Händen zu halten vermöchte; selbst wenn das Septennat des Marschalls zu Ende ist, d. h. im November 1880? Dies kann eine Frage sein für Leute, welche die menschliche Natur aus Romanen kennen; für wirkliche Menschenkenner kann nur der Zweifel sein, ob ein Gambetta den leeren Titel eines Präsidenten der Republik oder die thatsächliche Gewalt des Ministerpräsidenten vorziehen oder aber, ob er nicht wie Thiers Beides mit einander vereinigen möchte. Auf die Dauer wird er sich nicht bei der Rolle eines unverantwortlichen Souffleurs begnügen: soviel ist sicher. Nicht weniger sicher aber ist, daß, wenn die Republik leben soll, sie nicht nur die Erben von 1793, sondern auch die von 1791, 1832, 1834, 1848 verleugnen

muß, zu welchen Herr Gambetta stets gehören wird, und ihre Leiter unter den geistigen Nachkommen, Martignac's, C. Perier's, Thiers', Dufaure's suchen muß, welche stets Frankreich über eine Regierungsform gesetzt, stets aus dem einmal Bestehenden das Beste zu machen gesucht haben. Könnte man dasselbe von den Schülern Guizot's und Montalembert's sagen, welche auf dem rechten Centrum sitzen, so wäre die Existenz der Republik gesichert, die Gefahr — und die schlimmere Furcht vor der Gefahr — der „rothen Gespenster" und der „schwarzen Gespenster" beschworen, welche nur durch die Zaghaftigkeit und Uneinigkeit der gemäßigten Parteien so nahegerückt wird. Gelingt es dem jetzt regierenden linken Centrum nicht — und ist es nur allzuwahrscheinlich, daß es ihm nicht gelingen wird — die „Constitutionellen" zu sich herüberzuziehen, so kann es auch auf die Dauer nicht conservativ bleiben. Bleibt es aber nicht conservativ, überlebt es seinen greisen Führer nicht, so steht die Nation wieder vor Cäsarismus und Commune und nur der Staatsstreich kann die Lösung bringen.

Alle Palliative helfen nur, diese Lösung zu vertagen. Immerhin ein Vortheil in einem Lande, wo man fast nie des Morgen sicher ist. Hat man lange unter Stürmen gelebt, so ist man dankbar für eine halbe Stunde Sonnenschein, die es einem erlaubt, für ein paar Augenblicke die Natur zu genießen; und wenn ein Staatsschiff alle paar Jahre von rechts nach links geschleudert wird, so ist's wohl verzeihlich, daß man sich schon glücklich schätzt, einen erfahrenen und erprobten Steuermann zu haben, sollte er auch bereits mit einem Fuße im Grabe stehen: es ist immer eine kleine Athmensfrist gewonnen.

Schlußbetrachtung.

Wer unseren Ausführungen über die Gegenwart und jüngste Vergangenheit des französischen Volkes zu folgen die Geduld gehabt hat, wird sich auch einen bestimmten Begriff von der Zukunft gebildet haben, welche dasselbe, unserem Dafürhalten nach, erwartet.

Vier Lösungen scheinen möglich: Erstens, die Befestigung des jetzigen Zustandes — Unverantwortlichkeit des Staatsoberhauptes und Ministerium aus der Elite des freisinnigen Frankreich —; sie scheint uns unwahrscheinlich, weil die Conservativen gemäßigten, freisinnigen Bekenntnisses sich nicht angeschlossen haben und die Radikalen, welche die Mehrheit im Hause haben, jenen Aristokraten der Bildung und gesellschaftlichen Stellung nicht ewig das Steuer in Händen werden lassen wollen. Zweitens, die Regierung eben dieser Mehrheit, d. h. der mittelmäßigen Demokratie ohne Schwung und höheren Sinn, aber auch ohne Lust am Umsturz und Abenteuern, wie Renan sie schon gekommen glaubt, wie Tocqueville sie kommen sah, als er meinte, Frankreich habe nur die Wahl zwischen einer

„demokratischen Gesellschaft ohne Poësie und ohne Größe, aber mit Ordnung und Sittlichkeit und einer demokratischen Gesellschaft voll Unordnung und Verderbtheit, die sich wahnsinnigen Wuthausbrüchen überlasse.“ Wir vermögen an solche Mäßigung und Verständigkeit nicht zu glauben, weil wir nicht an den Muth und die Thatkraft glauben, die nöthig wären, um dem Drängen jener leidenschaftlichen Bundesgenossen zu widerstehen. Drittens, wenn es wieder zur Gewaltsamkeit käme, die ja nie dauern kann, spanische Zustände oder „ein Joch“, um Tocqueville noch einmal anzuführen, „das härter sein würde, als alle die, welche seit dem Sturz des römischen Reiches auf den Menschen gelastet.“ Das französische Volk, —

Qui ne peut ni servir, ni vivre en liberté,

wie Voltaire das taciteische nec totam servitutem, nec totam libertatem pati possunt übersetzt, ertrüge nie solches Aeußerste. So bliebe demnach viertens der gemäßigte Cäsarismus, der denn auch dem Franzosen des 19. Jahrhunderts wohl am Angemessensten sein dürfte.

Wir glauben also, um alles Gesagte noch einmal zusammenzufassen, daß nur die vereinigten Centren dem Lande ein zugleich freies und geordnetes öffentliches Leben zu schaffen und zu erhalten fähig wären; aber wir sind ebenso überzeugt, daß diese Vereinigung nicht zu Stande kommen wird, weil die rechte Hälfte sich freiwillig in die Dienste der Reactionspartei, die linke Hälfte gezwungen in die Dienste der Umsturzpartei begeben hat. Daß demnach wiederum eine Periode der Verwirrung und Gewaltsamkeit herannaht, steht uns so unumstößlich fest, als daß diese

Krise vorübergehend sein wird. Wer aber wollte wagen zu prophezeien, welche Personen, ja auch nur welche Partei der wiederum drohenden Umsturzperiode ein Ende machen wird, auf welche Weise, in welchem Augenblick? Wohl aber werden wir uns nicht dem Vorwurfe aussetzen, über Gebühr

to sound the bottom of the after-times,

wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, daß, so lange jene Vereinigung der gemäßigten Mittelparteien nicht stattfindet, nur eine „persönliche Regierung“ Frankreich die Ruhe und die Sicherheit des Morgens wiedergeben wird. Umsonst hat die Opposition seit achtzig Jahren jedem Machthaber, dem großen Soldatenkaiser wie dem legitimen Monarchen, dem Bürgerkönig wie dem Dichter Lamartine, dem Soldaten Cavaignac wie dem Prinz-Präsidenten, dem liberalisirenden Napoleon III. wie dem Diktator Thiers, den Vorwurf der „persönlichen Regierung“ als bitterste Anklage in's Gesicht geschleudert: die persönliche Regierung wird in Frankreich immer wieder erstehen — und wäre es die persönliche Regierung Herrn Gambetta's — so lange die gemäßigte Mitte sich nicht zu einigen weiß, — und sie hat es bis jetzt nie gewußt.

Die „persönliche Regierung“ ist aber eine Nothwendigkeit in einem Staate, wo die Centralgewalt keine andern Grundlagen noch Wurzeln hat, als die der persönlichen Eigenschaften der sterblichen und alternden Gewalthaber. Umsonst haben die Männer des Großgrundbesitzes von 1815—1830 gesucht, eine dauernde Regierung zu gründen; umsonst von 1830—1848 das höhere Bürgerthum; umsonst von 1852—1870 die Vertreter des flachen Landes

und des Bauernstandes; umsonst im Jahre 1848 der Schriftstand und das Kleinbürgerthum. Vereinigt wie sie es auf kurze Augenblicke 1815, 1850, 1871 waren, hätten sie vielleicht ein dauerndes Regime gründen können; getrennt haben sie sich machtlos erwiesen, wie der wiederholte Versuch, die Selbstregierung d. h. das parlamentarische System, zuerst im Mittelpunkte und dann in den Gliedern einzuführen, stets gescheitert ist und scheitern mußte. Werden sich die vier großen Gesellschaftsgruppen in Zukunft dauernder einen? Vielleicht. Werden sie die Selbstregierung in die Departements, Bezirke und Gemeinden einführen, wie wir sie in Deutschland längst in die Städte und nun auch in die Kreise eingeführt, um die Selbstregierung im Centrum vorzubereiten? Uns scheint das höchst unwahrscheinlich, wie es uns im Grunde auch unnöthig scheint. Ist doch das Problem viel einfacher, als es sich dem Betrachter der Oberfläche darstellt.

Die aufgeregten Leidenschaften, welche sich mit trostloser Einerleiheit seit fast einem Jahrhundert, bald in blutigen Straßenkämpfen, bald in heftigen parlamentarischen Stürmen entladen; die unheilbaren und mannigfaltigen Factionen, welche sich um die oberste Stelle drängen, gehen weit weniger tief, ja sie erschüttern das Land weit weniger, als man gemeiniglich annimmt. Die Masse des französischen Volkes ist glücklich im Besitze der revolutionären Errungenschaften, deren Regelung und endgültige Einführung es Napoleon I. dankt. Das Privat- und Criminalrecht, die Organisation der Justiz, der Verwaltung, des öffentlichen Unterrichts, der Finanzen, des Heerwesens und des Kirchenwesens, wie sie seit beinahe achtzig Jahren bestehen, sind ihm lieb und

theuer geworden, und es erträgt nur ungeduldig die Versuche politischer Theoretiker dieselben umzugestalten. Es will eigentlich weder im Mittelpunkte, noch in den Gliedern etwas von Selbstregierung wissen. Sein Ideal bleibt, trotz seiner ausgezeichnetsten und feinsten Denker, das eines tüchtigen Beamtenstaates: und sein Instinkt sieht auch hier richtiger, als der speculative Gedanke seiner politischen Lehrmeister. Daß seine Beamten immer noch kenntnißreicher, arbeitsamer und uneigennütziger sein könnten, als sie es schon sind; daß man ihre Zahl vermindern, ihre Arbeit wie ihre Gehälter vermehren; daß man sie immer unabhängiger stellen könnte, damit der niedere Beamtenstand dasselbe Vertrauen und dieselbe Achtung verdiene und genieße, die der höhere schon verdient und genießt: Das sieht das französische Volk wohl ein; aber daß diese Beamten, nicht die Gemeinde-, Bezirks-, Departementsräthe und Abgeordneten es allein weiterregieren können und müssen, ist ihm nicht weniger klar.

Aber wenn sich das französische Volk um Selbstregierung wenig kümmert, so hat es doch ein großes Bedürfniß der Freiheit. Einen Zwang, wie den des ersten Kaiserreiches, ja nur wie den der ersten Jahre des zweiten Kaiserreiches ertrüge es nicht mehr; es will gehen und kommen, reden und schreiben, hören und lesen, tadeln und loben dürfen; aber es will dieses Recht mit Maaß ausüben und ausgeübt sehen. Eine Versammlung, welche Gesetze giebt und die ausübende Gewalt controlirt, ohne sie zu hemmen oder in ihre Thätigkeit überzugreifen; Lokalversammlungen, die den Staatsbeamten mit Rath und Terrainkenntniß zur Hand gehen, Diesen aber als den Ver-

tretern der allgemeinen Interessen gegenüber den örtlichen Sonderinteressen die Entscheidung überlassen; eine Presse, die mit Feinheit, Geschmack und Freisinn die nationalen Angelegenheiten bespricht; öffentliche Gerichtsverhandlungen, die keinen Mißbrauch der Gewalt aufkommen lassen, — diese Organe und der Gebrauch dieser Organe sind ihm zur Notwendigkeit geworden. Eine starke Regierung, welche die Uebung solcher Gewohnheiten in Nichts hemmt, und dadurch beweist, daß sie dieselbe nicht fürchtet; welche aber, eben durch ihr Selbst- und Machtgefühl jene Bewegung in den Schranken der Sitte, des Geschmacks, der Mäßigung zu halten weiß, wird immer dem französischen Volke die liebste sein: denn es hat nun einmal keinen Gefallen an der rohen Aeußerung des Freiheitsgefühles und ihm sind die Ausschreitungen, welche das englische und nordamerikanische öffentliche Leben begleiten, schon unerträgliche Friedensstörungen; aber es fühlt sich nicht berufen, solche Auswüchse selber auszuschneiden: es läßt sich lieber von Gendarmen schützen, als daß es selbst gegen die Ruhestörer die Waffen ergriffe und es überläßt gerne dem Richter das Verdammungsurtheil gegen Mißbräuche der Rede und Schrift, das es selber auf der Geschwornenbank nicht so leicht auszusprechen wagen würde.

Ein Herrscher, der dem französischen Volke zugleich eine gewisse Continuität verspräche und die Ueberzeugung von seiner Macht und seinem Willen sie zu gebrauchen einflößte; der es gleicherweise gegen die dumpfe Stille des Despotismus und das tosende Lärmen der ungebundenen Freiheit sicherte; der es nicht zur Mitregierung bemühte, aber ihm sein Recht witzig und fein mitzusprechen nicht

minderte; der keine zu großen Zumuthungen an seinen moralischen Muth stellte, könnte wohl eine dauernde Regierung in dem vielbewegten Lande gründen und die Herrschaft ruhig seinem gesetzlichen Nachfolger überlassen: denn er hätte die ganze Nation hinter sich, welche Nichts gemein hat mit dem wenig zahlreichen, lärmenden oder intriganten Personale, welches wir auf der Bühne sich bewegen sehen und das die Nation nur gewähren läßt, weil sie selber sie zu vertreiben nicht die Entschlossenheit hat und weil eben Niemand sich anbietet, es für sie zu thun. Daß aber Jemand dem französischen Volke diesen Dienst leisten wird, noch ehe die große Revolution ihr hundertjähriges Jubelfest feiert, daran zweifeln wir nicht. Möchte dieser Befreier den Muth haben, auf jenem Wege kräftig und unbeirrt zu beharren. Vielleicht ist es dann dem jetzigen Geschlechte doch noch vergönnt, das Ende dieser langen Wehen und die Geburt einer lebensfähigen politischen Ordnung in dem edlen Gliede der europäischen Völkerfamilie zu schauen, dessen Ringen diese mit tiefer Theilnahme verfolgt, wie die früheren Geschlechter bald staunend, bald bewundernd, immer aufmerksam, seiner schönen und gesunden Entwicklung während der vergangenen Jahrhunderte gefolgt sind.

Weihnachten 1878.



Anhang.



I.

Renan als Politiker.

Und was denken die Bessern in Frankreich von der Gegenwart, von der Zukunft ihres Vaterlandes? Wie stehen die wenigen Erwählten, die jede Nation in ihrem Busen hegt, die Weisen, welche über dem Parteigetriebe erhaben, über ihrer Zeit, ihren Leidenschaften und Vorurtheilen stehen, wie verhalten sie sich heute zu dem öffentlichen Leben, das um sie her tobt, morgen zu der Todesstille, welche sich plötzlich um sie lagert? Der Besten, der Tiefsten und Einsichtigsten Einer, ein Historiker in des Wortes schönstem Sinne, mag es uns sagen: hören wir Ernest Renan, den Patrioten und Denker.*)

*) Man hat dem Verfasser den Vorwurf gemacht, seinen „representative man“ schlecht gewählt zu haben; man achte Renan als Schriftsteller, als Moralisten, als Kritiker, aber seine politischen Meinungen seien doch gar zu „singulières“. Nun war gerade diese Singularität von Renan's politischen Ansichten der Grund, warum wir sie anführten. Wer in der Hitze des Kampfes ist, wird nicht in der Lage sein, den Sinn dieses Kampfes, seine Ursachen und seinen Fortgang zu schildern. Ein bedeutender Mann, der abseits steht und beobachtet, sich über die Rohheit des Nationalhasses wie des religiösen

Niemand ist strenger zu Gericht gegangen mit seiner eigenen Nation als Renan; aber sein Zorn ist Zorn aus Liebe. Gerade weil er in Frankreich das auserwählte Volk sieht, ist er so unerbittlich gegen seine Schwächen und Irrthümer: „Eine Nation, die eine so edle Vergangenheit besitzt, hat nicht das Recht, sich selbst aufzugeben, ihren Beruf zu versäumen." Bei jeder Gelegenheit, und so wieder in seinen neuesten Werken, sucht Renan als ein gewissenhafter, freimüthiger, unermüdlicher Arzt die Uebel seiner Nation zu erforschen und aufzudecken, ihr die traurigste Zukunft zu weissagen, wenn sie jene Uebel nicht beizeiten bekämpft, ihr bittere Heilmittel vorzuschlagen. Leider ist er, wie so mancher geniale Arzt, stärker in der Diagnostik, ja in der Prognostik, als in der Therapeutik.

---

und antireligiösen Fanatismus zu erheben weiß, dürfte wohl das ganze Schauspiel besser überblicken und folglich besser zu charakterisiren im Stande sein. Ein großer Irrthum aber ist es zu glauben, Renan stehe allein mit diesen seinen Ansichten: wir führten oben Tocqueville's ganz mit diesen übereinstimmende Aeußerung über Frankreichs Zukunft an. Sainte-Beuve sprach sich stets in demselben Sinne aus (s. Lettres à la Princesse). Auch Mérimée urtheilte ähnlich (ce qu'il y a de sûr c'est que nous nous en allons à tous les diables, sagte er schon vor 1870), und es wäre uns leicht hunderte von Männern zu nennen, die mit derselben Besorgniß in die Zukunft, mit demselben Bedauern auf die Vergangenheit ihres Vaterlandes schauen. Diese Männer sind aber wahrlich weder sittlich noch geistig die untergeordnetsten: und wenn die Franzosen wirklich nie fragten, was ein Renan von ihrer politischen Lage denkt, so wären sie freilich noch mehr zu bedauern, als wir es voraussetzten. Daß aber Renan seit dem Siege der Republik nicht viel freudiger in die Zukunft blickt, als vorher, das beweist sein „Caliban" und die Vorrede zu seinen „Mélanges d'histoire et de voyage", beide aus dem Jahre 1878.

Fassen wir in wenigen Worten seine Krankengeschichte und sein Heilsystem zusammen:

Frankreich schuldet Alles seinen Königen — Einheit, Macht, die Nationalität selbst, aber auch die Centralisation, die jene Macht am Ende untergräbt. Sie tödteten den Adel, hielten das Volk in Unwissenheit und Unsittlichkeit, bereiteten die Revolution vor. Diese wollte die falschen Grundsätze Rousseau's verwirklichen; „der Leichtsinn der Advokaten von Bordeaux, ihre hohlen Declamationen, ihre sittliche Leichtfertigkeit thaten das Uebrige . . . und als Frankreich endlich seinem Könige das Haupt abschlug, beging es einen Selbstmord." Was die „unwissenden und beschränkten Köpfe vom Ende des vorigen Jahrhunderts" verschuldet, konnte nur schwer wieder gut gemacht werden; doch war man auf dem Wege, als im Jahre 1830 das Königthum seinerseits den größten aller Fehler beging. Die Zeit hätte vielleicht noch die jüngere Linie des alten Königshauses befestigt, wie sie's in England gethan, wenn die Nation sich nicht wiederum „einer ganzen Reihe unverzeihlicher Leichtfertigkeiten schuldig gemacht hätte." Aber so groß war das Bedürfniß nach Frieden im Lande, so stark waren die conservativen Instinkte, daß man bald ein drittes Mal seit der Revolution sich der Hoffnung hingeben durfte, eine nationale Dynastie herstellen zu können. Renan hat den in Frankreich unerhörten Muth, Napoleon III. gerecht und billig zu beurtheilen, obgleich er ihm mit Recht vorhält, daß „der einfachste Menschenverstand ihm verbot, Krieg zu führen"; doch scheint er mir sich zu irren, wenn er ihm militärische Ruhmsucht vorwirft und die Nation bis zu einem gewissen Punkte von der Schuld am Kriege

freisprechen will. „Das Verbrechen Frankreichs war das eines reichen Mannes, der sich einen schlechten Verwalter seines Vermögens erwählt und ihm unbegrenzte Vollmacht giebt. Ein solcher Mann verdient zu Grunde gerichtet zu werden; aber es ist nicht gerecht zu behaupten, daß er selbst die Handlungen begangen hat, die sein Bevollmächtigter ohne ihn und gegen seinen Willen (sic) gethan. Die Nation war durchaus friedlich; sie neigte sich zu amerikanischen Sitten und Anschauungen; die materiellen Interessen herrschten vor, das germanische Element — das kriegerische in der Nation — war zurückgedrängt; das friedliche*) celtische hatte die Oberhand gewonnen; man begann die höheren Interessen, Ruhm, Vaterland, geistigen Genuß, den roheren und gemeineren aufzuopfern; jede Tradition einer nationalen Politik war so schon verschwunden vor dem Kriege. Frankreich war „ein Herd ohne Flamme und Licht geworden; ein Herz ohne Wärme, ein Volk ohne Propheten, die sagen könnten, was es fühlte; ein ausgestorbener Planet, der in mechanischer Bewegung seinen Kreis durchlief . . ." Dazu die Sorglosigkeit, die Faulheit in der Regierung: „Jedes Amt war eine Sinecure geworden, das Recht auf eine Rente, um nichts zu thun . . . . und die Opposition vertrat keineswegs ein höheres sittliches Prinzip." So war Frankreich schon auf dem Wege der Mittelmäßigkeit.

Endlich die äußere Politik Frankreichs: Nur eine Minderheit bekannte sich zu rationellen Prinzipien, d. h. be=

---

*) Was wird da aus Cäsar's Beobachtungen über die celtische Rauflust?

fürwortete die Nichtintervention. Nach Rom zu gehen, Deutschland nicht gewähren zu lassen, „zum Krieg zu treiben, wie's die Opposition that seit Sadowa", waren grobe Verstöße gegen die „moderne" Politik jener aufgeklärten Minderheit, und „Die, welche die Lehre von den natürlichen Grenzen und den nationalen Interessen gepredigt, haben nicht das Recht, sich zu beklagen, daß ihnen geschieht, was sie selbst Anderen anthun wollten." Das System, nach welchem das moderne Frankreich seine Regierenden aussucht: die Wahl, erlaubt es nicht der aufgeklärten Minderheit, die bei Favoritismus oder Geburtsadel durchdringen könnte, an's Ruder zu kommen. „Der Wahlkörper, den Alle bilden, ist weniger werth, als der mittelmäßigste Monarch früherer Zeiten ...." denn der mittelmäßigste Mensch ist mehr werth, als die Gesammtresultate von sechsunddreißig Millionen Individuen, deren jedes für eine Einheit gilt." In anderen Worten: das Uebel ist in der Demokratie. „Die Selbstsucht, diese Quelle des Sozialismus, der Neid, diese Quelle der Demokratie, werden immer nur eine schwache Gesellschaft schaffen, die unfähig ist, mächtigen Nachbarn zu widerstehen. Eine Gesellschaft ist nur dann stark, wenn sie die Thatsache natürlicher Ueberlegenheiten anerkennt, die sich im Grunde auf eine einzige zurückführen lassen, die der Geburt; denn die geistige und sittliche Ueberlegenheit ist ja auch nur die Ueberlegenheit eines Lebenskeimes, der sich unter besonders günstigen Bedingungen entwickelt hat." Und wie die Gesellschaft und die bürgerliche Verwaltung, so wird auch die Armee durch die Demokratie zerrüttet, wie es das Jahr 1870 nur zu deutlich gezeigt. Doch Alles ist nicht verloren; neues

Leben blüht aus den Ruinen und das „französische Bewußtsein, obgleich furchtbar getroffen, hat sich wiedergefunden.“ Eine Verjüngung, eine Wiedergeburt ist noch möglich. Also frisch an die Arbeit: laboremus. Allein was wird die Arbeit fruchten, wenn man schon vor Beginn sich halblaut gesteht: nil expedit? Ohne Zuversicht ist die uneigennützigste Arbeit mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Doch weiter in unserer Analyse.

Wo könnte Frankreich ein besseres Beispiel finden, dem es nacheifern sollte, als beim Feinde, in dem Preußen Stein's und Scharnhorst's? „Preußens Wiedergeburt hatte eine Gediegenheit, welche die bloße patriotische Eitelkeit nicht zu geben vermag: sie hatte eine sittliche Grundlage; sie war gegründet auf die Idee der Pflicht, auf den Stolz, den das edel ertragene Unglück giebt.“ Die Sühne besteht nicht in Kasteiung; sie besteht darin, daß man seine Fehler einsehe, sich bessere. Und welches ist der schlimmste Fehler Frankreichs? Ist's nicht „der Geschmack an oberflächlicher Demokratie“? Ein aufgeklärter Patriot dürfte demnach anrathen, die alte National-Dynastie wieder anzunehmen; nur an die Stelle der absurden Theorie des „göttlichen Rechtes“ das historische Recht zu setzen; durch die Landwehr und ihre Cadres eine Art kleinen Adels zu schaffen. „So würden die Wurzeln des Provinzial-Lebens ein braver loyaler Landedelmann sein und ein guter Dorfpfarrer, der sich ganz der Volkserziehung widmete.“ Also vor Allem das preußische Militärgesetz; aber das setzt ja doch schon jenen kleinen Landadel voraus und wird eben mit der Demokratie nicht leicht einzuführen sein; doch muß es immerhin versucht werden, denn „sonst, das versichere ich

euch, ist Frankreich verloren .... Wenn es wahr ist, wie es fast scheinen will, als seien das Königthum und die adelige Heereseinrichtung bei den lateinischen Völkern verloren, so muß man zugeben, daß die lateinischen Völker eine neue germanische Invasion herausfordern und sie hinnehmen müssen."

Aber giebt es nicht ein anderes Mittel, wenn auch nicht unsere Wiedergeburt zu erlangen, so doch unser Rachegefühl zu befriedigen? Versuchen wir die Demokratie, in der wir uns leider befinden, lebensfähig zu constituiren; sie wird Deutschland anstecken und Deutschland wird an ihr zu Grunde gehen. Diese Demokratie nun zu constituiren schlägt Renan verschiedene Mittelchen vor: Zweikammer-System, indirektes allgemeines Wahlrecht und ein ständiges Wahlmänner-Corps; Aufhebung der Oeffentlichkeit der parlamentarischen Verhandlungen, des Prinzips der municipalen Selbstverwaltung in der Hauptstadt, der Clubs; Aufrechterhaltung der Preßfreiheit, Decentralisation in Verwaltungssachen ohne bis zum Föderativ-Prinzip zu gehen, das tödtlich für die Staaten ist; Colonisation in großem Maßstabe; vor Allem aber Schulreformen, und da ist wiederum Deutschland das wahre Muster. Ein schwer zu erreichendes Muster für katholische Nationen: denn sein wissenschaftlicher, sein classischer, sein populärer Unterricht beruhen alle gleicherweise auf dem Protestantismus. Doch mag's immerhin versucht werden. Vielleicht wird die Schöpfung einiger Universitäten möglich sein, sie würden den größten und besten Einfluß ausüben, doch wäre dazu die Mitwirkung des Clerus nöthig; es giebt noch liberale Priester; folgen wir dem Beispiele Döllinger's, suchen wir

eine nationale fortschrittliche Kirche zu gründen, ein Schisma herbeizuführen, so die schon erstarrte Religiosität wieder zu beleben.

Aber wird Frankreich je es über sich gewinnen, auch nur diese so bescheidenen Reformen zu verwirklichen? Werden sein Materialismus, seine Trägheit es nicht an einem solchen Auffluge hindern? Manchmal will es Einem bedünken, als seien „eine Folge von wankelhaften Diktaturen und ein Cäsarismus wie zu den Zeiten des Verfalles die einzige Aussicht für die Zukunft". — „Der Bischof wird bald allein in der Provinz noch aufrecht stehen, inmitten einer entfesteten Gesellschaft." Denn „wenn man nicht beizeiten einlenkt, ist der Tag nicht mehr fern .... wo die Nation in zwei Theile getheilt sein wird, einer zusammengesetzt aus Intriganten aller Art, die von Revolutionen und Restaurationen leben, der andere bestehend aus braven Leuten, die es sich zum absoluten Gesetze machen, sich um die Regierungswechsel nicht zu kümmern und die düster daheim den Spruch des Geschickes erwarten."

Mit solchen trüben Ahnungen — und sie wurden schon 1868 niedergeschrieben — mit einer solchen Kenntniß der französischen Schäden, die sich alle im Grunde auf Katholicismus und Demokratie zurückführen lassen, geht man natürlich nur halben Herzens an die Arbeit der Wiedergeburt. Renan sieht ein, „daß die Kraft einer Gesellschaft in zwei Dingen besteht: in der Volkstugend, diesem großen Reservoir von Hingebung, Opfersinn, instinktivem moralischem Sinn, den die edlen Racen in sich tragen als eine Erbschaft ihrer Ahnen; und in dem Ernste,

in der Bildung der höheren Klassen“ — und er findet in seiner Nation weder die eine, noch den anderen.

Im Allgemeinen will es uns bedünken, daß der schwarzsehende Denker den historischen, gesellschaftlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten seiner Nation einen viel zu bedeutenden Einfluß auf die traurige politische Entwicklung des Landes zuschreibt und daß er die Charakter-Eigenschaften als bestimmende Grundursachen derselben lange nicht genug betont. Es ist immer schwer, in der halbverborgenen Kette von Ursachen und Wirkungen ein einziges Moment herauszugreifen und zu sagen: dies allein ist schuld an Allem; die Zusammen- und Wechselwirkung ist so eng mit einander verbunden, daß man sie kaum mit der Verstandes-Analyse trennen kann, geschweige denn im lebendigen Werden eines Volkes. Geschichte, Einrichtungen, Gesellschaft sind ja doch immer Folgen der geistigen und sittlichen Eigenschaften einer Nation und diese sind wieder von jenen bedingt oder modificirt. Ein Versuch mag immerhin gewagt werden.

Was Frankreich seinen Königen schuldet, was die Männer der Revolution an Frankreich verbrochen, kann man mit Renan nicht hoch genug anschlagen, obgleich im Einzelnen mit ihm zu rechten wäre. Worauf er unserer Ansicht nach nicht genug Gewicht gelegt, ist dies: es sind weniger die von der Revolution gegründeten Staatseinrichtungen, als die von ihr zur Herrschaft gebrachten Ideen, welche Frankreichs politische Entwicklung seit beinahe hundert Jahren hemmen, irreleiten, von Extrem zu Extrem führen. Auch mit der Centralisation haben große Staatswesen lange und kräftig geblüht, allen anderen voran:

Frankreich selbst unter Heinrich IV., Richelieu, Ludwig XIV. Es war gewiß ein großes Unglück für die Nation, mit seiner Dynastie zu brechen — ein großes, aber kein unwiederbringliches. Selbst nach dem 21. Januar 1793 war es ja noch möglich gewesen, diese Dynastie wieder herzustellen; und es war viel mehr die Schuld der politischen Doctrinäre, Fanatiker oder Intriganten, als des Monarchen, wenn dieser Versuch fehlschlug. Selbst die Substitution einer jüngeren Linie hätte vielleicht gelingen können, wie in England: aber Regierung und Opposition unter Ludwig Philipp wetteiferten in blinder Leidenschaft und der Versuch mißglückte. Auch eine neue National-Dynastie zu begründen wäre leichter gewesen in Frankreich, als z. B. in Schweden oder Belgien; denn der Gründer der Bonaparte'schen Dynastie war nicht nur mit allem Glanze eines Karl des Großen umgeben, er hatte sich auch mit der neuen Aera der Nation identificirt und war der Urheber ihrer neuen Staatseinrichtungen: wieder war es die vereinigte Schuld des Monarchen und der Nation, die eine solche Neugründung unmöglich machten. Auch jene neuen Staatseinrichtungen, wie sie der corsische Cäsar ins Leben gerufen, waren nicht schuld an dem Mißglücken. Sie im Gegentheil überlebten alle Revolutionen und Dynastiewechsel. Wir haben es mehrmals zu wiederholen Gelegenheit gehabt: die Organisation des Heeres, der Justiz, des öffentlichen Unterrichts, der Geistlichkeit, der Finanzen, der Verwaltung sind unberührt geblieben von allen Stürmen seit 1804 und haben sich lebenskräftig erwiesen. Ebenso ist es mit der Institution, die der Neffe des großen Mannes in Frankreich, man kann sagen, ein-

gebürgert: das allgemeine Stimmrecht ist durchaus kein Unglück für Frankreich. Die Modification desselben durch indirekte Wahlen, wie es Renan mit vielen andern Wohlgesinnten vorschlägt, existirt schon de facto: der Einfluß der gebildeten Klassen auf die unteren Volksschichten ist so groß, daß überall sich von selbst eine Mittelstufe bildet; die Arbeiter würden doch nur den Journalisten und Advokaten, der sie jetzt führt, als Wahlmann wählen, der Bauer sich doch immer, wie jetzt, an seinen Gutsherrn halten. Es genügt, wie man ja schon gethan hat, an Stelle der unsinnigen Wahlmethode nach Departementslisten die Wahl nach Bezirken wieder einzuführen, um dem ganzen System seine Wahrheit zurückzugeben und allen berechtigten Einflüssen, die sonst von einer tumultuösen Stadtdemokratie unterdrückt werden, wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Das Unglück Frankreichs kommt von den Mittelklassen, nicht von der Masse noch von den höheren Ständen. Wo die Massen sich von den letzteren führen lassen oder ihrem eigenen Instinkte folgen, haben sie immer das Richtige getroffen; wo sie sich dem Mittelstande anvertrauen, wie in den großen Städten, sind sie immer zum Schlimmsten verleitet worden. Und warum das? Weil, wie wir oben sagten, die Revolution die Ideen der Mittelklassen verwirrt und verderbt hat. Renan, der in seinen unnachahmbaren Essays von 1858, 1868, 1878 diesen Revolutionsgeist in seiner Plattheit und Mittelmäßigkeit so treffend geschildert, meinte 1872, der Rationalismus führe nicht zur Demokratie. Das will uns denn doch ein allzustarkes Paradoxon bedünken, wie er es denn auch heute

selber zuzugeben scheint. Es ist unserer Ansicht nach geradezu der politische Rationalismus, den die Revolution unter den Mittelklassen verbreitet, welcher die geistige Hauptquelle alles politischen Unheils der Nation ausmacht und, da er in den sittlichen Untugenden des Neides, der Unwahrheit und der Eitelkeit drei mächtige Verbündete findet, sich zum Despoten des ganzen Volkes aufgeworfen hat. Es giebt gewisse einfache, mechanische, oberflächliche Ideen, die, der Mittelmäßigkeit leicht zugänglich und dabei ihren schlechten Instinkten schmeichelnd, recht eigentlich für die Mittelmäßigkeit gemacht zu sein scheinen: sie sind es, welche die französischen Mittelklassen verderbt haben. Aus Haß gegen die höheren Stände ebensosehr, als aus politischem Rationalismus haben sie die speciösen Ideen der Gleichheit und alles dessen, was damit zusammenhängt, zu einer Religion der Mittelmäßigkeit erhoben; und wehe Dem, der diese Religion zu mißachten wagt! So war es in jeder Demokratie, welche die Geschichte gekannt. Nicht die Institutionen, selbst so tolle Institutionen als das Loos in Athen und Florenz, haben zur Tyrannis — ich sage nicht zur Tyrannei — geführt, sondern die falschen Gleichheits-Ideen. Was die Franzosen nicht einsehen wollen — und dies gereicht ihrem Idealismus zur höchsten Ehre, wenn es auch nicht ihren politischen Verstand in ein günstiges Licht setzt — ist eben, daß Prinzipat oder Cäsarismus ihre natürliche und keineswegs verächtliche Regierungsform ist, und daß es ihnen nie und nimmermehr gelingen wird, was unter viel günstigeren Umständen weder Athen und Rom noch Florenz und Holland gelungen ist: der Herrschaft eines Tyrannos zu entrathen.

Die Illusion der französischen Mittelklassen, Demokratie und Selbstregierung miteinander vereinigen zu können, hat auch den letzten Cäsar gestürzt. Ich will mich hier nicht auf eine Apologie, noch weniger auf eine wiederholte Charakteristik des oft so hart beurtheilten Napoleon III. einlassen; die Geschichte wird, glaube ich, einst milder urtheilen als die Mitwelt. Und doch war er an seinem Falle ebensosehr schuld als die Nation. Man möchte heute die Nation freisprechen von der Kriegserklärung, die diesen Fall nach sich zog. Sie berufen sich auf die Berichte der Präfekten über den Stand der öffentlichen Meinung in Bezug auf die Kriegsfrage im Juni 1870. Das heißt mit Worten spielen. Die Masse einer Nation ist immer friedfertig; denn alle ihre Interessen leiden unter dem Krieg. Was in der politischen Sprache „Nation", „öffentliche Meinung" heißt, ist nicht, was der Bauer, ja kaum was der Kleinbürger denkt — es ist, zumal in Frankreich, was die gebildeten, lesenden, sprechenden, schreibenden Klassen: Advokaten und Richter, Beamte und Lehrer, Künstler und Journalisten, Aerzte und Ingenieure denken, wollen und aussprechen. Sie führen die Nation und reißen, namentlich in Frankreich, auch die Regierung mit sich fort. Alle politischen Parteien wollten den Krieg: die Gemäßigt-Liberalen, — Prévost Paradol sagte es ausdrücklich noch ein Jahr vor dem Ausbruche des Krieges — weil es die traditionelle Politik Frankreichs erfordere, kein einiges Deutschland aufkommen zu lassen; die ultraimperialistische, weil sie durch Gewinnung der Rheingrenze ihrem Cäsar neuen Glanz verleihen wollte; die republikanische, weil sie ihn zu stürzen hoffte, jedenfalls, weil sie

durch Wachhalten der verletzten National-Eitelkeit seit Sadowa sein Ansehen zu schwächen wünschte. Renan spricht mit tief historischem Sinne von dem „bedauernswerthen Prinzipe, das da will, daß eine Generation die folgende nicht binde“; sollte man nicht dasselbe sagen von einem Theile der Nation, der den anderen fortreißt? Wenn in obengenannten Parteien und obgedachten Ständen, deren Leitung sich Nation und Regierung hingaben, ein paar hundert Leute wie Renan den Frieden und Deutschlands Einigung wünschten, so ist die Zahl hochgegriffen; und klingt es nicht wie die Geschichte des Schiff-Kapitäns, der lieber für einen Trunkenbold als für einen schlechten Reiter gelten wollte, wenn heute Frankreich lieber die Schmach auf sich nimmt, sich von Einem, noch dazu unfähigen, Manne einen Krieg gegen besseres Wissen und Wollen haben aufzwingen zu lassen, als einfach zuzugestehen, daß es in blinder Leidenschaft gehandelt?

Auch die Organisation der französischen Gesellschaft ist es ebenso wenig als die Geschichte oder die Institutionen, welche Frankreich an einem gedeihlichen politischen Dasein hindern. Diese Organisation ist beiweitem günstiger für politisches Leben, als in den meisten Ländern Europas: ein Mittelstand, zahlreicher als in Italien, wohlhabender als in Deutschland, gebildeter als in England; eine natürliche Aristokratie — ich verstehe darunter die nicht zur Arbeit gezwungenen, unabhängigen und begüterten Bürgerlichen zweiter Generation eben sowohl als die Adeligen — die sich wie in England, fortwährend verjüngt, im Allgemeinen eine ziemlich hohe Bildung besitzt, und der es nicht an praktischer Erfahrung und Kenntniß realer Interessen

fehlt; ein gelehrter Stand, der zum Theil materiell und sozial viel höher gestellt ist, als in Deutschland, denn sein Einkommen und sein gesellschaftliches Ansehen bringen den Richter, den Anwalt, den Künstler, den Publicisten ersten Ranges zu den höchsten gesellschaftlichen Ehren, die er in Deutschland nie erreichen könnte; wogegen freilich in Deutschland wieder der Professor ein größeres Ansehen und bedeutenderes Einkommen genießt als in Frankreich. Wenn endlich der Arbeiter der Städte immer kriegsbereit gegen die Gesellschaft ist, so ist dagegen der Bauer eine feste Stütze der Ordnung und des Gesetzes.

Nein, das Uebel liegt tiefer als in der Gesellschaft, den Institutionen, den Schicksalen der Geschichte; es liegt zum Theile in dem Verstandesfehler, den ich oben gerügt, in der falschen Weltanschauung, welche die Revolution zur Herrschaft gebracht in den Mittelklassen; es liegt aber vor Allem im Charakter.

Wenn ich vom französischen Charakter rede, so spreche ich — ich kann es nicht oft genug wiederholen — von dem öffentlichen Charakter, nicht vom privaten; ich habe den Franzosen als Staatsbürger im Auge, nicht als Menschen. Nichts wäre ungerechter, als die Privat-Tugenden des Franzosen zu verkennen. Wer unsere Ausführungen in den ersten Kapiteln dieses Büchleins gelesen und einem unparteiischen Beobachter Glauben schenken will, wird zugeben müssen, daß der Franzose im Privatleben liebenswürdig, mäßig, hilfreich, sparsam, gewissenhaft, redlich im Handel und Wandel und ebenso vorsichtig und bedacht, als er im öffentlichen Leben leichtsinnig und unbedacht ist. Der Familiensinn ist in Frankreich durch-

aus nicht erstorben: die Liebe der Eltern ist im Gegentheil meist übertrieben; die der Kinder, namentlich gegen die Mutter, rührend und schön; selbst die Gattenliebe ist viel allgemeiner, als man es im Auslande nach französischer Roman-Lektüre anzunehmen beliebt. Gewisse Dinge, die den Germanen unangenehm berühren und unseren Begriffen von Sittlichkeit widersprechen, sind deßhalb noch durchaus keine Hindernisse für eine gesunde staatliche Entwicklung. Wir baben gesehen, daß die Religion und die Moral dem Franzosen weniger Gefühls- und Herzenssache, als gegenseitige Uebereinkunft, äußerlicher, gesellschaftlicher, utilitarischer Natur, jedenfalls Verstandessache sind, und daraus entspringen dann Vernunftheirathen, Beschränkung der Nachkommenschaft und andere Folgen, die indirekt einen schlimmen Einfluß auf den Staat ausüben mögen, obschon viele Staaten der Geschichte auch mit einer solchen konventionellen Religion und Moral lange und kräftig geblüht haben.

Schon viel schlimmer sind andere Untugenden, wie übertriebene Eitelkeit und Anlage zum Neid, welche beide der schlimmsten Art von Demokratie Vorschub leisten; auch Routine, die leicht das Leben lähmt; vor Allem Unwahrheit oder, richtiger zu reden, ein Mangel an Wahrheitsgefühl, der durch die ganze Lebensgewohnheit geht; Abwesenheit von lebhaftem Rechtsgefühl, die sich trotz der tadellosen Unbestechlichkeit der französischen Richter, in allen Urtheilen der öffentlichen Meinungen offenbart — haben einen bedeutenden mittelbaren Einfluß auf das Staatsleben, der gewiß vom Uebel ist.*) Doch ver-

*) Die Routine allein, z. B., um nur Einzelnes zu citiren, hat bis jetzt die Universitäts- und Gerichts-Reform unmöglich gemacht;

schwinden sie alle vor dem Grundübel des französischen Charakters, sobald öffentliche Zustände in Betracht kommen: dem Mangel an bürgerlichem und moralischem Muth. Nicht die bestehenden Gesetze müssen geändert werden, um Frankreich wieder zur Gesundheit und Macht zu verhelfen — der Muth muß wieder gefunden werden, die bestehenden Gesetze und Einrichtungen zu benützen, anzuwenden, zu deuten. Merkwürdigerweise hat Renan gerade diesen Charakterfehler auch nicht mit Einem Worte erwähnt in seinen Untersuchungen über die Quellen der politischen Krankheit Frankreichs, und doch ist er die Hauptquelle.

Noch einmal: wir sind weit davon entfernt, die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten als eine Bürgerpflicht anzusehen. Im Gegentheil ist es unsere feste Ueberzeugung, daß in einem gesunden wohlgeordneten Staatswesen und in normalen Zeiten jeder ehrliche Bürger zuerst und vor Allem seines Amtes und seines Berufes warten muß. „Es ist ein übles Zeichen, wenn der Bürger an Werktagen feiert“, um Politik zu treiben, meint Egmont. Aber es giebt kritische Augenblicke und kranke Staatskörper, wo das Individuum sein persönliches Interesse dem allgemeinen Wohle hintansetzen muß und am Ende dadurch sein persönliches Interesse am sichersten wahrt. In einem solchen Momente, in einem solchen Staatskörper lebt der französische Bürger seit achtzig Jahren. Wenn die Unwissenden und Unbesitzenden die Existenz des Staates be-

---

der Mangel an Wahrheitsliebe die Ein- und Durchführung der Einkommensteuer verhindert; die Abwesenheit des Rechtsgefühls die Institution der Geschwornengerichte vollständig gefälscht.

drohen, in ihrem eigenen Interesse oder in dem ehrgeiziger Demagogen, so wird's eine Pflicht, hinabzusteigen in die Arena, um den Staat zu schützen. Thut's der freisinnige Bürger nicht, so wird die blinde Masse der Landbevölkerung das conservative Interesse, auf dem am Ende jede Gesellschaft beruht, dadurch retten, daß sie die Freiheit über Bord wirft, um den staatlichen Frieden zu retten.

Wir wissen sehr gut, daß die Mehrheit des gebildeten Frankreich, namentlich in der Provinz, gemäßigt liberal gesinnt ist. Manchmal, wenn sie sich recht ruhig und sicher glaubt, dringt auch diese furchtsame Mehrheit hervor, wie 1829, 1847, 1869 und 1877; aber sobald sich der Feind zeigt, verkriecht sie sich wieder und läßt ihn gewähren. Indem sie sich so die Revolution von den Pariser politicians und ihren demokratischen Prätorianern, oder den Staatsstreich von der durch einen Cäsaren vertretenen, in ihm verkörperten Landbevölkerung auferlegen läßt, ohne sich zu wehren, wird sie mitschuldig aus Feigheit. Niemand wird sagen wollen, daß die Mehrheit der Franzosen der Thaten der St. Barthélémy, der Dragonaden, der Septembertage, der Vertreibung der Deutschen im Sommer 1870, der Schandthaten des 18. März fähig wäre; aber eine Nation ist solidarisch. Dadurch, daß man jene Gräuel aus Mangel an Muth geschehen ließ, machte man sich mitschuldig. Und wiederum kann es uns nicht einfallen, zu behaupten, alle gebildeten Franzosen billigten die Staatsstreiche des 18. Brumaire und 2. Dezember, die Ueberrumpelungen des 24. Februar und des 4. September; aber die Gebildeten, Gemäßigten, Freisinnigen haben sich zu Mitschuldigen gemacht, als sie dieses Treiben gewähren

ließen. Nehmen wir an — was wir persönlich nicht zugeben — die Mehrheit der Gebildeten theile Tocqueville's, Taine's, Renan's Ansichten über die französische Revolution, warum haben sie nicht den Muth, die immortels principes de 89 zu verleugnen, anstatt vor ihnen mit der Menge anbetend niederzuknieen? Nehmen wir an, die Gebildeten seien gegen den Krieg gewesen im Jahre 1870; warum haben sie ihre Stimmen nicht erhoben? Einfach, weil sie den Muth nicht hatten, aufzustehen, wie sie am 18. März den Muth nicht hatten das Beispiel nachzuahmen, das die Londoner Bürgerschaft den Chartisten gegenüber im Jahre 1848 gegeben hatte. Hat man ja nicht einmal immer den Muth oder die Selbstüberwindung, zur Wahlurne zu gehen. So fügt man sich dem Joche der Parteien, wie man sich dem der Mode, der Convention fügt im Privatleben.

Die Mehrzahl der gebildeten Franzosen — wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt es zu sagen — ist gleichgiltig gegen die Etiketten des Staates, wenn dieser Staat ihnen nur Ordnung, Gesetz und Freiheit verbürgt; aber kein gebildeter Franzose hat den Muth es zu gestehen; denn er macht sich lächerlich, wenn er eine bestehende Regierung nicht bespöttelt und ihr wenigstens eine Wortopposition macht: fronder le gouvernement, cela est bien porté, das gehört zum fashionablen Ton. Man gilt für einfältig und naiv — das Unerträglichste für einen Franzosen — wenn man an der bestehenden Regierung etwas Gutes findet, und da bequemt man sich lieber dazu, auch seine kritischen Augen zu schärfen und die Splitter zu entdecken, die in jeder Regierung so leicht

zu entdecken sind. Im Geheimen gesteht man sich wohl, daß es im Grunde doch wirklich einerlei ist, ob die Fahne Frankreichs weiß oder dreifarbig sei, wenn das Land nur moderner Einrichtungen, wohlthätiger Gesetze und ehrlicher Geschäftsführer sich erfreut. Aber so etwas offen zu gestehen, wagt Niemand; da läßt man sich lieber Alles gefallen, als daß man die Gestalt oder die Farbe der Sache opfere.

In den langen Zwischenräumen, wo die Revolution scheinbar besiegt, an den Thoren des Staates in leichtem Schlummer liegt, wie die Erinnyen des Orestes vor dem Tempel, in den er sich geflüchtet, verfälscht dieser Mangel an öffentlichem Muth alle staatlichen Institutionen. Wo ist der Franzose der guten Gesellschaft, der es wagen — oder, wenn man so lieber will, der sich der Unbequemlichkeit unterziehen wollte — einen bestimmten Mißbrauch irgend einer Art in der Presse, vor den Gerichten oder auf der Tribüne zu denunziren, zu verfolgen oder zu rügen? Man hat Verbindlichkeiten; man muß Rücksicht nehmen; es kann ein langwieriger Prozeß entstehen; es hilft doch zu Nichts: derart sind die Entschuldigungen, die man fortwährend zu hören bekommt. Während das englische Parlament, die englische Presse, die englischen Gerichtshöfe wiederhallen von männlichen Anklagen und Beschwerden gegen Leute im Amt, gegen Polizeimißbräuche, gegen Uebergriffe irgend einer Art, gegen Eisenbahnverwaltungen oder Postbeamte, sind die französischen Versammlungen und die französischen Zeitungen immer seit der Revolution Kampfplätze geblieben für Parteileidenschaft oder für rhetorische Uebungen, und zwar immer aus demselben Grunde: aus Mangel an mora=

lischem Muthe. Persönlich will man's mit Niemandem verderben. Man weiß nicht, wie man den Mann, den man jetzt öffentlich anklagt, ein andermal brauchen, wieviel er kommenden Falles Einem schaden kann; denn das ganze Staatswesen ist ja auf gegenseitige Hilfe, Dienstbeflissenheit und persönliche Interessen angelegt. Trotz aller Concours und Examina werden beinahe alle Stellen nur nach Gunst und auf Empfehlung hin vergeben. Jeder Mann der Mittelklasse hat in jeder Verwaltung wie in jeder Partei einen Vetter zu protegiren und einen anderen Vetter, der ihn selber protegirt. Die Spitze der Regierung mag alle zwanzig Jahre wechseln; die Bureauchefs vererben sich und mit ihnen alle indirekten Einflüsse. Es ist die Freimaurerei des Mandarinenthums. Da man demgemäß alle Personen und alle concreten Mißbräuche schonen muß, wirft man sich auf Abstractionen, für die man Lanzen bricht und auf Formen und Worte, die man ritterlich tapfer, ja leidenschaftlich bekämpft. Selbst der Oppositionsdeputirte, der heute auf der Tribüne den Minister als einen Tyrannendiener gebrandmarkt, geht nach der Sitzung in das Cabinet des allmächtigen Wessyr's, schüttelt ihm die Hände und bettelt ihn an um ein bureau de tabac für die Wittwe eines alten Freundes.

Diese moralische Feigheit, diese Furcht vor der Verantwortlichkeit lähmt alles öffentliche Leben in Frankreich. Sie ist es, die das Geschworenengericht in politischen Angelegenheiten zur Posse, in Criminalprozessen nur zu häufig zu einem Scandal macht. Sie ist es, welche die allgemeine Dienstpflicht, wie die allgemeine Schulpflicht immer nur auf dem Papier wird figuriren lassen.

Wenn Mißbräuche sich einschleichen, ja zur Regel werden, es wird sich keine Stimme erheben sie zu brandmarken. Vor Allem aber ist dieser moralische Muth der „öffentlichen Meinung“ und der gesellschaftlichen Convention gegenüber nirgends zu finden. Wie Niemand den Muth hat um zu erklären, daß Victor Hugo's Spätlinge weder Styl, noch Gedanken, noch Leben haben und daß diese Litteratur in's Tollhaus gehört, so wagte nicht ein Mann aufzustehen nach Sedan und den Kaiser zu vertheidigen, dem man so lange gedient hatte, den man sicherlich hochgepriesen hätte, wäre er siegreich heimgekehrt. Es war ein Wetteifer, wer dem Gefallenen die empfindlichsten Fußtritte versetze. Ihn zu vertheidigen der „öffentlichen Meinung“ gegenüber wagte Keiner, wie Keiner gewagt hatte, der „öffentlichen Meinung“ gegenüber den rohen Wuthausbruch, den Ruf „Nach Berlin! Nach Berlin!“ zu brandmarkeu. Dieses ungroßmüthige Imstichelassen und dieses blinde Miteinstimmen sind Beide nur Folgen und Aeußerungen der moralischen Feigheit. — Und ebenso ist es, wie wir gesehen haben, mit dem Conventionalismus. Es gilt für geschmacklos, ein Freidenker, für lächerlich, ein eifriger Frommer zu sein. Irgendwie dem Herkommen, der allgemeinen Norm in Ansichten, Neigungen, Gewohnheiten entgegenzutreten, gilt für unschicklich oder bizarr, oder „original“, oder kindlich — da läßt man's lieber bei dem Hergebrachten. Männer, die wagen aller Welt zum Trotz ihren eigenen Gang zu gehen, werden entweder ausgelacht oder geächtet.

Bei solcher Stimmung in der friedlichen liberalen Mittelklasse ist es natürlich, daß sie, die herrschen sollte,

nicht zur Herrschaft gelangen kann, und daß die politischen faiseurs sich des Staatsruders bemächtigen. Schon ist Frankreich beinahe auf dem Punkte angekommen, den ein ausgezeichneter amerikanischer Schriftsteller als den Zustand der transatlantischen Republik schildert, wenn er sagt, daß „eine vollständige Trennung eingetreten ist zwischen den „politischen Klassen und dem Publicum, da gebildete Leute „auf die Manövers der Politicians nur noch mit Ver„achtung und Ekel blicken.“ Aehnlich in Frankreich, wo diese Stimmung natürlich nach jeder neuen Revolution wächst, anstatt daß diese ein Anstoß sein sollte für die liberale Mittelklasse, sich zu ermannen und das Heft zu ergreifen. Immer größer, immer allgemeiner werden die Müdigkeit, der Ueberdruß. „Ich kann,“ schrieb mir ein edler Freund, ein gebildeter Kaufmann, glühender Patriot und ehrlicher Liberaler, „ich kann unsere unglückselige Ge„sellschaft nur mit einem Menschen in reifem Mannesalter „vergleichen, der, nachdem er die Ideen und die Dinge des „Lebens ausgenossen, im delirium tremens hinsiecht .... „Ich isolire mich soviel ich kann, in That, Wort und Ge„danken von diesen Possenreißern (den Politikern) und bin „überzeugt, daß, was es noch Anständiges in diesem un„glücklichen Lande giebt, bald nur noch in der Zurück„gezogenheit und in der Enthaltung (vom öffentlichen Leben) „zu finden sein wird.“

Dieser Gram ist tief, aufrichtig, allgemein bei allen guten Franzosen; und man begreift nur zu wohl, wie den großen Männern zu Muthe sein mag, die, geboren mit dem Jahrhundert, gewohnt waren, in der Revolution und in ihrem Vaterlande das Evangelium und das auserwählte

Volk zu sehen. Nirgends war der Patriotismus aufrichtiger und gerechtfertigter als in jener Generation; nirgends kann der Schmerz aufrichtiger und gerechtfertigter sein. Ein mildes Geschick hat es einem Sainte-Beuve, einem Cousin, einem Villemain erspart, diesem Schiffbruche ihrer Lebensüberzeugungen und ihres heißgeliebten Vaterlandes zuzuschauen; ihnen wäre das Herz gebrochen, wie es dem armen Mérimée brach, oder sie hätten in Stumpfsinn hingesiecht nach diesem Anblicke, wie die Besten der Ueberlebenden es thun. Sie hätten das Recht dazu gehabt; aber die Generation, die jetzt im besten Mannesalter steht, sollte der Schmerz nicht lähmen, sondern zur mannhaften That anspornen. Und wahrlich, wahrlich, geschieht das nicht, so ist Frankreich verloren, wie Renan es voraussagt. Noch ist's zu retten. Es ist ja keineswegs auf der Stufe des sittlichen, geistigen und materiellen Elends angelangt, worin Deutschland im XVII. Jahrhunderte schmachtete. Ja, es ist in staatlicher Hinsicht bei weitem nicht so tief gesunken, als es Deutschland zu Zeiten des Rheinbundes war. Man denke, was die deutschen Heere waren; wie die deutschen Fürsten und freien Städte um Fremdherrschaft bettelten; welche Corruption unter den deutschen Beamten herrschte; wie es zuging in Rastatt und Regensburg, wie in den säcularisirten Landen; wie angegriffen selbst Norddeutschland war zu Zeiten von Haugwitz und Lombard; welch' ein Egoismus in den gebildeten Kreisen herrschte — freilich ein idealistischer, nicht ein materialistischer, wie im Frankreich unserer Tage — und man wird sich sagen müssen, auch Frankreich könne genesen, wenn es Männer fände, wie wir sie fanden, und Muth, wie unsere Väter

ihn bewiesen. Die geistige Ebbe von heute ist nicht schlimmer als die zwischen Voltaire's Tode und Chateaubriand's Auftreten. Sittlich stand das Land schon auf einer niederen Stufe zur Zeit der Regentschaft und des Direktoriums; materiell ist es blühender als je. Nur politisch liegt es anscheinend unrettbar darnieder, weil es den moralischen Muth nicht hat, sich zuretten.

Denn nur ein Weg der Rettung steht Frankreich offen. Es muß einsehen lernen, daß es kein Regenerations-Rezept giebt und daß nur Quacksalber derlei Panaceen bieten, nur Tröpfe sie annehmen. Man geht nicht direkt an seine Regeneration, wie an ein Rechen-Exempel. Jener einzige Weg ist die Einsicht, zu der die gebildeten, freisinnigen Mittelklassen kommen müssen: daß die Untugenden des politischen Charakters durch die Schärfe und Kraft des Verstandes bekämpft und besiegt werden müssen. Ein so eminent gescheidtes Volk, wie das französische, das in allen Lebensverhältnissen die Verstandesrichtung vorherrschen läßt, muß diesen seinen Verstand dazu brauchen, um sich seines revolutionären Credos, dann wo möglich seiner schlechten Angewöhnungen, — womit man ja, wie Hamlet meint, oft so weit kommt, daß fast der unveränderliche Charakter selber verändert zu sein scheint, — zu entledigen; es muß einsehen, was ihm frommt und wie es dasselbe erlangen und erhalten kann. Es muß sich überzeugen, daß „Eines schickt sich nicht für Alle"; daß es seine politische Blüthe, ja seine Wohlfahrt immer am Besten unter der absolut-monarchischen Staatsform verwirklicht hat. Giebt es denn wirklich kein Heil außer dem parlamentarischen System und der Selbstverwaltung? War denn Frankreich so zu bedauern

unter Heinrich IV. oder unter Napoleon III.? Eine durch Presse, öffentliche Meinung, Mitwirkung der Besten gemilderte Diktatur allein kann endlich die Aera der Revolutionen und Staatsstreiche schließen; aber sie ist nur möglich, wenn alle guten Bürger des französischen Staates entschlossen sind, auf Träumereien zu verzichten und sich dem Ehrgeize oder Fanatismus der Parteimänner und Politiker von Profession mannhaft zu widersetzen. Zahlreich, intelligent, gebildet, ehrlich, äußerlich unabhängig genug sind sie dazu; werden sie auch den Muth dazu haben?

Ermannen sie sich nicht, so ist's geschehen um Frankreich; entweder roher Despotismus oder Revolution und Anarchie werden das Land ertödten oder zerfleischen. Man gebe sich doch nur keiner Selbsttäuschung hin. So glänzend auch die Rolle Frankreichs in der Welt noch nach 1848 war, es ist auf dem abschüssigen Wege, der immer schneller und unaufhaltsamer fortreißt, je näher man der Tiefe kommt. Auch Spanien herrschte noch am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in Italien und den Niederlanden, ja in beiden Welttheilen; eine spanische Dynastie saß auf dem deutschen Kaiserthrone; die Kirche war beherrscht von spanischen Ideen und spanischen Mönchen; alle Höfe Europas ahmten Spanien nach; alle Litteraturen holten noch in Spanien ihre Muster: Cervantes, Lope de Vega, Calderon und hundert Andere blühten noch — und fünfzig Jahre darauf war Spanien, was es heute ist, ein geistig und materiell verarmtes Land, eine politische Macht zweiten Ranges. Der sittliche, geistige und materielle Verfall Frankreichs wird voraussichtlich nicht eintreten, aus

Gründen, deren Auseinandersetzung den Gegenstand dieses Büchleins gebildet hat; aber im politischen Leben könnte sich, so unwahrscheinlich es auch sein mag, einst grausam erfüllen, was Renan schon im Jahre 1868 prophezeit, wenn sich der gute und friedliche Franzose nicht ermannt:

„Erst edel, dann schwach, endlich verachtet, werden „die anständigen Menschen von Tag zu Tag mehr aus= „sterben und nach hundert Jahren werden nur kühne „Abenteurer übrig bleiben, die unter sich das blutige Spiel „des Bürgerkrieges spielen, und ein Pöbel, den Sieger zu „beklatschen. Die Auftritte, welche die Regierungswechsel „im römischen Reiche während des ersten und dritten Jahr= „hunderts begleiteten, werden sich erneuern. Am Morgen, „wo man erfahren wird, daß um den Preis des Todes „oder der Verbannung einiger Hundert von einflußreichen „Männern ein kühner Streich die Zukunft des Friedens „gesichert hat, werden die friedlichen Leute Beifall rufen. „Der Mann, der, befleckt mit Blut, Verrath und Ver= „brechen, als Sieger seiner Nebenbuhler dasteht, wird als „der Retter des Vaterlandes gepriesen werden. Zwei Ur= „sachen: der Druck des Auslandes, das nicht dulden wird, „daß eine Nation sich allzusehr von der gemeinen Ordnung „Europas entfernt, und die moralische Autorität der „Bischöfe, gestützt auf die katholische Partei, werden allein „fähig sein, einen Ballast zu schaffen für das herumge= „worfene Schiff. Offenbar werden diese beiden Inter= „ventionen nicht uneigennützig sein. In dem verhängniß= „vollen Kreislaufe der Revolutionen führt ein Abgrund „zum anderen Abgrund. Es giebt Nationen, die, einmal „eingetreten in diese Dante'sche Hölle, daraus zurückgekom=

„men sind. Aber was soll man zu der Nation sagen, die, „nachdem sie herausgekommen, sich zwei-, dreimal wieder „hineinstürzt?"

So zwei Jahre vor dem Sturze des Kaiserthums; acht Jahre nach diesem Sturze, und unmittelbar nach dem Siege der republikanischen Demokratie, den auch er für endgiltig hält, wie seine Landsleute ja auch die Regierungen von 1814, 1830, 1852 für endgiltig hielten, zehn Jahre später läßt sich der Prophet anders vernehmen. Sein Rezept — das preußische von 1868 — ist nicht angenommen worden und es ist doch nicht zu Revolution und Staatsstreich gekommen. So sieht er denn jetzt nicht länger nur Militär- und Priesterherrschaft in der Zukunft seines Landes, sondern im Gegentheil Freiheit und Frieden durch den Sieg der Mittelmäßigkeit, des „Amerikanismus"; d. h. den Tod aller höheren Bildung, alles Ideals, aller großen Ueberlieferungen und die Herrschaft bürgerlichen Nützlichkeitssinnes.

Wer Renan's Schriften*) aufmerksam gefolgt ist, der wird überall die doppelte Gewohnheit des Schriftstellers

---

*) E. Renan hat sich im Jahre 1878 zweimal über die politischen Zustände seines Vaterlandes, wie sie sich seit dem Siege der Republikaner gestaltet haben und sich in Folge dieses Sieges voraussichtlich gestalten werden, öffentlich vernehmen lassen. Er hat nämlich einen neuen Band — den sechsten — gesammelter Aufsätze herausgegeben und hat denselben nach seiner Gewohnheit eine allgemein gehaltene Vorrede vorausgeschickt, wie nur er sie zu schreiben im Stande ist. Und diesem Stoßseufzer folgte fast augenblicklich im Feuilleton des „Temps" ein fünfaktiges Drama in Prosa, das sich unter dem Titel „Caliban" als eine Fortsetzung von Shakespeare's „Sturm" giebt. Doch würde man Renan Unrecht thun, wenn man ihm die Prätension

wiederfinden, welche so recht seine Eigenthümlichkeit ausmacht: ich meine die Gewohnheit, bei Behandlung der in Raum und Zeit enrferntesten, ja scheinbar auch in ihrem Wesen einander fremdesten Gegenstände, nie sein Vaterland

---

zuschriebe, Shakespeare's Dichtung fortsetzen zu wollen. Sein Drama ist eine Allegorie, welche keinerlei Anspruch auf dichterischen Werth oder dramatisches Interesse erhebt. Dichterisch daran ist nur die Sprache; auch sie nicht immer; und fast möchte man in dieser Beziehung — der wunderbaren Anmuth des Stiles — den wissenschaftlichen Aufsätzen der Mélanges noch den Vorzug geben. Man weiß in der That nicht, was man an diesen kleinen Essays mehr bewundern soll: die Ausdehnung des Wissens, die Vielfältigkeit und Tiefe des wissenschaftlichen Interesses, den vornehmen Sinn, der alle Gegenstände in höhere Regionen hebt, Allen allgemeine Beziehungen abzugewinnen weiß, oder die unendliche Mannigfaltigkeit der Sprache bei einer so ausgesprochenen Einheit des Tones — das Ergebniß, wenn ich nicht irre, der außerordentlichen Beweglichkeit dieses Geistes und der seltenen Fixität des Standpunktes, auf den er von Anfang gestellt war. Doch ich will ja hier weder jene Aufsätze beurtheilen — so groß auch die Versuchung ist, daran den Entwicklungsgang des seltenen Mannes zu verfolgen, dessen hier mitgetheilte Jugendarbeiten über den öffentlichen Unterricht in China und die Geschichte der klassischen Philologie im Alterthum schon sehr entschieden die Tendenz und Anschauungsweise verrathen, welche sich seitdem immer mehr bei ihm ausgebildet — noch will ich das sonderbare Drama recensiren, in welchem er die triumphirende Demokratie, philosophischer als witzig, satirisirt. Ein solches Kind der Phantasie und des Gedankens beurtheilt man nicht: denn es ist wie das Zwitterwesen der Fabel! dem Denker ruft es zu: Je suis oiseau, voyez mes ailes! dem Dichter: Je suis souris; vivent les rats! Es ist eben unbeurtheilbar. Man liest es, man freut sich, man ärgert sich und man findet, der Autor müsse doch ein famoser Kauz sein. Auch will ich nur an jener Vorrede und dieser Satire zeigen, welche Befürchtungen die neue Wendung der Dinge den vorurtheilslosen Franzosen hoher Bildung einflößt; denn als deren Sprecher dürfen wir diesmal wohl Renan gelten lassen.

und die Gegenwart aus den Augen zu verlieren*); und die andere, alle Poesie und Kunst stets symbolisch zu fassen. In dieser Doppelgewohnheit würde der Kenner der Menschenseelen sofort eine Eigenthümlichkeit des religiösen Sinnes ersehen, welcher in der That der vorherrschende Charakterzug des bedeutenden Mannes ist. Das Wirken auf die Gegenwart mittelst moralischer Mittel ist ja dem tief religiösen Menschen ebenso sehr ein Bedürfniß, als das Verwenden aller Geistesthätigkeiten — selbst wissenschaftlicher und künstlerischer — zum Begreiflichmachen der metaphysischen und sittlichen Wahrheiten. Dieser religiöse Sinn nun geht auch durch die biographischen und die historischen Studien Renan's. Er sucht die Offenbarung des Göttlichen in der Sprache wie in der Geschichte der Staaten, der Wissenschaften und der Religionen. Selbst seine Philosophie trägt einen religiösen Charakter; denn sie strebt, das Weltgeheimniß vermittelst der Phantasie zu erfassen, was das Wesen aller wahren Religion ist. Wissenschaft und Kunst sind ihm nur die Leitern, auf denen er in den Aether hinaufklimmt, wo sich ihm die Gesichte eröffnen; einmal oben, stößt er sie mit dem Fuße zurück und vergißt sich im Schauen dessen, was der Künstler und der Forscher nimmermehr sehen, weil sie wie Antäus den Boden nicht verlassen können, ohne sich zur Ohnmacht zu verdammen.

Es ist nun aber das Eigenthümliche religiöser Anschauungen, daß sie meist in den Willen niedersteigen, durch

*) Man könnte auch in diesem Bande hundert Stellen zeigen, wo er Frankreich, beziehungsweise die Tartarenpreußen im Auge hat, selbst wo er von Bagdad und dem neunten Jahrhundert spricht.

den Willen auf den Willen der Menschen zu wirken suchen, wo der Künstler und der Forscher sich's an der erschauten oder erkannten Wahrheit genügen läßt. Doch fühlen nicht alle Gläubigen die Willens- oder Liebeskraft in sich, um, sei's wie Moses, Mahomet oder Luther, sei's wie Buddha, Jesus oder Franz von Assisi, persönlich-lebendig auf ihre Mitmenschen zu wirken: es giebt auch solche, die, im Gefühle der mangelnden persönlichen Macht, durch die Mittel der Wissenschaft und der Kunst wirken zu können vermeinen. Ein solcher war Platon, ein solcher ist Renan: Seher, welche von der Erforschung und Erkennung des Wirklichen ausgegangen sind und, nachdem sie „im Land der Träume sich verweilet“, zur Mittheilung durch den Gedanken und die Form zurückkehren. Man pflegt solche Geister der Unklarheit, der Inkonsequenz, ja des Widerspruches, oft der Phantasterei anzuklagen: der Denker findet ihre Gedanken zu gleitend; der Künstler ihre Gestalten zu verwischt; der positiv Gläubige gar behandelt sie als Apostaten, Leugner des Gottes, den sie geschaut und den sie lästern, indem sie ihn mit der Sprache der Wissenschaft und der Kunst zu erklären suchen. Die Menschen aber, welche zwar höhere Geistesbedürfnisse haben, in denen jedoch jene drei auf's Ewige gerichteten Geistesthätigkeiten nicht so scharf gesondert sind, werden gerade unwiderstehlich angezogen und ewig angezogen werden von einem Platon, der die erhabensten Gesichte in der Sprache des Dichters dem abstrakten Denkvermögen so nahe bringt, als sie ihm gebracht werden können. Unwillig dagegen stehen ihm gegenüber nicht nur die scharfen Denker, die reinen Künstler, die positiv Gläubigen, sondern auch, und

schroffer noch als alle diese, die ungeheure Masse der Menschen, deren Gedanken nie auf das Ewige in irgend einer Form gerichtet sind, für welche nur das Zufällige Wahrheit hat, weil sie stets im engen Kreise ihrer persönlichen Leidenschaften und Interessen befangen, von der Wirklichkeit nur das sehen, was diese ihre Leidenschaften und Interessen berührt. Das sind die sogenannt praktischen, verständigen Leute, denen Alles, was über das Hier und Jetzt hinausgeht, als müßiges Spiel, nur die Lebensführung als ernst und des Ernstes würdig erscheint. Sehen Diese nun gar, daß jene Schwärmer sie hochmüthig als den numerus betrachten, als fruges consumere nati behandeln, daß sie, wie Plato, sich und die Ihren, „die Philosophen", als eine Aristokratie stabiliren, so gesellt sich zum Hohn gegen die unnützen Grübler noch der Haß, denn die Menschen, deren Leben im Verfolgen praktischer Ziele aufgeht, haben immer in dem tiefsten Winkel des Herzens ein Gefühl, daß jene Aristokraten doch vielleicht Recht haben.

Nie aber war eine Zeit, wo die Masse dieser verständigen gebildeten Leute, denen der Zweck aller Bildung Förderung der persönlichen Interessen ist, zahlreicher, nie eine, wo sie mächtiger gewesen wäre, als jetzt. Es hat Zeiten gegeben, die verderbter waren, oder schwächer, oder unglücklicher als unsere: keine, die sich so willig von dem hätte bändigen lassen „was uns Alle bändigt, dem Gemeinen". Darum hat Renan ihr den Krieg erklärt, im Namen des Ideals, und das verzeiht ihm die Zeit um so weniger, als sie selbst ein Ideal zu haben glaubt. Was dieses Ideal ist, ein Freund Renan's hat's jetzt eben dem

Blödesten sichtbar gemacht, wenn sie nur sehen wollen. Die Klarsichtigen wußten es schon lange, ehe Taine sich die Mühe gab, den Götzen zu entkleiden.

In jeder Vorrede wie in dem Drama, auf die ich aufmerksam mache, hält Renan der Demokratie, d. h. der Herrschaft der Mittelmäßigkeit, den Spiegel vor. Er spricht nur von Frankreich; er scheint sogar zu glauben, anderswo sei's anders; ja er ist überzeugt, auch in Frankreich hätte es anders sein können, wenn man nur gewollt. Ein doppelter Irrthum. Amerika, ja selbst Italien ist noch weiter vorgeschritten als Frankreich in der Praxis, wie in der Theorie der Demokratie: in England und Deutschland sind ihr die meisten Geister schon gewonnen; und widersteht nur dort das natürliche Vertheidigungswerk des aristokratischen, hier das künstlich aufgeführte des bureaukratisch-militärischen Staates dem Andrang. Nicht lange, so wird auch dort und hier der Damm nachgeben und die Fluth sich breit hinlagern über alles das, was einst der Stolz der Nationen war. Der Staat wird überall entweder eine gegenseitige Versicherungsgesellschaft werden mit einem Direktor und einem Verwaltungsrathe oder aber eine große zweckmäßig eingerichtete Maschine, in der jedem Bürger sein Platz angewiesen, seine Thätigkeit vorgeschrieben ist, um den größtmöglichen Nutzen Aller, wie er sich dem Mittelschlag der Menschen darstellt, zu erzielen. Man wird in jenem Staate recht frei sein, man wird in diesem einer trefflichen Ordnung genießen: Kunst, Wissenschaft, Religion aber werden nur noch in ihren niedersten Formen darin gedeihen, und das Ideal, das selbst im Staate steckt, wird voraussichtlich ganz daraus verschwinden. Der An-

fang dazu ist schon gemacht in Frankreich; der Irrthum Renan's ist, zu glauben, die Restauration des traditionellen Staates nach dem Beispiel Preußens von 1807 sei möglich gewesen nach 1871. Frankreich hatte weder eine unbestrittene Dynastie, noch einen alten Waffenadel, noch eine von keinem Parlamente gehemmte, von keiner Presse bekrittelte Regierung, wie Preußen sie von 1807—1848 und thatsächlich auch bis 1860 hatte, was ihm allein die Rekonstruktion des Nationalstaates möglich machte.

Daß auch wir diese Vortheile zu verlieren im Begriffe stehen, daß man sie nur ganz künstlich oder gewaltsam, folglich ohne Nutzen für die Nation, erhalten könnte, ist jedem Einsichtigen klar, und auch Renan sieht es; obschon er der Steuerlast in Folge des Heerwesens wohl zu viel Bedeutung beimißt, namentlich aber bei Beurtheilung der französischen Zustände die Verminderung der Kriegs- und Ruhmsucht der Nationen viel zu sehr von den Fortschritten der Demokratie abhängig macht. Eine stupide und herausfordernde Nationaleitelkeit ist nur allzu verträglich mit dem demokratischen Sinne. Dagegen hat er nur zu sehr Recht, wenn er sagt: „Die Fortschritte des Nachdenkens beim Volk, begünstigt vom Elementarunterricht. der Ausübung politischer Rechte, den Fortschritten der Industrie, der Vermehrung des Reichthums, würden den Einzelnen immer unfähiger zu jenen Wundern der Selbstentäußerung machen, von denen die unbewußten Massen in der Vergangenheit uns das Beispiel gegeben. Die Nation lebt von den Opfern, welche ihr die Einzelnen bringen: die immer wachsende Selbstsucht wird die Forderungen einer methaphysischen Entität, die Niemand im Besondern ist,

eines Patriotismus, der mit vielen Vorurtheilen, vielen Irrthümern verbunden ist, unerträglich finden."

Daß die Thatsache nicht zufällig, sondern die Folge einer langen Entwicklung ist, sieht Renan wohl; obschon er immer noch, als echtes Kind seines Landes, die Möglichkeit bewußten Verhinderns, Thuns und Unterlassens mehr als billig dabei in Anschlag bringt. Sonderlich verwöhnt, meint er, wären die Franzosen auch von den Conservativen nicht worden. „Die reaktionären und monarchischen Parteien haben uns nicht dergestalt behandelt, daß wir gezwungen wären, mit ihnen zu trauern. Schon in den letzten Jahren der Regierung Louis Philippes sah man die allgemeine Schwäche einreißen, welche bei uns die hohe geistige Bildung untergraben hat.*) Erinnern wir uns der düsteren Jahre 1849, 1850, 1851, wo der Menschengeist von seinen Feinden geschulmeistert wurde, und der zehn ersten Jahre des Kaiserthums, wo Alles, was nicht frivol oder mittelmäßig war, für gefährlich galt. Wir werden nie der Demokratie schmeicheln; aber wir müssen zugeben, daß es ihr nicht schwer sein wird, den Aristokratien jener Zeiten gleich zu kommen. Jetzt sind wir wenigstens frei; und wir sind's nicht immer gewesen. Machen wir uns keine Illusionen: wir werden Nichts leiten, Nichts reformiren, wenig einrichten; aber seien wir bescheiden, man wird uns wenigstens nicht belästigen: und das ist viel. Wenn wir von einer Macht geträumt haben, über die wir verfügen könnten, lassen wir den Traum. Die Welt wird durch einen unwiderstehlichen Hang zum Ameri-

*) Aehnlich Tocqueville schon im Jahre 1856.

kanismus fortgerissen, zur Herrschaft dessen, was Alle verstehen und würdigen. Galilei würde in unseren Tagen die Gehenna und den Kerker nicht zu fürchten haben. Er würde dem Triumph Herrn Raspails beiwohnen.*) Er wäre sicherlich weise genug, es sich nicht zu Herzen zu nehmen und sogar einzusehen, daß es in vieler Hinsicht berechtigt ist.“

Renan faßt die Gestalten der freien Phantasie Shakespeare's als Symbole. Und warum auch nicht? Shakespeare ist wie die Natur, die Jeder von uns deutet, ohne daß wir damit behaupten wollen, sie habe in ihren Schöpfungen wirklich gewollt, was wir durch sie versinnbildlicht sehen. Warum sollten wir nicht einmal mit einem geistreichen Menschen wie Renan in Prospero den Vertreter der Wissenschaft und Weisheit sehen, denen die Regierung der Welt zukommt, die sie oft auch regiert haben und denen die Menschheit ihr Bestes verdankt? Warum sollte uns Ariel nicht ein mal der unbewußte Idealismus sein, der Idealismus des kindlich-glaubenden, freudig-dienenden, willig-er-

*) Herr Raspail Winter als hoher Achtziger gestorben und sein Leichenbegängniß war Anlaß zu einer großen demokratischen Demonstration. Der Mann, der einst alle leiblichen Uebel der Welt durch den Kampher heilte — er war seines Zeichens Arzt —, glaubte alle gesellschaftlichen Uebel durch die Republik heilen zu können. Er hat sein langes Leben mit dem Kampfe für diese Regierungsform ausgefüllt und gar manches Jahr im Gefängniß zugebracht. Seine allgemeine und philosophische Bildung war die geringste, und er war als Schriftsteller, Redner und sogar als parlamentarischer Geschäftsmann null, obschon er Jahre lang im Parlamente saß.

tragenden Volkes, das sich der Leitung des Besten gerne fügt? Warum nicht Caliban, der befreite Sklave, dem Prospero

> „den Schein des Himmellichts gegeben;
> Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
> Um thierischer als jedes Thier zu sein."

In der That wälzt er sich betrunken im Keller des Herrn, der wieder Herzog von Mailand geworden, aber gewöhnlich in der Zurückgezogenheit der Karthause von Pavia wohnt, wo er eben den befreiten Caliban ruhig am Fasse gewähren läßt: denn „das oberste Verbrechen der Fürsten ist ja, das Volk durch ihre Wohlthaten zu demüthigen." „Warum capricirst du dich?" fragt ihn Ariel. „Wärest du frei, du wärest weniger glücklich." „Das schon," antwortet Caliban. „Aber ich werde ausgebeutet. Du feiler Knecht, du, siehst du denn nicht, daß es unerträglich ist, von einem andern Menschen ausgebeutet zu werden? Hast du denn gar keine Spur von Ehrgefühl? Kein Sterblicher hat das Recht, sich einem Andern unterzuordnen. Die Empörung ist in einem solchen Falle die heiligste aller Pflichten. Ariel: Du vergißt, daß du nur Dank Prospero ein Mensch bist. Caliban: Mit nichten. Die Insel gehörte mir. Ich war vor ihm dort. — — Ariel: Du sagst immer, die Insel gehörte dir. Wohl gehörte sie dir, wie die Wüste der Gazelle, wie die Dschungel dem Tiger. Du hattest keinen Namen für die Dinge; du wußtest nicht, was Vernunft war. Deine unarticulirte Sprache war wie das Blöken eines störrigen Kameels ... Prospero hat dich die Sprache der Aryas gelehrt. Mit dieser göttlichen Sprache drang der Theil von Vernunft, der

unzertrennbar von ihr ist, in dich. Nach und nach, Dank der Sprache und der Vernunft, haben deine mißgestalteten Züge einige Harmonie bekommen; deine schwimmhäutigen Finger haben sich von einander getrennt; aus einem übelriechenden Fische bist du ein Mensch geworden und jetzt sprichst du fast wie ein Sohn der Aryas. Caliban: Halt's Maul. Ich kam ganz gut ohne Sprache aus."

Und die Klagen über den Tyrannen Prospero beginnen von Neuem. Was könnte ein Caliban anders thun, als mit der Sprache, die ihm gegeben, den Geber lästern; was mit der Vernunft, als zu sehen, daß er ein untergeordnetes Wesen ist, und zu fordern, als ein gleiches Wesen behandelt zu werden? Alles Dienen scheint ihm eine Entwürdigung seiner kaum erlangten Menschenwürde. „Du dientest aus Furcht," sagt ihm Ariel, obschon er recht wohl fühlt, daß zwischen ihm und dem Rebellen kein Gedankenaustausch möglich ist. „Du dientest aus Furcht; ich diene aus Liebe. Was Prospero erstrebt, ist so schön, daß ich glücklich bin, dazu beizutragen, indem ich gehorche .... Er ist nicht Gott; aber er arbeitet für Gott. Er glaubt, daß Gott Vernunft ist und daß man arbeiten muß, damit Gott, d. h. die Vernunft, die Welt mehr und mehr regiere. Er sucht Mittel, die Vernunft zu bewaffnen, damit sie wirklich herrsche." Was Wunder, daß Ariel die Freiheit ausschlägt, die ihm der Herrscher bietet: ihm ist das Gehorchen Lebenselement und Wohlthat: denn er fühlt unbestimmt, was Prospero bestimmt sieht, daß Gott sich nicht den Menschen unmittelbar zeigt, sondern im Genie des

Genialen, in der Tugend des Tugendhaften, in der Güte des Guten: daß er sich dann erst voll verwirklichen wird, wenn die Wissenschaft sich mit der monarchischen Krone zieren und ohne Nebenbuhler herrschen wird. Denn dann wird die Vernunft der Welt ihre verlorene Schönheit wiedergeben.

Anders als Ariel die vornehmen Kreise der Bildung, der Geburt, des Reichthums in Mailand-Paris. Da spottet man witzig des gutmüthigen Prospero; da sieht man in dem Weltwirrwesen nur ein Schauspiel für den Müßigen; da philosophirt man mit kaltblütigem Egoismus über die Gesetze der Geschichte und das unaufhaltsame Verhängniß; variirt mit Feinheit das Renan'sche Lieblingsthema des paucis vivit genus humanum, so daß die Selbstironie vernehmlich genug herausklingt. Neben den geistreichen Skeptikern und den harten Fatalisten die unverbesserlichen Optimisten, welche an die unverwüstliche Güte der menschlichen Natur glauben, die schon Alles in die Reihe bringen werde und die Idealisten, die einer Sache dienen wollen, weil dieselbe die Menschen überlebe. „Geht mir doch," sagt Balducci, der Edelleute Einer. „Sie stirbt vor uns. Sobald eine Idee, welche die Meinung begeistert hat, Anklang findet, sieht man ihre Fehler, man wird ihrer überdrüssig;" — o Renan! — „und das folgende Geschlecht macht sich d'ran, das zu zerstören, was Ihr mit soviel Ueberzeugung aufgeführt. Die Mode ist Alles." Auch die Lebenslustigen sind da, die heiter-leichtsinnig genießen, ohne zu ahnen, daß Caliban dadrunten grollt; und die schöne Imperia lehrt die künstlerisch Gestimmten die Lehre von der ewigen Schönheit als dem allein Wahren, allein Werthvollen.

Hier und da taucht wohl der Gedanke auf an den Wallfisch, auf dessen Rücken man spielt: aber die feinen Leute machen noch die schönsten Theorien, während er sich schon zu regen beginnt. „Das geschmackvolle Genießen, meint Balducci, ist das einzige Solide. Bevilacqua: Genießen wäre also der Zweck des Lebens? Balducci: Zweifelsohne. Bevilacqua: Aber alle können dasselbe Raisonnement machen, und dann werden Alle genießen wollen. Es giebt nun aber einmal in der Welt kein Genießen für Alle. Balducci: Man wird die Zudringlichen schon zur Ruhe bringen. Bevilacqua: Womit? Balducci: Mit bewaffneter Hand. Bevilacqua: Und wo nehmt Ihr die bewaffneten Hände her? Balducci: Von überall her. Wir bezahlen sie. Bevilacqua: Und wenn eure Miethlinge ihren Vortheil dabei finden, Euch zu erdrosseln, sich der Stadt zu bemächtigen?... Balducci: Ja, das ist freilich eine Gefahr. Bevilacqua: Es ist besser, man stützt sich auf die Nation. Balducci: Wo ist die Nation? Bevilacqua: Die Nation ist Italien. Orlando: Nein, die Nation ist Mailand. Ercole: Gleichviel. Was Ihr auch unter der Nation verstehen mögt, sie wird immer nur den Interessen einer Minderheit dienen. Die Mehrzahl wird geopfert werden. Wie soll man die Leute dazu bestimmen, sich für eine Ordnung der Dinge tödten zu lassen, die nur wenig Bevorrechteten nützlich ist? Simplicon: Man muß sie aufklären, sie unterrichten.“ „Was sagt Ihr da?“ antwortet der brutale Orlando, der die Dinge beim Namen nennt, „dumm müssen die Leute bleiben; nur so und wenn man sie glauben macht, sie gingen stracks in den Himmel, wenn

sie für diese unsere Ordnung sterben, werden sie sich tödten lassen."

Auch die Gelehrten, darunter Faust's Wagner, auch die Künstler mischen sich in die Unterhaltung in der warmen Mondscheinnacht, im schönen Schloßgarten von Mailand. Nur Caliban, versteckt hinter'm Gesträuche, murrt: „Ich habe keinen Platz bei dem Feste und ich kann nicht sagen, daß es mir darum zu thun wäre. So auf und ab zu gehen ist nicht besonders unterhaltend. An ihrer Stelle zög' ich vor, den Tag über ausgestreckt im kühlen Keller beim offnen Faß zu liegen. Ist es aber gerecht, daß ich nicht dabei bin? Die Menschenrechte sind dieselben für Alle. Es muß ein Vortheil sein, da es ein Vorrecht ist. Und wenn es auch nach meinen Begriffen kein Vortheil wäre, genug, sie betrachten es als einen Vortheil und das verletzt mich. Hier in Mailand fühle ich immer mehr meine Bürgerwürde." Indessen beginnt Prospero sein Schauspiel, in dessen Erwartung die Vornehmen sich mit ihren Bemerkungen die Zeit vertrieben hatten. Er zaubert den Olymp herauf und die Götter der Vergangenheit, die Götter des Fleisches, an ihrer Spitze Jupiter als Optimus Maximus, gegen die der Vertreter Jehovah's protestirt, er, der nur den abstrakten Gott des Gesetzes kennt. Doch als Prospero nun die Götter der Zukunft heraufbeschwört — natürlich brutale Krupp'sche Kanonengötter, Götter des Metalls, welche die Wissenschaft in den Dienst der Gewalt und des Krieges geben, wie die bitterbösen Deutschen — da protestirt der ewige Jude von Neuem; und auch Prospero muß zugeben, daß „alle Versuche, die Gesellschaft auf Grundlage der Gerechtigkeit" zu reformiren, sich auf

den Stamm werden pfropfen müssen, an den sich der Jude lammert. Doch zieht sich der Festgeber nach dieser allegorischen Vorstellung wieder zurück in seine Karthause von Pavia, um dort seiner Wissenschaft zu leben, die eine ö here ist als jene mechanische und die Religion in sich begreift: denn ihr Hauptzweck ist die Kunst schön zu sterben: die Euthanatasie.

Kaum aber hat er die Hauptstadt verlassen, so beginnt unter Caliban's Aufreizung und Führung der Aufstand des „Volkes“ gegen den „Tyrannen“; denn „nie verdiente ein Fürst mehr als dieser den Zorn seiner Völker“, wenn man den Aufwieglern glauben darf. Caliban beweist seinen Freunden, daß sie „ausgebeutet“ sind; daß es ungerecht ist, wenn der Meister von der Arbeit der Gesellen Vortheil zieht, und wie im Grunde Alles die Schuld der Regierung ist. Vor Allem aber predigt er „Krieg den Büchern“; denn er weiß aus seiner persönlichen Erfahrung mit Prospero, welche Ueberlegenheit der Despot aus den Büchern schöpft. „Der Mensch, der Latein kann, befiehlt den andern Menschen. Nieder mit dem Latein!“ Unter diesem Rufe wird der Palast gestürmt, und nun beginnt ein babylonisches Sprachgewirr und ein politischer Galimathias unter den neuimprovisirten Gesetzgebern und Reformatoren, die lebhaft an das Gefasel der Pariser Volksbeglücker von 1848 erinnern: am Ende wird's Caliban doch zu arg und er empfiehlt Ordnung, Achtung vor dem Eigenthum u. s. w., als ob er sein Leben über Minister gewesen. Sagt er das schon laut, wieviel mehr wird er sich's leise sagen; denn, meint er naiv: „Ich hätte nicht geglaubt, daß man beim Regieren so schnell reif

wird.“ Er fängt wirklich schon an, die Nothwendigkeiten des Regierens zu begreifen; er will sich befestigen, ja selbst sich mit Glanz umgeben. Der Glanz ist nöthig. Die Wissenschaften und Künste müssen beschützt werden; auch Imperia darf nicht ferne bleiben: kurz, wenn er nur wüßte, wie? Caliban wäre gar nicht so abgeneigt, im Sinne einer höheren, schöneren Kultur zu regieren.

Indessen sendet Prospero seinen treuen Diener Ariel mit seinen Schaaren gegen das aufständische Mailand, während er selber mit seinem skeptischen Minister Gonzalo, der Alles von der List und Gewandtheit erwartet, und mit den jüngst noch frondirenden Edelleuten, welche witzeln, klagen, spintisiren, recriminiren und philosophiren, anstatt zu helfen, in Pavia zurückbleibt. Bald aber kommt Ariel besiegt zurück: „Herr, unsere Kunst ist ohnmächtig gegen das Volk ... Ich habe mit der Fülle deiner Macht meine Befugnisse eines gelehrigen Geistes erfüllt: es schien als ob ich in der Leere wäre. Die Leere, o Herr, war die Atmosphäre, in der ich mich bewegte. Wir müssen unsere Strategie ändern. Wo Caliban Alles vermag, vermögen wir Nichts. Unsere Waffen treffen nicht mehr. Ebensogut wäre es mit einem Stein Latein zu reden, als diesen Verhärteten die Leyer zu spielen.“ Ariel sucht sich das sonderbare Phänomen zu erklären: er meint, die Revolution sei der Realismus; Alles was Schein ist für die Augen — man sieht, Ariel hat seinen Schiller gelesen — Alles was ideal, nicht stofflich ist, existire nicht für „das Volk“. Es glaubt nur noch an's Wirkliche. Wenn es gesagt hat: „Dies und das existirt nicht“, ist Alles fertig. Ich zittere

für den Tag, wo dieses furchtbare Raisonnement an Gott rührt. Man wird ihn auffordern sich zu zeigen, und wenn der Ewige ein Gefühl seiner Würde hat und stolz hinter seinen Wolken bleibt, wird man ihn aus der Liste der Existenzen streichen."

Unterdeß kommen Bürger aus Mailand an und rathen zur Versöhnung, zum Nachgeben, wie ihresgleichen zu thun pflegen: denn sie sind überzeugt, daß der neidische, rachsüchtige, feige Caliban nun mit einmal großmüthig werden wird nach dem Siege, wie er schon gemäßigt und talentvoll geworden. Auch der Mönch kommt und wendet sich gegen Prospero, den Mann der Wissenschaft, lädt ihn vor das heilige Gericht und jetzt sieht Prospero wohl, daß er verloren ist, obschon Caliban und die Seinen für's Erste die Allianz mit der Geistlichkeit zurückweisen und sich als Antiklerikale geben. Nun beginnt auch Prospero sich fast mit dem Gedanken auszusöhnen, daß die rohe, dumme Bestie regieren solle: und auch er ruft, wenn schon mit bittrer Ironie: „Sei's drum: es lebe Caliban!"

So wird denn Caliban Premier-Minister Herzog Prospero's; er liefert diesen zwar nicht der Geistlichkeit aus; doch schließt er Frieden mit der Kirche, interessirt sich sogar für den Papst; denn der Papst ist Fürst, und Caliban fühlt eine merkwürdige Solidarität mit Allem, was Fürst ist. Auch Gonzalo schließt sich an: denn Caliban will die Leute um sich haben, welche die „Tradition des Regierens" besitzen. Der Prior der Carthäuser aber, der contemplative Skeptiker, während er sein Brevier vor sich hinmurmelt, stellt gar sonderbare Reflexionen an: „Die aufgeklärtesten Leute nehmen das neue Regime an, ohne

andern Vorbehalt, als das Recht auf einige unschuldige Scherze. Im Grunde bricht sich die ewige Vernunft durch die anscheinend entgegengesetztesten Mittel Bahn. Das Budget Caliban's wird für gescheidte Leute am Ende noch besser sein als das Mäcen's. Hübsch gewaschen, hübsch gekämmt wird Caliban schon ganz präsentabel werden. Vielleicht wird man auch einmal Münzen schlagen mit der Aufschrift: „Caliban, dem Beschützer der Künste und Wissenschaften." Prospero wird, mindestens eine Zeit lang, leben können unter einem solchen Regime; er hat sogar Aussicht die Leitung desselben wieder in die Hand zu bekommen. Dazu gehört Klugheit. Die Demokratie ist eifersüchtig und argwöhnisch; allein wenn man bescheiden ist und seine Karten hübsch versteckt, kommt man weit. Was die übertriebene Feinheit zarter Seelen angeht, welche ein Gefühl persönlicher Treue bewegt, so hat sie keinen Platz mehr in einer solchen Welt. Solchen Seelen bleibt Nichts übrig als zu sterben." In der That, Ariel, den Prospero jetzt von Neuem, diesmal für immer, in Freiheit setzt; Ariel, dessen Tod die Freiheit ist, wie das Dienen sein Leben war; Ariel verscheidet: „Prius mori quam foedari. Es ist nicht in meinem Wesen, das Gute auf zweierlei Weise zu begreifen. Schon hat die Luft wieder an sich genommen, was in mir ihr angehörte. Der leichte Aether, der mit ihr verbunden war, strebt aufwärts, um sich in keuscher Verbindung mit der absoluten Kälte des Raumes zu vereinen. Andere Theile werden sich in dem Haare der Algen verlieren, welche sich im tiefen Blau der Fluthen spiegeln. Bald im Unendlichen, bald auf dem Gipfel der Berge, bald auf dem Grunde einsamer Buchten, werde ich,

der wechselnde Geist der Natur sein: das Blau des Meeres, das Leben der Pflanze, der Duft der Blume, der blaue Schnee des Gletschers. Ich werde mich trösten müssen, nicht mehr am Leben der Menschen meinen Theil zu haben. Dies Leben ist kräftig, aber unrein. Ich brauche keuschere Küsse. Jeder Idealist wird mein Geliebter sein: jede reine Seele meine Schwester; ich werde der jungfräuliche Schnee sein auf dem Busen des Mädchens, das Gold ihrer Haarflechten. Ich werde blühen mit der Rose, grünen mit der Myrthe, duften mit der Nelke, erbleichen mit dem Oelblatt. Lebewohl, mein Meister, erinnere dich deines kleinen Ariel." Ariel verschwindet, indem er einen feinen, reinen und genauen Ton von sich giebt. Prospero stürzt zusammen. Ende.

Es ist ein Kern von Wahrheit in dieser heute prophezeiten, ruhigen, eintönigen, prosaischen Zukunft Frankreichs, wie in der zehn Jahre früher ausgemalten Zukunft eines von Bischöfen und Prätorianern beherrschten Frankreichs. Aber Renan übertreibt heute wie damals. Die Demokratie wird sich wohl früher oder später wieder zum Principat zuspitzen, aber zum friedlichen, aufgeklärten, gemäßigten Principat; und die höhere Bildung wird zwar nicht den Staat leiten, aber doch darin geduldet werden. Es wird sich eine Nation in der Nation bilden, welche treulich die nationalen Ueberlieferungen und Ideale einer anderen Zeit wahren wird, wie ein heilig anvertrautes Gut; und wer weiß, vielleicht kommt einst noch der Tag, wo

die Nation froh und dankbar sein wird, daß Prospero ihr den Schatz gerettet, und auch die Leitung ihres Staates wieder denselben Händen anvertrauen wird, die ihn so lange bewahrt. Auch das sind Träume, wir wissen's wohl, aber es sind heiterere Träume als die ersten Träume Renan's, und sie haben gewiß ebensoviel Wahrscheinlichkeit der Erfüllung für sich als die letzten.

II.

Gambetta.

Ueber Herrn Gambetta ist viel gesprochen worden, vielleicht zu viel; denn kaum jemals hat es unsere Zeit so unverhüllt zur Schau getragen, daß ihr aller Sinn für Proportion und Perspektive abgeht, wie bei dem traurigen Anlaß seines frühen Todes. Und die Ueberschätzung ist diesmal sehr natürlich gewesen. Man wollte auch gar keine überlegte absichtliche Parallele zwischen einem Zeitgenossen und den großen Todten ziehen, wie es sonst so gerne geschieht. Sondern ein Mann war plötzlich verschwunden, der zwar neben einem Pitt oder Canning nicht groß erschienen wäre, aber doch seine kleinen Zeitgenossen thurmhoch überragte, das Haupt einer zahlreichen politischen Partei, die bei seinem Tode auseinanderfiel, der Mittelpunkt eines großen Freundeskreises, der gewohnt war von ihm den Lebensodem zu empfangen. War es da zu verwundern, wenn Freunde, Parteigänger und selbst ein beträchtlicher Theil des weiteren Publikums der Versuchung erlagen, die relative Bedeutung dessen, der ihnen alles in allem gewesen, zu übertreiben? Die Wogen rückblickender Bewunderung sind ja bereits im Verrinnen; wenn nicht die private, so giebt doch die öffentliche Sympathie schon einer nüchterneren Wägung

Raum, und bei der prunkvollen Trauerfeier, mit der die französische Regierung den „Mann des Volkes“ ehrte, traten keine Zeichen jenes tiefgefühlten Schmerzes zu Tage, der beim Begräbniß Mirabeaus unaufhaltsam hervorbrach — denn selbst Mirabeau ist vor einer Vergleichung mit dem Tribunen des neunzehnten Jahrhunderts nicht sicher gewesen. Man gestatte uns nun mit dem Auge des Historikers Laufbahn und Persönlichkeit des Mannes zu betrachten, dessen Platz so unerwartet leer geworden ist, ohne daß uns daraus die Pflicht erwüchse, die allbekannten Ereignisse aus Herrn Gambetta's öffentlichem Leben zu erzählen.

I.

Aus seinem öffentlichen Leben; denn das Privatleben eines Politikers gehört dem Geschichtschreiber nur so weit an, als sein öffentliches Leben dadurch beeinflußt worden ist. Von Herrn Gambetta läßt sich sagen, daß seine Gutherzigkeit, die ihm so viele Freunde gewann, ihm auch in seiner öffentlichen Laufbahn nicht geringen Vorschub geleistet hat: man fühlte ihm an, daß seine heftigen Angriffe gegen politische Gegner nicht aus persönlicher Feindschaft entsprangen, wie man ihm gleicherweise anfühlte, daß er unfähig war, einem Parteigenossen Nein zu sagen. Seine Liebenswürdigkeit und sein gewaltiges Temperament fesselten und bezauberten sogar Viele, die gar nicht in nähere Berührung mit ihm kamen, und ließen sie manches, was vielleicht in englischen Augen als laxe Moral gegolten hätte, mit Toleranz auffassen. So diente auch die unbestreitbare persönliche Integrität des Mannes dazu, seine übertriebene

Nachsicht gegen vieles was in seiner Umgebung vorging in milderem Lichte erscheinen zu lassen.

Seiner Laufbahn war vom ersten Anfang an der Stempel eines unbezähmbaren, revolutionären Temperaments aufgedrückt, von dem sein Intellekt, seine Beredtsamkeit, sein Auftreten die Färbung trug. Dieses Temperament erlaubte ihm nie die Fragen, die vorlagen, ruhig zu untersuchen; es flößte ihm jene Abneigung gegen Details und jene Vorliebe für Allgemeinheiten ein, welche nicht nur seine Reden, sondern auch die wenigen offiziellen Depeschen, die er zu verfassen hatte, kennzeichnen. Sein ungewöhnlich offener und rascher Verstand schreckte vor allem zurück, was langsame, geduldige Arbeit erforderte, und verleitete ihn zum Glauben, er habe einen Gegenstand erfaßt, sobald er nur im Allgemeinen wußte, um was es sich handelte. Auch haben ihm hochtrabende, wohlklingende Worte oft mit Erfolg die Gedanken ersetzt, und während seiner ganzen Laufbahn kam ihm nie die Seichtigkeit des politischen Credos von 1792 zur Empfindung. Er wußte ganz genau, daß durch Worte nicht nur Gedanken, sondern auch Gefühle übertragen werden, und war gewohnt, sich selber nicht minder als seine Zuhörer an glühendem Wortgepränge zu berauschen. In seiner ganzen berühmten Rede vom November 1868, in der er für eine öffentliche Demonstration gegen den zweiten Dezember eintrat, können wir nicht ein einziges Argument oder auch nur eine Berufung auf irgend ein positives Gesetz entdecken; es ist ein fortlaufender Sturm von Invektiven, die durch gelegentliche Geschmacklosigkeiten oder durch prunkvolle Anrufungen des Cato und des

Thraseas verunstaltet sind; aber stellenweise erhebt sich der Redner zu begeisterter Gewalt und er weiß so scharf zu zielen, daß die Vertheidiger der Legalität sich unter seinen Geschossen krümmen und winden. Auch darf man nicht vergessen, wenn man geneigt ist solche heftigen und ungerechten Angriffe auf das bestehende Gesetz zu tadeln, daß Frankreich seit den letzten hundert Jahren aus einem chronischen Revolutionszustand gar nicht herausgekommen ist, selbst zu Zeiten wo eine Dynastie oder Republik fest gegründet schien. Die beständige Einmischung der Advokaten in die Politik, eine „unversöhnliche" Opposition gegen das Grundgesetz des Landes, ja selbst eine Revolution wie die vom 4. September, die angesichts einer Invasionsarmee die gesetzliche Regierung über den Haufen stürzte, sind darum in Frankreich verzeihlicher, als solche Dinge in England wären. Und in der That hat Herrn Gambetta von Seiten seiner Landsleute nie ein Tadel getroffen, daß er sich auf so geräuschvolle Art einen Namen gemacht hat. Zudem drang er vollständig durch, und fünf Monate später hatte er in der Deputirtenwahl über Herrn Thiers gesiegt, der nicht halb so viel Stimmen erhielt wie sein junger Gegenkandidat. Freilich, wenn solche theatralischen Debüts ihre Vortheile haben, — vor allem den, daß sie rasch zum Erfolg führen — so haben sie auch ihre Schattenseiten, denn sie lassen zu einer ruhigen Vorbereitung keine Zeit. Kaum war ein Jahr vergangen, als Herr Gambetta Regierungsmitglied wurde und wenig später stand er sogar an der Spitze der Regierung. Was für intellektuelle Fähigkeiten brachte er auf einen so verantwortungsvollen Posten mit? Eine

mäßige klassische und juristische Bildung, dürftige Geschäfts-kenntniß, sowohl in öffentlichen wie privaten Angelegen-heiten, und somit eine sehr unvollkommene und gänzlich unzulängliche Menschenkenntniß — ein Ding, das nicht durch geselligen Verkehr allein zu erlernen ist. Die Tradition von 1792 sollte das alles ersetzen. Hätte er nur Camille Roussets Buch über die Freischaaren von 1792 ge-lesen, so würde er sich vielleicht besonnen haben, ehe er die Rekruten aus der Provinz in einen hoffnungslosen Kampf hetzte. Aber es war ja viel bequemer, sich an die trüg-liche Legende zu klammern, als die nüchterne Geschichte zu befragen. Nach seiner Meinung war es die levée en masse was Frankreich im Jahre 1792 gerettet hatte, und diese levée en masse sollte auch im Jahre 1870 Frankreich wieder retten. Gambetta hatte eine viel leichtere Aufgabe als Carnot; denn er fand ein wohlorganisirtes Land vor, wo keine Reformen weder in der Administration noch in der Armee nöthig waren. Er brauchte nur das offizielle Räderwerk in Bewegung zu setzen, und in wenig Tagen war mit Hülfe von Präfekten, Unterpräfekten und Maires die ganze sorgfältig registrirte Jugend von Frank-reich mobil gemacht und nach den verschiedenen Militär-depots dirigirt, ganz wie bei einer gewöhnlichen jährlichen Einberufung. Das Verfahren war sogar in diesem Fall ein leichteres, da gar keine Ausnahmen gemacht wurden und somit die Untersuchung wegfiel. Gleicherweise wünschte er nach dem Muster seines großen Vorgängers „den Sieg zu organisiren"; das mißlang ihm aber gründlich. Daß nicht einer der Generäle sich den Befehlen des Diktators zu widersetzen wagte — obwohl alle sotto-

voce murrten, weil sie ihre armen jungen Soldaten einer sichern Niederlage entgegen gehen sahen — ist ein Beweis, wie tief die von Napoleon I. geschaffene französische Centralisation wurzelt. Diese Thatsache giebt uns außerdem den Schlüssel zu der Hartnäckigkeit, mit der Gambetta während seiner ganzen politischen Thätigkeit, vielleicht mehr instinktiv als bewußt, an der Tradition von einer strengcentralisirten Gewalt festhielt. Und hier ist der Punkt, wo der Irrthum zur Schuld wurde. Freilich ging Gambetta von leidenschaftlicher Vaterlandsliebe, nicht von persönlichem Ehrgeiz aus; aber sein Patriotismus war mit einem Grad von Selbstüberschätzung verbunden, der alle Grenzen überstieg. Wenn schon der Privatmann vor Uebernahme einer schweren Verantwortung verpflichtet ist, sich selbst zu fragen, quid valeant humeri, quid ferre recusent? um wie viel gebieterischer wird diese Forderung da, wo ein ganzes Reich, wo tausende von Leben auf dem Spiele stehen! Eine so einfache Frage legte sich Gambetta nie vor. Er war voll Selbstvertrauen; Strategie und Taktik waren ihm unbekannte Dinge, von Verwaltung und Organisation wußte er wenig oder nichts, und doch verließ ihn sein Selbstvertrauen niemals. Sein Genie sollte alle Kenntnisse ersetzen, und sein Genie ließ ihn im Stich — seine Armeen wurden geschlagen, tausende und tausende junger Leben hingeopfert, namenloser Jammer kam über das Land — und Frankreich ward nicht gerettet.

„Aber Frankreichs Ehre,“ ist die Antwort. Sehen wir einmal zu, was es damit auf sich hat. Bisher fiel es Niemanden ein, daß eine Nation ihre Ehre verwirkt

habe, wenn sie nach Vernichtung ihrer regulären Armee ihre Niederlage eingestand, oder wenn sie eine Provinz abtreten mußte, statt neue zu erobern. Weder hielt sich Rußland nach Sebastopol, nach dem Verlust von Bessarabien und der Demüthigung, seine eigenen Meere sich verschlossen zu sehen, für entehrt, noch Oesterreich nach Solferino und Sadowa und der Abtretung Venetiens sowie der Lombardei; obgleich, besonders in dem letzteren Fall, der Besiegte nicht einen einzigen Sieg zu verzeichnen hatte. War Frankreich wirklich nach Sedan und dem Verlust des Elsaß entehrt? Niemand außer den Franzosen selbst hat je die Tapferkeit der französischen Truppen in Frage gestellt, am wenigsten die Feinde Frankreichs, die für die unerschrockene Kühnheit der Franzosen in jedem Treffen lautes Zeugniß abgelegt haben. Weder Individuen noch Nationen werden durch Unglück entehrt, wenn sie sich mit aller Kraft gegen ihr Mißgeschick gewehrt haben; und das hatte Frankreich doch gewiß gethan. Dies war auch die vorwiegende Meinung im ganzen Lande, das eingeschlossene und durch falsche Berichte getäuschte Paris ausgenommen. Die Legende vom Sauveur de l'honneur wurde erst drei oder vier Jahre später zusammengebraut, theils als Waffe gegen die Regierung, theils auch als lindernder Balsam auf den verwundeten Nationalstolz, gerade wie die Legende von Napoleon, den man noch im Jahr 1815 verwünschte, erst gegen 1820 entstand. Beide Male ging die Nation von einer sehr natürlichen Empfindung aus, als sie die Legende aufnahm und sich zu eigen machte; aber der Ursprung der Legende war beide Male ein künstlicher.

Es ist erstaunlich, wie schnell die Tagesgeschichte vergessen wird. Wer war es, der den Widerstand nach der Niederlage von 1870 wahnsinnig nannte und beklagte? Waren es etwa nur Bonapartisten und Legitimisten, Moderirte und die vorsichtigen Leute wie Thiers und Jules Simon? Wurde die „Diktatur der Unfähigkeit" nicht von Republikanern vom reinsten Wasser wie Georges Sand und Lanfrey laut gerügt? Bezeugte nicht die ganze Nation durch die Februarwahlen ihren Abscheu vor dem Krieg, ihre Verachtung dessen, was man jetzt die „Ehre des Vaterlandes" nennt, ihren glühenden Wunsch nach Frieden?

In einem Sinne freilich brachte dieser zwecklose, hoffnungslose, ja nahezu verbrecherische Widerstand seinen großen Gewinn, wenn nicht für Frankreich selbst, so doch für den Rest der Welt; denn er trug mehr als irgend etwas anderes dazu bei, die Wahrscheinlichkeit eines neuen Krieges hinauszuschieben. Dies klingt freilich paradox; aber ich bin gewiß, daß alle, die Frankreich genau kennen und sich durch den Schein und das Gerede nicht irre machen lassen, mir Recht geben werden. Eine der Ursachen, vielmehr die Hauptursache des 70er Krieges war der Umstand, daß Frankreich völlig vergessen hatte, was Krieg heißen will. Seit der letzten Invasion waren fünfundfünfzig Jahre vergangen; nur wenige Augenzeugen waren noch übrig, die jene Zeit in reiferem Alter erlebt hatten und auf die Entschlüsse der Regierung einwirken konnten. Die vorherrschende Meinung war zweifellos die, daß die französischen Waffen unbesiegbar seien, und daß der Krieg sich auf dem feindlichen Gebiet ab=

spielen werde. Diese Illusionen sind nicht länger aufrecht zu halten, und die jetzige französische Generation ist sich über die Möglichkeit einer Niederlage, selbst einer neuen Invasion im Fall eines Revanchekriegs klar. Aus diesem Grund sieht man sich vor und vermeidet jeden Schritt, der zum Kriege führen könnte, so lang man die Chancen für den Sieg, sei es hinsichtlich der Zahl oder der Bündnisse, für unsicher hält. Wer einmal die Greuel einer Invasion erlebt hat, der besinnt sich, ehe er den Krieg befürwortet, und die Generation, die dieses Loos getroffen hat, muß in Frankreich aussterben, bevor wieder ernstlich an Krieg gedacht werden kann. Erst die junge, gegen 1870 geborene Generation könnte einmal wieder leichtsinnig genug sein, vom Losschlagen zu träumen. Wäre aber in Ferrières der Friede abgeschlossen worden, so hätte blos ein verhältnißmäßig kleiner Theil von Frankreich, nur einige Grenzdepartements, den Krieg und zwar in seiner milderen Gestalt kennen gelernt; denn der Feldzug wäre ein rein militärischer geblieben und hätte den Rest der Nation schwerlich anders als in ihrem Stolz getroffen. Indem man den Widerstand ohne alle Aussicht fortsetzte, machte man zwei Drittel des Landes zum Kriegsschauplatz. Amiens und Rouen, Orleans und Le Mans hatten die Anwesenheit des Siegers zu erdulden, und selbst die Departements, denen die Invasion erspart blieb, mußten ihre Söhne aufs blutige Schlachtfeld schicken, von dem die einen in die Gefangenschaft des Feindes wanderten, andere tödtliche Verwundungen oder unheilbare Krankheiten nach Hause brachten und viele gar nicht mehr zurückkehrten.

So lehrte Gambetta die Franzosen den Krieg in seiner ganzen gräßlichen Wirklichkeit kennen, nicht einen glorreichen, von Berufssoldaten in der Ferne — vor Sebastopol oder Solferino — ausgefochtenen Waffengang, sondern den Krieg im Herzen des Landes, den die Jugend aller Klassen fast unter den Augen der Eltern führte, mit seinem furchtbaren Geleite von brennenden Dörfern und gebrandschatzten Städten, mit all seinen Leiden und seinen Greueln, — und dieser Eindruck wird in der jetzigen Generation unauslöschlich sein. Auch wird man in Frankreich nicht vergessen, daß, während die Unterhandlungen in Ferrières stattfanden, Metz noch von einer französischen Armee besetzt war und aller Wahrscheinlichkeit nach französisch geblieben wäre, und daß es ohne die verschleppte Belagerung von Paris und die Abwesenheit der regulären Armee keinen Kommuneaufstand hätte geben können. Diese beiden Umstände wären, wie Niemand bestreiten wird, einem Revanchekrieg sehr förderlich gewesen, und sicher würde Europa unterdessen schon einen neuen deutsch-französischen Krieg erlebt haben, wäre es im September 1870 zum Friedensschluß gekommen. Gambetta hat viel gethan, um den Deutschenhaß in Frankreich populär zu machen; aber sein Werk ist es gleichfalls, daß der Krieg unpopulär geworden ist.

II.

Gambetta's wirksamster und wohlthätigster Einfluß fällt in die Zeit von 1873 bis 1877, wo er für die von Herrn Thiers gegründete und von den Konservativen thörichterweise bekriegte Republik kämpfte. Durch sein

Talent wie sein Temperament war er ganz besonders zum Angreifen und zum Zerstören befähigt. Jetzt rief ihn sein unbezwinglicher Muth, seine unerschöpfliche Kraft, seine wunderbare populäre Rednergabe an die Spitze der Abwehr gegen die Angriffe, welche die Regierung in diesen vier Jahren auszuhalten hatte. Seine Reden aus dieser Zeit sollte man nicht in der gesammelten Ausgabe lesen, die er so unklug war zu veranstalten: die Beweisführung darin ist dürftig, die Komposition lose, der Stil nachlässig, die Wiederholungen so häufig, daß sie Tautologien werden, die Angriffe oft von zweifelhaftem Geschmack, und was Originalität betrifft, so sucht man vergebens danach. Was diesen jetzt unlesbar gewordenen Reden zur Zeit wo sie gehalten wurden solche Macht verlieh, war das Feuer, die Unmittelbarkeit, die wunderbar treffenden Antithesen, die er der Menge zuschleuderte, und die ihre Schlagworte wurden. Nie gab es ein besseres Muster der Beredtsamkeit für einen Demagogen, nie ein schlechteres für einen Staatsmann, als die seinige. Zudem kam, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, seine Persönlichkeit seiner Redekunst zu Hülfe. Er brauchte sich nur vor einer zahlreichen nicht allzugebildeten Zuhörerschaft zu zeigen, so nahm er sie mit Sturm. Ich sage „einer nicht allzugebildeten Zuhörerschaft," denn geläutertere Geister waren von Anfang bis Ende vor dem Zauber seiner Person wie seiner Rhetorik auf der Hut.

Die Regierung Frankreichs war von 1789 bis 1877 in den Händen derselben Klasse geblieben. Schon vor der großen Revolution hatte die höhere Bourgeoisie die meisten Staatsämter inne, und viele der ausgezeichnetsten

Staatsmänner waren Finanzleute und Advokaten. Dieses Element bekam von 1789 an entschieden das Uebergewicht, und unter dem ersten Kaiserreich hatte schon eine Verschmelzung des alten Adels mit den altgesessenen bürgerlichen Familien begonnen, die bis 1877 die regierende Klasse in Frankreich blieben. Diese alte Bourgeoisie zeichnete sich nicht allein durch Reichthum aus; weit häufiger lag ihr Anspruch auf Geltung in der Familientradition, in einer höheren Bildung oder im Besitz eines Amtes durch eine Reihe von Generationen. Das alles sollte nach dem Sieg von 1877 einen Wechsel erfahren. Die von Gambetta verkündigte Herrschaft der neuen Gesellschaftsschichten, der nouvelles couches, sollte beginnen, und er war es hauptsächlich, der sie ans Ruder brachte. Er, der selbst der Sohn eines Gewürzkrämers war, half bereitwillig all den halbgebildeten Krämersöhnen zu Regierungsposten und Parlamentssitzen, während die Väter der Grundstock seiner Wählerschaft wurden. Natürlich konnte auch er bei seinem fast unbeschränkten Einfluß nicht mit dem ganzen Stab der wunderbar organisirten Civilämter aufräumen, der Frankreich in den Stand gesetzt hatte, sich in einem Zeitraum von achtzig Jahren den gefährlichen Luxus von sechs aufeinanderfolgenden politischen Revolutionen und Invasionen zu gönnen, ohne daß die Grundpfeiler des Staates erschüttert wurden; doch brachte er genug von dem neuen Element hinein, um das alte gänzlich brachzulegen und den Charakter des französischen Beamtenstandes von Grund aus umzumodeln — vom Parlamente ganz zu schweigen, das unter seinem Einfluß, um nicht zu sagen unter seinem Befehl,

gewählt und dann „purifizirt“ wurde. Also ließe sich behaupten, daß die französische Demokratie erst von 1877 an datiert, und daß es Gambetta war, der sie zu Sieg und Macht führte. Denn französische Demokratie heißt nicht die Herrschaft von Handwerkern und Arbeitern, so wenig als athenische und römische Demokratie ein Sklavenregiment bedeutete: der wahre Sinn dieses Namens ist die Oberherrschaft der niederen handeltreibenden Mittelklasse — der Schweinemetzger des Aristophanes, der Goethe'schen „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ und ihrer strebsamen Nachkommen. Diese finden natürlich ihre Führer in Männern, die an Geist und Bildung gerade eine Stufe über ihnen stehen, somit hoch genug, daß man sich etwas darauf einbilden kann sie zu verstehen, und doch noch nah genug, daß man fühlt, sie gehören zu der eigenen Klasse; diese Klasse aber ist immer noch so weit „peuple“, daß sie die Macht demagogischer Rhetorik auf sich wirken läßt, die eine Zuhörerschaft von geschulteren Denkern minder zu schätzen geneigt ist. Daher der Neid und das Mißtrauen dieser niederen Mittelklasse gegen diejenigen, in deren Gedanken einzubringen sie sich nicht befähigt fühlt; sie ist bereit einen Perikles oder Cäsar zuzulassen unter der Bedingung, daß er zu ihrem eigenen Niveau herabsteige, und auch dann nicht ohne dauerndes Mißtrauen, um seiner aristokratischen Herkunft willen; aber die rechten Männer für sie sind Cleon und Marius. Das neque litteras graecas didici schmeichelt ihnen heute noch ebenso wie vor zweitausend Jahren; denn es rechtfertigt gewissermaßen die Herrschaft einer utilitarischen Halbkultur, und selbst ihrem Götzen gegen=

über waren sie sehr anspruchsvoll. Als Gambetta sich einmal einfallen ließ, einen Mann, wenn nicht von hoher Geburt, so doch von tieferer Bildung und überlegener Begabung, Herrn J. J. Weiß, für einen Posten zu wählen, zu dem derselbe außerordentlich befähigt war, traf er auf heftigen Widerstand und wurde sogar in der Stunde der Noth von vielen seiner Anhänger verlassen zur Strafe, daß er ihre gemeinsamen Interessen verrathen hatte. Anderseits ist es wohl bekannt, wie verächtlich diese Herren von der Höhe ihrer relativen Ueberlegenheit und ihres weltlichen Wohlstands auf die arbeitende Menge herabsehen und in Wahrheit viel mehr Klassenhaß und Neid erregen als eine aristokratische Regierung es könnte. Die letzten fünf Jahre haben dies zur Genüge bewiesen, und es ist nicht zu verwundern, daß keiner von den 300 000 Pariser Arbeitern — den „trunkenen Sklaven", die ihm in Belleville einen so rauhen Empfang bereitet haben — der Leiche des Tribunen folgte, während die politischen Parvenüs im Ausdruck ihrer patriotischen Empfindungen schwelgten, ohne daß sie sich übrigens verpflichtet gefühlt hätten, darnach zu handeln.

Doch was der Revolution von 1877 eine so große Bedeutung gab, war nicht nur der Umstand, daß eine neue Klasse zur Herrschaft gelangt war an Stelle der älteren, die durch drei Generationen Frankreich regiert hatte, sondern auch daß in achtzig Jahren zum ersten Mal das von Napoleon I. errichtete Gebäude erschüttert wurde, welches bisher allen Stürmen getrotzt hatte. In den vier Jahren, wo Gambetta Frankreich absolut aber unverantwortlich regierte, blieb nicht eine einzige nationale

Einrichtung unangetastet. Selbst die neue republikanische Verfassung von 1875 wurde mit einer Revision, und der von ihr eingesetzte Senat mit Aufhebung bedroht. Die Unabhängigkeit der Richter — die von der Restauration, der Juliregierung, der zweiten Republik und dem zweiten Kaiserreich respektirt worden war — wurde dem Untergang geweiht, indem man die Absetzbarkeit einführte; der öffentliche Unterricht durch wiederholte Reformen, welche den vererbten Geist der nationalen Erziehung gänzlich umwandelten, auf den Kopf gestellt; und die Armee, deren feste Organisation weder durch ihre zerschmetternden Niederlagen geschwächt, noch durch die von der Thiers'schen Regierung eingeführten Reformen wesentlich verändert worden war, begann mit Ungewißheit und Bangigkeit in die Zukunft zu blicken, seit Herr Gambetta 1878 die dreijährige Dienstzeit auf das Programm gesetzt hatte. Die Finanzen, welche, Dank Herrn Thiers, in wunderbar kurzer Zeit geordnet worden waren, sind jetzt abermals in völliger Verwirrung, indem das jährliche Budget drei Milliarden übersteigt und die schwebende Schuld die gleiche Summe erreicht — ein Umstand, der in einem kritischen Augenblick zu ernstlichen Verwicklungen Anlaß geben könnte. Vor allem hat man einen unnöthig aufreizenden Krieg mit der Kirche vom Zaun gebrochen, dessen Folgen noch nicht in ihrer ganzen Schwere zu Tage treten; denn bis jetzt haben die Orden allein gelitten, und auf diesem Punkt ist die Mehrzahl der Franzosen gleichgiltig. Aber auch der weltliche Klerus ist durch Herrn Paul Bert bedroht worden, und wer Frankreich kennt — ich verstehe unter Frankreich nicht

nur Paris, sondern auch die Provinz — muß besorgen, daß das Land sich ganz anders zu der Frage stellen würde, wenn man anfinge, Bischöfe und Pfarrer zu beunruhigen.

Die Art, wie Gambetta seine schrankenlose Macht gebrauchte, war nicht minder verderblich als die Zwecke, die er verfolgte. Durch vier Jahre blieb er unumschränkter Herr und er zeigte sich im Frieden als derselbe, der er während des Krieges gewesen, als er Frankreichs beste Generale nach Belieben zu Helden oder Verräthern stempelte, die tapfern Truppen, die so mannhaft ihre Pflicht gethan hatten, schmähte, den Feind als eine Barbarenhorde, die Neutralen als Feiglinge behandelte, jeden unbedeutenden Vortheil zu einem großen Sieg aufbauschte, kurz nur die sprunghaften Eingebungen seiner Launen und Leidenschaften anerkannte. Jetzt ging er auf den Feind im Innern los: zuerst verlegte er sich darauf die ganze Beamtenhierarchie von oben bis unten zu säubern — denn kein garde champêtre konnte angestellt, kein débit de tabac verliehen werden, ohne daß vorher Gambettas Bewilligung eingeholt wurde; dann wandte er sich gegen das Parlament und hob gewaltsam alle conservativen Wahlen auf; denn auch eine Minorität war ihm unbequem. Selbst als Kammerpräsident ließ er die Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung außer Acht und war unfähig seine Sprache zu mäßigen; auch konnte er sich nicht enthalten, konservativen Rednern vom Präsidentenstuhle aus ins Wort zu fallen. Wenn seine intellektuelle Befähigung zum Staatsmann eine geringe war, so mangelte es ihm noch mehr am staatsmännischen Temperament.

Das erstere beweisen seine Depeschen als Premierminister, das letztere seine Haltung in der Deputirtenkammer und mehr als alles sein Sturz. Hat er sich wirklich nach jener Zeit geändert, wie viele behaupten? Mit vierundvierzig Jahren ändert der Mensch sich nicht mehr leicht, weder moralisch noch intellektuell, und in Herrn Gambettas Worten und Handlungen läßt sich schlechterdings gar nichts entdecken, was auf eine Aenderung in Anschauung oder Gesinnung während der zehn Monate seit seinem Rücktritt schließen ließe. War er aber der Alte geblieben, so darf man wohl fragen, ob die Republik irgend große Ursache hat sein Verschwinden von der Bühne zu beklagen, wie traurig auch sein frühes und tragisches Ende sei. Muß man seinen Abgang nicht vielmehr als ein Glück betrachten? Es steht außer allem Zweifel, daß Gambetta, wäre er am Leben geblieben, trotz der Abnahme seiner Autorität, die durch die kurze Zeit seiner verantwortlichen offiziellen Regierung bedeutend gelitten hatte, ein zweites Mal ans Ruder gekommen wäre; seine zweite Regierung aber würde unfehlbar zu einem Kommunardenaufstand geführt haben; denn dieser Partei war er ganz besonders ein Dorn im Auge. Was die Folge gewesen wäre, ist klar: irgend ein General hätte die Revolte niedergeschlagen und die Diktatur an sich gerissen; die Republik hätte dem Namen nach fortbestanden, aber in Wirklichkeit wäre ein Militärdespotismus an ihre Stelle getreten.

Auch für Europa — ich bedaure es sagen zu müssen — kann Gambettas Verschwinden nur ein Vortheil sein. Nicht daß es ihm wirklich gelungen wäre, auch in einer

zweiten Regierungsperiode, einen neuen Krieg herbeizuführen; denn dies hätte ihm sein eigenes Volk nie erlaubt. Aber seine bloße Gegenwart war ein willkommener Vorwand für jene periodischen Warnungen aus Varzin, durch die der Friede so oft und so peinlich gestört, wenn auch nicht wirklich gefährdet wird. Daß es gleichwohl früher oder später zu einem Revanchekrieg kommen wird, ist mehr als wahrscheinlich; aber vorher müssen die Augenzeugen des großen 70er Krieges vom öffentlichen Leben zurückgetreten und die Franzosen der Bierbankpolitik, mit der sie sich jetzt befassen, sowie der Mittelmäßigkeit von der sie sich regieren lassen, müde geworden sein; sie müssen das Regiment abermals den früher regierenden Klassen anvertraut haben, oder die Söhne der gegenwärtigen Parvenüs müssen in eine Art Tradition hineingewachsen sein; das Aufgelöste muß vorher wieder hergestellt sein, vor allem die Armee, von der jeder Franzose weiß, obgleich er es nicht eingestehen will, daß sie gegenwärtig weit entfernt ist von Kriegsbereitschaft. Mit andern Worten, dieses Jahrhundert wird keinen neuen Kampf an den Rheinufern mehr sehen; denn, wie schon gesagt, der Deutschenhaß ist zwar in Frankreich populär, aber der Krieg ist unpopulär, und dazu hat Niemand mehr beigetragen als Herr Gambetta.

III.

Pariser Arbeiterzustände.

(Nach Mittheilungen eines gewesenen Arbeiters.)

Le Sublime.

Es handelt sich hier nicht um Longin's *περὶ ὕψους*, an das freilich nichts in der Gegenwart erinnert, sondern von einem „Erhabenen", der — nicht das — neben uns lebt in Hunderttausenden von Exemplaren und dessen Beschreibung eine zwiefache „Aktualität" hat. Einestheils wirft die anonyme Schrift, von der hier die Rede ist,*) ein sehr helles Licht auf den Sozialismus und seine Ursachen; zweitens steht sie in Beziehung mit einem vielgelesenen Moderoman, der in allen Händen zu sein scheint und in den letzten zwei Jahren nahe an hundert Auflagen erlebt haben soll. Schreiber dieses hat zwar Herrn Emile Zola's „Assommoir" nicht gelesen, aber er hat doch darin geblättert; und als ein Freund ihm erzählte, Zola habe

*) Question sociale. Le Sublime ou le travailleur, comme il est en 1870 et ce qu'il peut être par D. P. Paris. Librairie internationale A. Lacroix, Verboeckhoven & Cie. 1870.

keineswegs, wie z. B. Maxime du Camp, aus persönlicher Berührung und nach Gerichts-, Polizei-, Hospital- und anderen amtlichen Akten das Arbeiterleben geschildert, sondern alle seine Kenntnisse von Sitten, Sprache und Ideenkreis der Pariser Arbeiter aus einem bereits vergriffenen Buche geschöpft, das den Gegenstand ex professo behandle, war er äußerst neugierig, dieses Buch kennen zu lernen. Es ist ihm auch gelungen, sich dasselbe zu verschaffen und er hat es mit hohem Interesse gelesen, sich vielfache Belehrung daraus erholt.

Das Buch erschien im Frühjahr 1870 zur Zeit des „liberalen Kaiserthums" und machte einiges Aufsehen, als — habent sua fata libelli — der große Krieg seine Wogen darüber ergoß und, obwohl schon Jahrs darauf die Commune die schauderhafte Illustration dazu lieferte und selbst die unglaublichsten Aussagen des anonymen Verfassers bestätigte, so scheint es doch nicht wieder aus dem Wirbel aufgetaucht zu sein. Ein besonderes Interesse erlangt es durch die Persönlichkeit des Verfassers. Dieser scheint Jahre lang selber Arbeiter, dann Werkführer gewesen zu sein, hatte sich aber, als er das Buch schrieb im Jahre 1869, schon seit geraumer Zeit zum Fabrikherrn aufgeschwungen. Seine Schreibweise verräth den Autodidakten in jeder Zeile. Seine Sprache ist nicht nur inkorrekt, sondern auch in bewundernswerthem Grade geschmacklos. Dazu wiederholt sich der gute Mann jeden Augenblick, weiß nie zwei Seiten lang bei der Stange zu bleiben; verwechselt die Bedeutung der Ausdrücke u. s. w. Noch charakteristischer aber ist seine Weise zu denken und zu fühlen. Er ist ganz Rationalist, in Religion, wie in

Moral und Politik. Die Nützlichkeit ist eine Göttin: von Ideal auch nicht eine Spur. Er ist ein überzeugter Republikaner und Demokrat und erkennt keinerlei Autorität an, die nicht vor dem Verstande — seinem Verstande — besteht. Das Gefühl der Ehrfurcht für Tradition ist ihm unbekannt. Alles, was vor der großen Revolution existirt hat, ist in seinen Augen eitel Lüge, Tyrannei und Knechtsinn; Ludwig XIV. „ein Genius der Etiquette, ein Organisator des Lakaienthums, ein Vielfraß in Perrücke". Nicht nur in der Verachtung der Könige und Aristokraten, der Kirche und der stehenden Heere, auch in dem Gleichheitskultus ist er ganz der französische Arbeiter geblieben, der er in seiner Jugend war. Er findet das Loos der arbeitenden Klassen, selbst wenn der Arbeiter fleißig und sparsam ist, hart und klagt die kaiserliche Regierung an, es durch den raschen Neubau von Paris und die daraus entspringende Wohnungsvertheuerung noch härter gemacht zu haben. Er kanzelt wohl auch die bösen Fabrikherren ab, welche den Arbeiter ausbeuten, keine menschliche Theilnahme für ihn zeigen, nichts zur Besserung seiner Lage, zu seiner Erziehung, zur Sicherstellung seines Alters beitragen. Kurz, wir haben es nicht mit einem „Aristo" zu thun, wie der Kunstausdruck heißt, mit einem Unterdrücker, einem Reactionär, mit Einem, „der sich vom Schweiße des armen Volkes mästet", sondern mit einem wohlwollenden Mann, der die Lage der Arbeiter aus persönlicher Erfahrung kennt, der die Energie und die Geschicklichkeit gehabt hat, sich hinaufzuarbeiten und jedem ehemaligen Gesellen den Weg zu gleichem Erklimmen der aussichtbietenden Höhe erleichtern möchte, einem Manne der äußersten Linken, der nicht

höher schwört als bei den „Menschenrechten“ und die große Revolution, den Convent eingeschlossen, für die ruhmreichste That der Weltgeschichte hält.

Aus solchem Munde gewinnen natürlich die furchtbaren Enthüllungen über die Pariser Arbeiterzustände eine ganz andere Bedeutung, als wenn sie von einem conservativen Nationalökonomen ausgingen, dessen Angaben natürlich, da sich ja hier wenig mit statistischen Ziffern darthun läßt, als übertrieben, als parteilich, als vom Vorurtheil eingegeben, abgefertigt werden würden. Auch lasse ich für diesmal die psychologische und die philologische Seite ganz außer Augen, um nur die soziale in's Auge zu fassen: denn das Buch hat auch seine philologische und seine psychologische Seite. Letzteres versteht sich eigentlich von selbst: denn man kann die Sitten und die politischen Ideen einer Bevölkerung nicht schildern, ohne daß dabei etwas für den Seelenforscher abfiele; aber man könnte auch aus diesem Buche ein Wörterbuch des Argot zusammenstellen, dessen sich alle Pariser Arbeiter, die guten wie die schlimmen, gleicher Weise bedienen. Das gäbe nun zu den interessantesten Beobachtungen über die sprachbildenden Kräfte und das sprachbildende Verfahren unserer Zeit Anlaß. Der Einfluß, den die Mechanik und die Politik auf die Sprache gehabt, ist z. B. sehr merkwürdig; merkwürdiger noch diejenige Art von Phantasie und Witz, die heute Ausdrücke und Redensarten hervorbringt, verglichen mit der Art von Phantasie und Witz einer primitiven Landbevölkerung. Ich werde im Verlaufe dieser nothwendiger Weise sehr kurzen Analyse hier und da Gelegenheit finden, Beispiele aus diesem reichen — quantitativ reichen —

Sprachschatz anzuführen, und man wird sehen, daß hier die plattesten Abgeschmacktheiten hohlsten Wortwitzes sich neben äußerst treffenden Einfällen und phantastischen Ausdrucksweisen breit machen. Schon der Titel des Buches bedarf einer etymologischen Erklärung. Ein vielgesungenes Arbeiterlied beginnt mit folgender Strophe:

Enfants de Dieu, créateur de la terre,
Accomplissons chacun notre métier.
Le gai travail est la sainte prière
Qui plait à Dieu, ce sublime ouvrier.

Diese Verse werden nun vom lüderlichen Arbeiter in folgender, wenig prosodischen Weise travestirt:

Fils de Dieu, créateur de la terre,
Accomplissons chacun notre métier.
Le gai travail est la sainte prière.
Ce qui plait à Dieu, c'est le sublime ouvrier.

Daher die Gewohnheit, eine gewisse Kategorie von Arbeitern fils de Dieu (Göttersöhne), Andere die sublimes (Erhabenen) zu nennen, woraus dann sublimisme u. s. w. gebildet wird. Sehr verdienstvoll und wenig mühsam wäre es, alle Worte und Redensarten des Argot, welche sich in dem Buch finden und in den Anmerkungen erklärt sind, auszuziehen und zusammenzustellen; es würden wohl an 50 bis 100 Seiten herauskommen, aus denen man viel Belehrung schöpfen könnte, auch ohne das Buch selbst zu lesen, wenn man nicht den Muth hätte, den unmöglichen Stil und die ewigen Digressionen des Autors zu durchwaten oder kein Interesse für die darin beschriebenen Krankheitserscheinungen empfände. Man könnte nämlich

das kleine Werk füglich eine Pathologie des Pariser Arbeiterthums nennen. Doch enthält es auch einen therapeutischen Theil.

Die Sublimes scheinen, wenn man einer ungefähren Statistik unseres Gewährsmannes Glauben schenken darf, die große Mehrzahl des Pariser Arbeiterstandes auszumachen. Der Verfasser beschränkt sich zwar auf die Eisenindustrie — Mechaniker, Maschinenbauer, Schmiede u. s. w. — weil er darin aufgewachsen ist und darin lebt, sie also am genauesten kennt; aber er versichert, die Arbeiter dieser Industrie bildeten ein Siebentel des gesammten Pariser Arbeiterstandes, und die anderen sechs sähen diesem siebenten zum Verwechseln ähnlich — woran ich einigermaßen zweifeln möchte; denn meine Erfahrung in Frankreich hat mich gelehrt, daß die höheren Handwerke, welche mehr Geschick und eine gewisse Bildung erfordern, obschon — oder weil? — sie die bestbezahlten sind, die meisten schlechten Subjekte liefern. Jedenfalls handelt es sich hier nicht um Handwerksgesellen — Schuster, Schneider u. s. w., die in Paris auch in moralischer Hinsicht die Elite sind — sondern um höhere Fabrikarbeiter. Auf 100 Arbeiter nun rechnet Herr D. P. 40 ordentliche Arbeiter und 60 Sublimes. Jene zerfallen nach ihm wieder in drei Unterkategorien: wahre Arbeiter 10 Proc., ordentliche Arbeiter 15 Proc. und mittlere (mixtes) Arbeiter 15 Proc. Die Sublimes aber theilt er in fünf Rubriken, als in einfache Sublimes 20 Proc., entehrte Sublimes 7 Proc., wahre Sublimes 10 Proc., Gottessöhne 16 Proc. und Sublimes der Sublimes 7 Proc.

1) Der wahre Arbeiter ist Der, welcher mindestens 300 Tage im Jahre arbeitet, nie Schulden macht, kleine Ersparnisse besitzt, seine Frau achtet und über die Erziehung seiner Kinder wacht. Er ist immer reinlich gekleidet, hat nie Zänkereien mit seinem Arbeitgeber und wenn er einen Einwand zu machen hat, so thut er's mit Ruhe; auch ist seine Beschwerde fast nie grundlos. Viele unter diesen werden mit der Zeit Werkführer, manche begründen sogar ein eigen Geschäft. Der wahre Arbeiter liest eifrig die politische Zeitung und außer dieser die Revolutionsgeschichte, vornehmlich Lamartine's „Girondisten"; seine Kenntniß der neueren Geschichte schöpft er aus Louis Blanc's „Geschichte von zehn Jahren" oder der populären „Geschichte des 2. December". Er ist immer republikanischer Demokrat, wie's denn überhaupt höchstens 2 Proc. Arbeiter (unter den Mechanikern wenigstens) giebt, die nicht Demokraten wären; aber der wahre Arbeiter ist weder ein Communist, der Güter- und Weibergemeinschaft will, noch ein Sozialist, der „das Recht auf die Arbeit" verkündigt, noch ein Hébertist, der die „Regierung der Canaille" verlangt, sondern ein gemäßigter Demokrat und macht sich nicht zum Werkzeug von Volkstribunen dritten Ranges; er fehlt nie an der Wahlurne, geht aber selten in Volksversammlungen. Der Verfasser hat selber seine Arbeitszeit neben einem wahren Arbeiter begonnen. „Sohn eines Arbeiters, selber Arbeiter seit seinem dreizehnten Jahre, hat er Voltaire und Rousseau gelesen, wußte seinen ganzen Corneille auswendig .... Er kannte alle Politiker der Zeit .... Wir erinnern uns" — der gute Herr D. P. spricht immer nur von sich im pluralis majestatis, selbst

wenn er sich als Sprechender in einem Dialog mit Kameraden aufführt — „wir erinnern uns folgenden Urtheils: 'Der Mechanikerverein', sagte er uns, 'hat 25,000 Fr. von der provisorischen Regierung erhalten; er wird nicht gedeihen. Warum? Er enthält zu viel Gesindel (fripouille) neben einigen guten Arbeitern . . . Ehe sechs Monate vergehen, werden sie sich die Nase abfressen.' Und am 2. Dezember sagte er uns: 'Dahin hat uns die Fripouille gebracht.'"

2) Der ordentliche Arbeiter arbeitet ebenfalls 300 Tage mindestens im Jahre. Er gleicht dem wahren in Allem, nur läßt er seine Ersparniß, wenn er eine hat, nie lange in der Sparkasse und bekümmert sich nicht viel um die Erziehung seiner Kinder. Er hat indeß nie eine Rechnung. Jeden Sonnabend legt er ein Drittel seines Lohnes, denn soviel beträgt seine Miethe, in eine Sparbüchse (tirelire), oft findet er auch mehr drinnen, wenn er sie am Verfallstage zerbricht; denn die Frau läßt oft heimlich einen Franken hineingleiten, den sie selber erarbeitet oder erspart hat. Er findet keinen Geschmack an Romanen, höchstens an denen Eugène Transpires (Sue-schwitzt) und zieht die Science pour tous vor: ein Wochenblatt, worin er lernt, daß Kartoffeln weniger nahrhaft sind als Brot und daß der Absynth zum Wahnsinn führt. Von Zeit zu Zeit läßt er sich wohl auch einmal verführen, „seiner Pumpe zwei Stöße zu viel zu geben" — d. h. ein Glas über den Durst zu trinken. Aber seine Frau ist dann so unglücklich, daß er einsieht, daß „wenn man fünf oder sechs Bälge (mioches) hat, man mit der leinenen Flinte (dem Sack) und Zinn (Geld) um sie zu laden (mit Brot) auf die

Jagd gehen muß." Denn er hat einen großen Respekt vor seiner Frau und es ist eine bekannte Sache in der Werkstätte, daß „er seinen Rock mit Stecknadeln zuknöpft" (unterm Pantoffel steht). Er geht gern in Volksversammlungen und beklatscht die Redner, am liebsten aber ins Theater, namentlich ins „Drama". Meist treibt er noch ein Nebenhandwerk, z. B. das eines Portiers, das ihn nur Morgens und Abends beschäftigt und das seine Frau den Tag über versehen kann. Denn „Paris ist die Stadt der Welt, wo am meisten gearbeitet wird" sagt unser Autor mit vollem Recht.

3) Der mittlere Arbeiter. Auch er arbeitet 300 Tage im Jahre, aber als Maximum, nicht als Minimum; denn er macht manchmal einen blauen Montag und sucht dann seiner Frau, die die Kasse führt, irgend einen Bären aufzubinden, um ihr den Ausfall zu erklären. Auch trinkt er sich am Zahltag wohl einen Spitz an; doch geht's selten über den dritten Grad: das „Landschwefelholz". Nie sieht man ihn im fünften Grad, „im Telegraphenposten" (so genannt wegen des Dröhnens in den Porzellanglocken des Telegraphen und dem Ohrensausen des Betrunkenen). Seine Hauptvergnügen sind die Paraden, Illuminationen, Staatsfeste; er liest wenig; aber er geht gerne in die Museen. Die Bildergalerien sind in den Augen unseres Verfassers das beste Bildungsmittel für den Arbeiter. „Ihm ist der Gegenstand Alles. . . . Er geht gleichgültig vor der eingeschlafenen oder badenden Venus vorbei und weiß zu finden, was ihm gefällt: eine Inquisitionsscene, eine Mutter, die ihr Kind beweint, eine Ueberschwemmung, eine Hungersnoth. Mag das Bild immerhin eine „Kruste" sein: wenn

der Arbeiter es verstanden hat, ist er ergriffen.... Allons, Ihr Herren Maler, werdet etwas mehr Geschichtsmaler, stellt das große revolutionäre Epos dar ... Erhebt uns durch Eure Gedanken. Es werden immer genug dableiben um uns Venusse, Psychen, Heilige und Kreuzabnahmen zu malen." Der mittlere Arbeiter wohnt, so lange er ledig ist, in einem möblirten Zimmer; meistens aber lebt er mit einer Arbeiterin oder ehemaligen Kammerjungfer. Die Dame heißt ein crampon, eine Klammer. Doch wird aus dem collage (dem Klebenbleiben) oft eine gesetzliche Ehe. Der mittlere Arbeiter ist im Ganzen genommen ein guter, etwas schwacher Mensch. Mit ihm aber sind wir auch fertig mit den guten Elementen, die, wie gesagt, vier Zehntel der gesammten Masse ausmachen.

4) Der einfache Sublime, der mit den zwei vorhergehenden Kategorien das Hauptkontingent zu den Volksversammlungen liefert, arbeitet höchstens 200—225 Tage im Jahr. Er ist immer verschuldet, zahlt oft seine Miethe nicht, rechnet sich's zur Ehre an, wenn er einen Verwandten, seinen Arbeitgeber oder den Weinwirth prellen kann. Er wechselt vier bis fünf Mal im Jahr die Werkstatt. Jeder Zufall ist ihm ein willkommener Vorwand, die Arbeit auszusetzen. Wenn er nichts mehr hat, empfindet er indeß wohl einen moralischen Katzenjammer und faßt gute Vorsätze, die aber nie ausgeführt werden. Schon am Zahltag trinkt er seine vier Liter, ehe er in die Tôle (nach Hause) geht. Macht ihm seine Frau oder Geliebte Vorwürfe, so läßt er sie wohl auch „ein holpriges Tedeum singen", d. h. er prügelt sie; aber er bereut es bitterlich am nächsten Morgen. Er wohnt fast immer in einem

möblirten Zimmer bei einem „Schlafhändler“, wenn er allein lebt; hat er eine Gefährtin, so verkauft er ihr oft die Möbel hinterm Rücken. Am Sonntag hält er sich ruhig; aber den Montag verbringt er mit Kartenspiel, Billard, raisonnirt über die Arbeitgeber, schwätzt Politik und betrinkt sich regelmäßig. Auch nimmt er die Arbeit nicht wieder auf, so lange er noch einen Heller hat. Am Sonnabend hat er sozialistische Theorien über die Kapitalisten, die sich mit seiner Arbeit bereichern; am Dienstag sagt er sich: freilich, wenn ich alle sechs Tage gearbeitet hätte, so hätte ich das Doppelte gehabt. „Diese Einkehr in sich selbst ist der Punkt, der ihn vom wahren Sublime unterscheidet.“ Der Sublime trägt stets den Kittel (Blouse) und sieht einen Aristo in Jedem, der einen Rock trägt. Er giebt sich für einen Republikaner aus und frondirt stets die Regierung; aber im Grunde ist seine ganze Opposition gegen den Fabrikbesitzer gerichtet, der ihm nicht genug zahlt, und gegen den Hauseigenthümer, der ihm zuviel abnimmt. Der Sublime liest nie.

5) Der entehrte Sublime begreift drei Abarten in sich: den „Hecht“ (brochet) oder Kuppler, der angefangen hat, von einer Geliebten, deren Liebe er mit Vielen theilt, Geld anzunehmen und dann immer tiefer gesunken ist; den Unredlichen, der erst das Werkzeug eines Kameraden, dann dessen Geld gestohlen, ein- oder zweimal verurtheilt worden ist, was er natürlich zu verbergen sucht, und selten oder nie, selbst wenn er auch auf Monate geheilt und fleißig zu sein scheint, wieder dauernd auf den rechten Weg kommt; und den Gefährlichsten von Allen, den Herabgekommenen. Er ist ein Mann, der bessere Tage gekannt, eine höhere

Erziehung genossen und nach mehrfachen Bankerotten endlich in einer Werkstatt gescheitert ist. Er ist es, der durch Schmeichelei die redlichen Arbeiter zu Prozessen und Ausgaben verführt, ihnen durch seine gewählten Reden imponirt und ihnen ihre Ersparnisse im Kleinen abnimmt. Alle drei Abarten des ehrlosen Sublime bilden übrigens zusammen nur sieben Hundertstel aller Arbeiter: auch sie arbeiten nur 200—225 Tage im Jahre.

6) Der wahre Sublime arbeitet nie mehr als 170 Tage im Jahre, etwa drei in der Woche. Er ist fast immer betrunken, und zwar betrinkt er sich nicht in Wein, wie die mittleren Arbeiter und einfachen Sublimen, sondern in Branntwein, oft in Vitriol — „poivre d'assommoir“ — man weiß, daß das Assommoir der Todtschläger, der Knüttel, eine Schenke niedersten Ranges bedeutet. Dort hat er ein großes Glas Feuerwasser für zwei Groschen, und man kann sich denken was es ist. Er verträgt überdies wenig und oft fangen ihm nach einem „Fische“ (1/5 Liter) schon „die Klappen zu speien“ an (ses soupapes crachent). Er ist fast immer arbeitsunfähig und nur ein Schluck kann ihn wieder auf Augenblicke aufrichten; allein er zahlt diese künstlichen Stärkungsmittel mit einer dauernden Verschlimmerung seines Zustandes, meist mit einem frühen und gräßlichen Tode. Der wahre Sublime fängt oft als ein sehr geschickter Arbeiter an, dem Alles leicht von der Hand geht, und seine frühen Erfolge, die stets mit einem Glase gefeiert werden, sind fast immer die erste Ursache seines Herabkommens. Er ist ein gewaltiger Renommist, im Grunde aber feig, obschon seine Muskelstärke oft seinen Ruhm begründet; öfter freilich auch dankt er ihn seinen Helden=

thaten im Trinken. „Die Faulheit, die Pose und die Soulographie (Völlerei) sind das Gepäck der Sublimen.“ Er wird nur muthig, oft auch grausam, wenn er in Massen ist, wie bei Aufständen und dergleichen. Er liest natürlich nie, hört aber aufmerksam auf die Predigten des

7) Gottessohnes. Dieser ist geistig nicht so heruntergekommen als der wahre Sublime: auch arbeitet er mehr, etwa 260 Tage im Jahre; er ist reinlich, trägt einen Ueberrock, ist meist ein ausgezeichneter Arbeiter; er liest täglich seine Zeitung und ist ein großer Redner. Er setzt seinen Stolz nicht wie der wahre Sublime darein, ein Jahrmarktsherkules zu sein; sondern giebt sich für einen Propheten, Patrioten, Tribunen. Wenn er sich betrinkt, so geschiehts nicht stehend vor dem Schenktisch, wo die gewöhnlichen Sublimen sich ihre Nase stechen (ihren Rausch holen), sondern gemächlich am Tische des Hinterstübchens eingerichtet. Seine Schulden zahlt er selten und wird grob oder gar thätlich, wenn der Gläubiger drängt. Er ist ein fanatischer Theoretiker der Emeute und der Revolution, spricht immer wie ein düsterer Apostel nnd ist ein bewußter Heuchler, was ihn nicht verhindert, höchst leidenschaftlich in seinen sogenannten Ueberzeugungen zu sein, überall Verräther zu sehen in Jedem, der ihm nicht zu Willen ist, der seine Ansichten nicht theilt, einen Verräther zu denunciren. Der Gottessohn bildet den eigentlichen Kern der geheimen Gesellschaften. Er ist fast immer ledig, manchmal lebt er mit einer Geliebten. Die Gottessöhne kommen oft untereinander zusammen, um Politik zu sprechen, die Karte von Europa umzugestalten u. s. w. Er giebt sich als ein höheres Wesen und hat gerade deshalb einen großen Ein=

fluß auf die Masse der Arbeiter, die er ausbeutet. Er liest Victor Hugo und Louis Blanc. Er hat sich ein ganzes Wörterbuch hochtönender Phrasen gemacht, die gewaltig imponiren: er ruft ohn' Unterlaß „die Riesen von 93" an; in Augenblicken der Revolution hat er eine ungeheure Macht: Hunderte folgen seiner Stimme, seiner Handbewegung, wenn er sie gegen den „Stahl in Stangen" (die Kerntruppen) führt.

8) Noch schlimmer ist der Sublime der Sublimen, der eigentlich schon mehr als Arbeiter ist, auf dem Comptoir beschäftigt wird, mit Journalisten und sogar mit Deputirten in Beziehung steht. Er begnügt sich nicht mit Schlagworten, wie der Gottessohn; er heckt selber sozialpolitische Theorien aus. Er hat gewöhnlich sehr viel gelesen, selbstverständlich ohne es verdaut zu haben; er hält sich ganz dazu befähigt, Abgeordneter zu werden und wird es auch gelegentlich. Er ist weniger heftig als der Gottessohn, der seinen Hauptumgang ausmacht und, da er gebildeter ist, raisonnirt er auch etwas besser. Er macht vorzugsweise in europäischer Politik; in inneren Fragen beschränkt sich seine Theorie auf die Nothwendigkeit der sozialen Revolution, um aus den Arbeitern die herrschende Klasse zu machen, da alle Anderen Drohnen oder Feignants sind.*) Er eifert gegen den Pöbel, die Soutane und die

*) Das Volk spricht nur feignant, nicht fainéant — eine absurde orthographische Rechtstellung, welche die Akademie eingeführt und durchgeführt hat: wer in französischer Gesellschaft feignant ausspricht, wird für einen ganz Ungebildeten aus dem Volke angesehen. Und doch hat das Volk Recht. Wäre die akademische Etymologie die richtige, so hieße das Wort fairien wie vaurien, nicht fainéant.

Toga (Richterstand), alle Regierenden, auch die Republikaner, sind ihm Ehrgeizige, die sich die Taschen vollstopfen; seine Beredsamkeit — und er ist der Hauptredner der Volksversammlungen — ist hauptsächlich gegen die „Verdächtigen" und „Moderantisten" der eigenen Partei gerichtet. Der Sublime der Sublimen ist reinlich, ja ausgesucht in seiner Kleidung; seine Geliebte ist meist eine Rouchie (Lorette), welche von irgend einem béquillier (alten Financier) unterhalten wird und in eigener Kalesche ins Bois fährt. Vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre ist er ein Don Juan der öffentlichen Bälle. Nach dem dreißigsten möchte er sich gerne verheirathen, findet aber die Tochter eines Arbeiters unter seinem Stande; eine Bürgerstochter kann er nicht bekommen, weil er keinen guten Ruf hat und nichts mitbringt, im kleinen Bürgerstand aber das „Schaukelsystem" (bascule), wonach Braut und Bräutigam dieselbe Mitgift bringen müssen, aufs strengste eingehalten wird. So heirathet er am Ende seine Rouchie, die ihn unterhält, oder eine Köchin, die ihm sein Essen zusteckt. Er ist ein Unverstandener, ein Pechvogel; es ist die Schuld der Gesellschaft, der Regierung, wenn nichts aus ihm geworden ist u. s. w. Er ist der Hauptvirtuose in dem unausgesetzten Hervorbringen des Argots und seine Wortschöpfungen zeichnen sich durch besondereren Witz und eine gewisse Recherche aus. Er ist ein großer Kunst- und Musikkritiker, sein Urtheil macht und zerstört die Repu-

---

Meiner Ansicht nach ist das Wort desselben Ursprungs wie das italienische infingardo, d. h. feignant, sich krank, müde stellend, thuend als ob man nicht gehört habe u. s. w.

tation der Sängerinnen der Cafés chantants. Er arbeitet selten im Atelier, sondern fast nur daheim.

Dies die acht Typen des Pariser Arbeiters, von denen der des einfachen Sublime der zahlreichste ist. Die beiden ersten — der wahre und der gewöhnliche Arbeiter, sowie der Gottessohn nehmen zusehends ab; der mittlere Arbeiter und der einfache Sublime, vor Allem aber der Sublime der Sublimen, nehmen bedenklich zu.

Manchen Gottessöhnen und Sublimen der Sublimen gelingt es, Dank ihrer größeren Intelligenz und Bildung, oder einer kleinen Erbschaft, selbst ein Geschäft zu gründen. Entweder werden sie dann gewahr, daß mit ihren Theorien kein Geschäft gedeihen kann; in dem Falle tritt eine heftige Reaction ein: sie werden schlimmer als alle ihre früheren Arbeitgeber und was in der Kunstsprache patrons féroces genannt wird; oder sie fahren fort ihre Arbeiter unter den Sublimen zu wählen, weil diese schneller zu arbeiten pflegen und meist anstelliger sind, als die gewöhnlichen Arbeiter, zum Theil auch aus Gewohnheit und Kameradschaft; in dem Falle sind sie natürlich bald bankerott und werden selber wieder Arbeiter.

Die Frauen der Arbeiter gleichen meist ihren Männern. Die der guten Arbeiter suchen sich einen Nebenverdienst als Büglerinnen oder Nätherinnen und tragen zum Unterhalt der Familie bei; sie sind meist vom Lande, und zwar von demselben Orte wie ihre Männer, denen sie eine große Stütze sind. Die Weiber der Sublimen dagegen tragen wohl auch zum Unterhalt des Hauses bei, aber auf andere Weise: fast alle prostituiren sich oder machen die Kupp-

lerinnen. Die meisten Freudenmädchen enden als Frauen von Sublimen. Kann ein solcher mit seiner Frau kein Geld mehr verdienen und hat er eine Tochter, so muß Die das Nöthige einbringen. Wohl giebt es auch gute, brave Frauen von Sublimen, die sich abarbeiten für ihre Taugenichtse von Männern: sie treiben eigenes Geschäft als Wäscherinnen, Gemüsehändlerinnen u. s. w. Viele sind grenzenlos unglücklich und leben von Almosen. Manchmal begleiten sie am Sonnabend ihren Mann, um die Zahlung zu überwachen, folgen ihm aber leider auch mit Kind und Kegel in die Kneipe; ja, viele Frauen folgen auch dem Beispiel des Mannes im Trinken. Die Zahl der weiblichen Trunkenbolde hat in schreckenerregendem Maße zugenommen.

Die Schule, wie der Hauptschauplatz der Thätigkeit der Sublimen ist die Schenke, genannt Assommoir oder Todtschläger, Senat, Pfeffermine u. s. w. u. s. w. Es würde uns zu weit führen, alle die Gespräche und Auftritte dieser Bühne hier aufzuführen, die zahlreichen Anekdoten nachzuerzählen, mit denen unser Verfasser die analytische Darstellung seines Gegenstandes erheitert oder doch gewürzt hat, die Gedichte zn citiren, die er zum Besten giebt; noch weniger können wir hier auf die von ihm vorgeschlagenen Heilmittel eingehen; es möge genügen, letztere in zwei Worten zu charakterisiren.

Der Verfasser des „Sublime" ist ein großer Gegner des stehenden Heeres, der auf Staatskosten besoldeten Geistlichkeit, der Justiz, wie sie ist: er möchte Landwehr, von den Gläubigen erhaltene Priester und Kirchen, gewählte Richter und Unentgeltlichkeit der Gerichtsbarkeit. Man

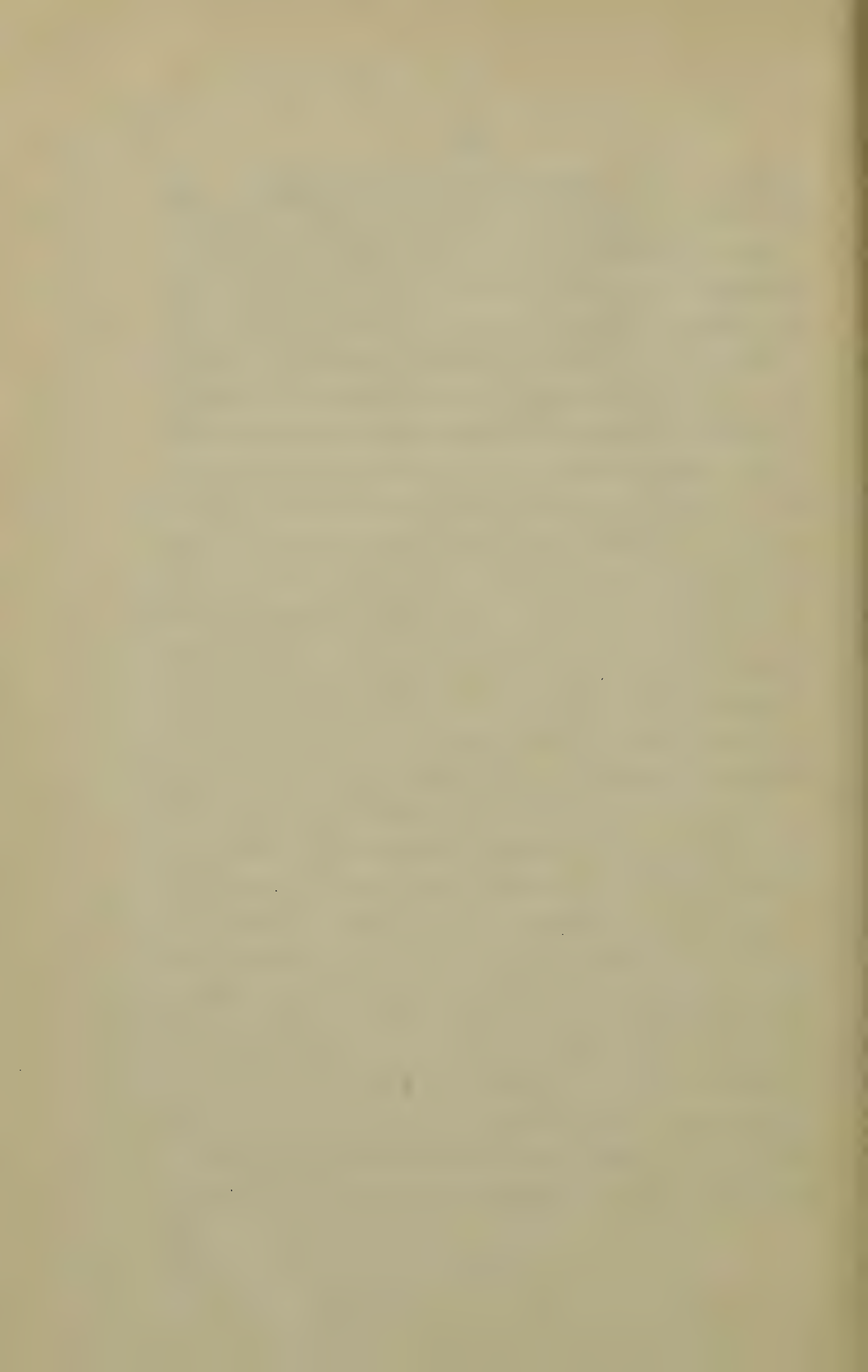
sieht, er hat auch die Volksversammlungen besucht und die demokratischen Zeitungen gelesen. Ernster muß man ihn nehmen, wo er aus eigener Erfahrung spricht. Er möchte die Lehrzeit in den Fabriken und großen Werkstätten durchaus abgeschafft wissen: sie ist seiner Ansicht nach die eigentliche Pflanzschule des Sublimismus. Er verlangt Volksschulen, Gewerbeschulen, Vereine der ehemaligen Gewerbeschüler, nachdem sie ins thätige Leben getreten. Die guten Arbeiter sollten schon jetzt Syndikate bilden, die mit ähnlichen Syndikaten der Arbeitgeber über alle streitigen Fragen zu verhandeln und vor Allem den Arbeitseinstellungen vorzubeugen hätten: diese Syndikate sollten Handwerksbücher ausgeben können, ohne welche der Arbeitgeber allen möglichen Täuschungen ausgesetzt ist. Der Rath der Prudhommes, welche bekanntlich eine Art Friedens- und Versöhnungsgerichtsbarkeit ausübt, müßte weiter entwickelt, seine Befugnisse ausgedehnt, auch Arbeiter darin aufgenommen werden. Auch die Genossenschaften, nach Schultze-Delitzsch's Vorgang, werden auf's Wärmste empfohlen, alle Associationen mit sozialistischen Grundsätzen auf das Entschiedenste bekämpft. Kein Trunkenbold dürfe in solche Vereine aufgenommen, jedes Mitglied, das dem Trunke verfiele, ausgestoßen werden: ebenso die Ungehorsamen, diejenigen, die sich Thätlichkeiten zu Schulden kommen lassen, vor Allem, wer nur immer auf einer Unredlichkeit ertappt worden. Lebensversicherungsanstalten, gegenseitige Hülfsgenossenschaften müssen das Uebrige thun, um den ehrlichen und fleißigen Arbeiter gegen Krankheit, Alter und andere Arbeitsunfähigkeit zu schützen. Das Meiste wird die Vervollkommnung des Maschinenwesens thun, um die körper-

und geistlähmende Arbeit zu erleichtern, und so von körper- und geisttödtenden Erholungen abzuhalten.

Den wahren Punkt des Räthsels und der Aufgabe, die zu lösen ist, scheint mir der Verfasser aber nicht gesehen zu haben. Dieser Punkt ist die Ausfüllung der Muße Ungebildeter oder Halbgebildeter, die stets Ungebildete oder Halbgebildete werden bleiben müssen. Je größer die Mußezeit wird, desto schwieriger das Problem. Ich erinnere mich, Glasarbeiter gesehen zu haben, welche in drei Tagen ihre 100 Fr. verdienten und sie in vier Tagen verpraßten auf Kosten ihrer Gesundheit und Zukunft. Dagegen helfen keine Mäßigkeitsvereine, Theeclubs, Volksbibliotheken, Kirchen und Vorlesungen. Es ist hier nicht der Ort, diesen Punkt auszuführen; aber andeuten darf ich, daß, so lange man dem Arbeiter keine wenig ermüdende und nicht ganz uneinträgliche Nebenbeschäftigung für seine freie Zeit verschaffen kann, derselbe stets der Versuchung der Wirthshäuser oder der Politik ausgesetzt sein und erliegen wird.

Herr D. P. hat uns nur ein Bild von den Pariser Zuständen und von einem Zweig der Industrie gegeben. Die Sachen mögen sich fern von der Hauptstadt und ihren geistigen wie sittlichen Versuchungen, in Manufakturzweigen, die weniger Intelligenz und Geschick als der Maschinenbau und was damit zusammenhängt erfordern, unter wohlfeileren Lebensbedingungen, in den Fabriken, wo Weiber und Kinder mitarbeiten — etwas anders gestalten: in den Grundzügen sind die Arbeiterverhältnisse in Rouen und Lille, in Lyon und Roubaix, in Saint-Etienne und Turcoing wohl den Pariser Zuständen

ähnlich; und es hat mir scheinen wollen, als ob solche Mittheilungen eines ehemaligen Kameraden und überzeugten Demokraten lehrreich genug seien, um die Aufmerksamkeit aller derer darauf zu lenken, welche den Herrscher der Zukunft kennen zu lernen wünschen und welche über die Mittel nachdenken, denselben, noch ehe er zur Herrschaft gelangt, zu zähmen und in weniger unheilvolle Lebens- und Denkgewohnheiten hinüberzuleiten.



IV.

Karl Hillebrand.

Geboren zu Gießen den 17. September 1829,
gestorben zu Florenz den 18. Oktober 1884.*)

Von dem Werthe des Schriftstellers zeugen seine Bücher; was für ein herrlicher Mensch er gewesen, das wissen die, welchen sein Auge geglänzt, sein Mund gelächelt hat. Darum wird sich der Freund gestatten dürfen, ihn so zu schildern, wie er ihm aus den Erinnerungen vieler gemeinsam verlebter Stunden vor der Seele steht.

Es sind beinahe zwanzig Jahre, daß ich Karl Hillebrand kennen lernte: 1865, in Florenz, bei der großen Dantefeier. Auf der Piazza di Santo Spirito ordnete sich der Festzug, in welchem er, der Professor der modernen Literaturen an der Fakultät von Douai, als einer der offiziellen Vertreter der Université de France zu erscheinen hatte. Ich vertrat nichts als mich selber; aber als ich ihm vorgestellt wurde, begrüßte „der Fran-

---

*) Dieser Nachruf wurde unmittelbar unter dem Eindruck der Todeskunde geschrieben und in der Zeitschrift „Die Nation" vom 29. November, 6. und 13. Dezember 1884 veröffentlicht. Auf den Wunsch des Verlegers erscheint der Aufsatz hier noch einmal mit einigen wenigen Veränderungen und kurzen Zusätzen und will heute wie von Anfang an nicht sowohl eine Würdigung des Schriftstellers als eine persönliche Erinnerung an den Dahingegangenen darbieten.

zose" den deutschen und hessendarmstädtischen Landsmann mit herzgewinnender Freundlichkeit. Er stand damals in der Blüthe des ersten Mannesalters: eine hohe schlanke Gestalt, bestimmt im Auftreten, geschmeidig in der Bewegung, ein länglicher, leise nach vorn geneigter Kopf mit aschblondem Haar und Vollbart, edlem Profil, hellen graublauen Augen, aus denen Güte strahlte und ein Schalk winkte, — im Spiel der Mienen, im Lächeln, in der fließenden Rede heiter und maßvoll, bequem und sich beobachtend, in der Kleidung von der unaufdringlichen Eleganz, die Polonius dem nach Paris ziehenden Sohne empfiehlt, die ganze Erscheinung wohlgefällig und auffällig als seltene Vereinigung germanischer Männerschönheit und jener aus Haltung und Gehenlassen gemischten „tournure", welche Goethe den Deutschen abspricht.

Wir sahen uns in den folgenden Jahren wieder. In jedem Spätsommer brachte er seine Ferien in Florenz zu, ohne die toskanische Septemberhitze zu scheuen. Diesen Liebhaber der Renaissance und des achtzehnten Jahrhunderts ruhten nicht der Ozean und die Alpen, sondern der cypressengekrönte Hügel von Monte Oliveto und die Villengelände der Medizäer aus. Sein erstes Buch, eine Monographie über „Dino Compagni," und die in den sechziger Jahren entstandenen „Études historiques et littéraires", Essays über Dante, Macchiavelli, die Komödie des Cinquecento, waren florentinische Studien. Und bald sollte Florenz, die Stadt, in deren Vergangenheit und Gegenwart er so gut zu Hause war, sein letzter und liebster Wohnort werden.

Er hatte zwanzig Jahre in Frankreich gelebt. Der aus den Kasematten von Rastatt entflohene studiosus juris war Professor der Literatur, das Gießener Kind ein französischer Kritiker geworden, der neben Cousin, Renan, Taine für die „Revue des deux mondes“ und das „Journal des débats“ schrieb. Um dahin zu gelangen, hatte er einen mühevollen Weg zurückgelegt, hatte er noch einmal die Gymnasialfächer nach französischer Methode durchnehmen, das französische Abiturientenexamen bestehen müssen, hatte er das politische Bürgerrecht Frankreichs, hatte er dessen sehr viel unzugänglicheres sprachliches Bürgerrecht erworben. Alles, was er bis 1870 veröffentlichte, war französisch geschrieben.*) In was für einem Französisch, das wird durch die Thatsache bezeugt, daß gleich eine seiner ersten Schriften, eine um einen Preis der Akademie von Bordeaux werbende Abhandlung über das Lustspiel als Kunstwerk, zumal auch um der Reinheit und Anmuth des Stils willen gekrönt worden war. Ueber einen Gegenstand

*) Außer dem „Dino Compagni“ (1862) und den „Études“ (1868) sind noch zu nennen: die mit einer selbständigen, sehr umfangreichen Einleitung versehene Uebersetzung von Otfried Müller's griechischer Literaturgeschichte (1865), die zuerst im Journal des débats erschienenen, dann als Buch unter dem Titel „La Prusse contemporaine“ gesammelten Aufsätze (1867), die Schrift „De la Réforme de l'Enseignement supérieur“ (1868), welche die Frucht eines in amtlichem Auftrag unternommenen Besuches Deutschlands und seiner wissenschaftlichen Anstalten war, endlich die im Jahre 1870 in der Revue des deux mondes begonnene, durch den Krieg abgebrochene Veröffentlichung einer Reihe von Essays „La Société de Berlin de 1789—1815.“

der exakten Wissenschaft in einer fremden Sprache zu schreiben, ist nicht gar schwer; mit Geduld und einem Wörterbuch macht man sich dafür die erforderlichen Ausdrücke zu eigen. Die tausend Töne und Halbtöne der literarischen Sprache zu beherrschen, dazu gehört ein unendliches Studium, mehr als das, ein Stück Leben. Hillebrand hatte es daran gesetzt und mit einem Erfolg wie vielleicht nur ein Deutscher vor ihm, wie Grimm, der literarische Korrespondent der Kaiserin Katharina. Und doch Alles dies, alle die in Frankreich erworbenen Rechte, nur in Frankreich zu verwerthenden Besitzthümer, den Lehrstuhl in Douai und das reiche Leben in Paris — wo er wohnte, indessen er nach Douai nur allwöchentlich zum Halten seiner Vorlesungen hinüberfuhr — diese ganze französische Existenz, die Errungenschaft zweier arbeitsvoller Jahrzehnte, die Anwartschaft auf die Vortheile und Ehren, welche an der Seine das literarische Verdienst belohnen, Alles das gab er auf, als der Krieg von 1870 ausbrach. Es ist nicht wahr, was auch nach seinem Tode wieder in einigen Zeitungen behauptet worden, daß die Wuth des nationalen Hasses ihn in jenen Tagen über die Grenze getrieben; er suchte gleich damals diese Fabel durch eine öffentliche Erklärung aus der Welt zu schaffen.*) Nicht als Verfolgter oder Verwiesener ging er aus dem Lande weg, wo er eine zweite Heimath, Stellung, Ansehen gefunden, wo er nahe Freunde

*) Dieselbe mag dadurch veranlaßt worden sein, daß er, im Begriffe, Frankreich zu verlassen, in Lille von einem fanatisirten Haufen als „preußischer Spion" angehalten und arg bedroht wurde.

sich allezeit bewahrte; er verließ Frankreich mit Wehmuth und Bedauern, aber freiwillig, aus eigenstem Entschluß, weil er Angesichts der großen Völkerentscheidung sich als Deutscher fühlte.*)

Er ging nach Florenz, dessen Menschen, Bücher, Kunstwerke ihn als guten Bekannten empfingen. Zunächst freilich durfte er nicht an die ruhige Fortsetzung seiner Lieblingsstudien denken; er hatte vor Allem sich einen neuen Erwerb zu schaffen. Italien bereitete sich gerade zu dem Diminutiv-Feldzug vor, der mit der Eroberung Roms endete. Die „Times“ forderten Hillebrand auf, als ihr „special correspondent“ das Heer des Generals Cadorna zu begleiten. Ich als Korrespondent einer deutschen Zeitung schloß mich ihm an, und da das Londoner Blatt ungefähr fünfzehnmal so gut zahlte als das deutsche, so war er im Stande, im eignen Gefährt dem italienischen Hauptquartier zu folgen und mich als Gast mitzunehmen. Sie ist mir unvergeßlich geblieben die wundervolle Woche, die wir unter dem blausten Himmel in der kriegerisch belebten Einöde der Campagna verbrachten, den Tag über im Wagen sitzend, Berichte schreibend, an einer feld- und wüstenmäßigen Kost unsern Appetit stillend, indessen unsere Augen sich am Anblick des Soracte, der Aquäducte, der ruhig im

*) Hinterher ist ihm dies allerdings von der würde- und verständnißlosen Rancüne einiger Franzosen als ein Unrecht verdacht worden, und jüngst noch hat dem kaum Verstorbenen Herr Rothan in seinem Buche „L'Allemagne et l'Italie 1870—1871“ Angriffe ins Grab nachgesendet, welche schwerlich entschuldbarer sind als jener wilde Ausbruch des Liller Pöbels.

Aether schwebenden Peterskuppel weideten, — dann Nachts in einem der nahen Gebirgsstädtchen, in Castelnuovo di Porto, Monterotondo oder Tivoli einen kurzen Schlaf genießend; denn an jedem Morgen eilten wir noch vor Sonnenaufgang wieder hinunter, um nur ja nicht die für jeden neuen Tag neu angesagte Beschießung der ewigen Stadt zu versäumen. Endlich am zwanzigsten September, wurde vor unsren Augen die Bresche bei Porta Pia geschossen; mit den ersten italienischen Truppen zogen wir ein, nicht ohne uns zu gestehen, daß bei dieser großen historischen Tragödie der Zerstörung der weltlichen Papstherrschaft die Scenerie großartiger war als die Handlung.

Das Jahr 1871 verbrachte ich noch in Florenz, und wenn es mir auch nicht mehr so gut wurde, wie vor Rom ganze Tage vom Morgen bis zum Abend sein Gespräch zu genießen, so sah ich ihn doch viel, zumal im Hause der ausgezeichneten Frau, die später seine Gattin wurde. Aus unsren damaligen Unterhaltungen ist mir zumal erinnerlich, mit welcher Klarheit er erkannte, daß Deutschland nicht ungestraft unter seinen Lorbeeren wandeln werde, daß der Wellenschlag eines gewaltigen öffentlichen Lebens die stillen Heiligthümer, in welchen keinem andern Gotte gedient worden als der Wahrheit, überfluthen, jedenfalls auf lange Zeit die gelassenen Stimmen ihrer Priester überbrausen müsse.

Das nun folgende Jahrzehnt, während dessen ich den Freund selten sah, war der Sommer seines Lebens. Ernte auf Ernte reifte. Zur politisch-journalistischen Schriftstellerei hatte er nur als zu einer Aushülfe ge-

griffen; auf die Dauer konnte sie ihm nicht genügen. Einige wenige Jahre war er der italienische Korrespondent deutscher Blätter, namentlich der „Allgemeinen Zeitung“. Eine von ihm selbst geschaffene periodische Veröffentlichung, die „Italia“, welche in einem alljährlich erscheinenden Bande, theils von Deutschen, theils von Italienern geschrieben, die beiden Völker nicht nur politisch, sondern auch innerlich einander näher bringen sollte, brachte es auf vier Jahrgänge; das Unternehmen hatte zu weite Absichten und wendete sich an einen zu engen Kreis, als daß es mehr als einen Ehrenerfolg hätte haben können. In den ersten Jahren des florentinischen Aufenthalts würde Hillebrand eine von italienischen Freunden für ihn geplante Berufung an das dortige „Istituto di Studi superiori“ gerne angenommen haben; allein die Verhandlungen zogen sich hin, und als sie schließlich gedeihen wollten, griff er nicht mehr zu. Es war ihm mittlerweile gelungen, als freier Schriftsteller den festen Grund zu gewinnen, den er brauchte. In kürzester Zeit hatte er sich eine große und anhängliche Leserschaft in Deutschland erobert: eine Leistung, die, wer die Widerstandskraft unseres Publikums kennt gegen Schriftsteller, welche weder lehrhaft noch sentimental sind, für gewaltiger erklären dürfte als jene Bresche in die lockere Mauer der päpstlichen Stadt.

Das Erste, was Hillebrand deutsch für Deutsche schrieb, war eine Reihe von Artikeln, die zuerst in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ erschienen und in Buchform unter dem Titel „Frankreich und die Franzosen“ eine große Verbreitung fanden. Im Laufe der

siebziger Jahre brachten dann die „Rundschau“ und andere Zeitschriften jene lange Reihe historischer, biographischer, kritischer, „praktischer“ Essays, welche ihm den Beifall und die Dankbarkeit unserer anregbarsten, geschmackvollsten Leser eintrugen. Viele, nicht alle diese Artikel — die bald eine wichtige oder merkwürdige Erscheinung der deutschen, französischen, englischen, italienischen Literatur und Sittengeschichte, bald eine bedeutende oder einflußreiche Persönlichkeit neuerer oder neuester Epoche zum Gegenstand oder Anlaß hatten — sind zu einem Sammelwerk vereinigt worden, das den Namen „Zeiten, Völker und Menschen“ trägt. Der Name ist insofern nicht glücklich gewählt, als er etwas allgemein klingt; aber es war richtig, diesen Studien über mannigfache Probleme der Literatur und des Lebens eine zusammenfassende Bezeichnung mitzugeben; denn die Mannigfaltigkeit ist nicht Buntheit, der Kreis der Stoffe ist ein begrenzter, und ein und derselbe Geist, ein Gedanke durchdringt sie alle: der Gedanke, durch die Vergleichung der Epochen und Länder des Lesers Auge und Sinn zu öffnen für das allgemein Menschliche; an der Begrenztheit der Jahrhunderte, der Nationen, der Individuen die große Lehre der Duldung und Mäßigung zu erweisen. Wenn in einem der Bände die Frage erörtert wird, ob solche Artikel überhaupt des Sammelns und Wiederveröffentlichens werth seien, so mag mehr als ein Leser den Kopf geschüttelt und den Autor einer Bescheidenheitssünde geziehen haben. Es war indessen vermuthlich doch nicht bloß Hillebrands echte Bescheidenheit, welche ihn veranlaßte, in solcher Weise das Maß

seiner Daseinsberechtigung vor allem Volk zu erörtern. Gerade weil er so lange im Ausland gelebt, kannte er seine Landsleute sehr gut; er wußte, daß sie, zum Unterschiede von den Franzosen, einen Schriftsteller mehr auf das Was als das Wie seiner Schriften ansehen und das Was vornehmlich in dem Gegenstande des Buches suchen, nicht jedoch oder kaum in der Persönlichkeit, welche sich darin offenbart. Als daher mitten in dieser reichen kritisch-essayistischen Produktion an Hillebrand der Antrag gelangte, die Geschichte des modernen Frankreich zu schreiben, da mag ihm die Aufforderung ein Bischen auch darum willkommen gewesen sein, weil sie ihm eine erwünschte Gelegenheit gab zu einem „größeren Werke".

Leider dürfte der Zuwachs von Arbeit, den er sich so auferlegte, seiner bisher so ausgiebigen und nachhaltigen Kraft zuviel gewesen sein. Zu den eingehenden Vorarbeiten, auf denen seine Essays sich aufbauten — er selbst sagte mir, daß für manchen dieser kaum bogenlangen Artikel bloß das Sammeln des Materials zwei, ja drei Monate gekostet — zu diesem umfassenden Lesen und Wiederlesen alter, neuer, neuester Schriften aus einem halben Dutzend Literaturen kamen nun zeitraubende archivalische Forschungen, welche ihn während mehrerer Sommer zu längeren Aufenthalten in den verschiedenen Hauptstädten Europas veranlaßten. Dabei hatte er nichts von den engen Gewohnheiten der Büchermenschen, bewahrte sich vielmehr jederzeit mit den vielseitigen Interessen auch die weite und bequeme Art des Weltmannes, hatte Zeit für Alle und Alles, im Hause und außerm Hause, für Freunde und Fremde, für Ge-

selligkeit und Kunst, für polyglottes Gespräch und eine ebenso polyglotte Korrespondenz, welche er mit zahllosen Bekannten in aller Herren Ländern unterhielt, auch mit einigen dieser Herren selbst. Florenz ist keine große Stadt, aber es ist die großstädtischste aller kleinen Städte: auf sehr beschränktem Boden ein unvergleichlich reicher Nachlaß der reichsten Vergangenheit und in den engen Gassen ein ewiges Gewühl aller möglichen Besucher, gelehrter Kenner, genießender Liebhaber, neugieriger Gaffer. Da ist selbst eine einsame Natur nicht leicht allein. Und nun gar Karl Hillebrand, dessen Studium und Freude der Mensch war, nicht ein abstraktes Menschenthum, sondern die Menschlichkeit in jeder ihrer Erscheinungen. Natürlich verkehrte er mit Allem, was in Florenz von ausgezeichneten Italienern und ansässigen Ausländern wohnt. Dazu kam noch der täglich sich erneuernde Schwarm der Fremden, die, empfohlen und unempfohlen, anziehend oder gleichgültig, an seine Thür klopften: die deutschen Landsleute, die Franzosen, denen er von früher her eine Art Landsmann war, die Engländer, welchen er durch seine Gattin nahe stand, — Gelehrte und Staatsmänner, Schriftsteller, Künstler, zumal auch Musiker, denn obwohl er von Musik nichts zu verstehen behauptete, so hatte er auch in der Musik, wieder durch seine Frau, zwar kein eigentliches Heimathsrecht, aber doch so etwas wie eine Ehrenbürgerschaft. Nicht alle kamen erwünscht, aber keinem versagte seine stets bereite Gefälligkeit, und wenn es eine Last war, der bloßen Neugier die Fresken in Santa Maria Novella oder die Medizäergräber zu

zeigen, so war es eine Freude, einem jungen Historiker in der Magliabechiana behülflich zu sein oder einer strebsamen deutschen Dame Winke zu geben für eine Uebersetzung der Carducci'schen Gedichte. Weil er sich so keinem Anspruch entzog und allen seinen eigenen vielseitigen Bedürfnissen gerecht zu werden wußte, nannte er sich wohl einmal mit jener liebenswürdigen Selbstverkleinerung, welche echter Tüchtigkeit so hübsch kleidet, einen Nichtsthuer! Andere Male freilich gestand er zu: qu'il avait brûlé la chandelle par les deux bouts!

In der That, er hatte sich zu viel zugemuthet. Sein, so schien es, durchaus kräftiger, noch im fünfzigsten Jahre jugendschöner Körper trug von der frühverstorbenen Mutter her einen verhängnißvollen Keim in sich. Im Frühling 1881 brach der noch nicht Zweiundfünfzigjährige plötzlich zusammen. Wohl nahm das Uebel nach dem ersten wilden Ungestüm den milderen Charakter einer langsamen Zehrung an; aber obwohl er selbst, die Freunde, sogar die Aerzte immer wieder hofften, das Urtheil war gesprochen. Die vielgewandte Feder mußte einhalten, das große Geschichtswerk blieb ein Fragment. Hin und wieder regte sich noch einmal die unüberwindliche Schaffenslust, zumal noch im jüngsten Winter, wo er einem verehrten und geliebten deutsch-florentinischen Landsmann, dem alten Catull-Uebersetzer und Aeschylus-Wiederhersteller Theodor Heyse, einen herzlichen Nachruf und für die „Rundschau" einen letzten Essay (über oder vielmehr wider den zeitgenössischen Roman) schrieb; — es war das Aufflammen der verlöschenden Leuchte. In den vorhergegangenen Jahren

hatte der Sommer stets ein bischen Kräftigung gespendet! dieser letzte, in Baden und Schlangenbad verbracht, verweigerte diese Gunst. Mit Noth und Mühe wurde die Rückkehr nach Florenz bewerkstelligt. Wenige Tage nach der Ankunft in den alten trauten Räumen am Arno, gegenüber seinem Monte Oliveto, entschlief er still, ohne Todeskampf, einen Monat nach vollendetem fünfundfünfzigstem Jahre.

Ich rechne es mir nun zu doppeltem Glücke an, daß ich noch einmal im Winter 1882 auf 83 einige Monate in seiner Nähe verlebt habe. Um ihn täglich sehen zu können, wohnte ich in demselben Hause. Die Krankheit hatte ihm völlig den Ton der Stimme und viel von der Stattlichkeit der Figur geraubt, aber nichts von der Frische des Geistes, der Lebendigkeit des Temperamentes, von der Anmuth der Bewegungen, von dem ganzen großen Zauber seiner Persönlichkeit. Er war zugleich älter geworden als seine Jahre und doch jünger geblieben; sein Auge glänzte noch, er lächelte, ja er lachte noch wie ehedem und von seinen Lippen strömte die nur gehauchte, aber vom Athem der Seele erfüllte Rede. Er liebte noch die guten Witze und die guten schlechten; er erzählte und hörte überaus gern Anekdoten, sprach über Menschen und Bücher, Kunst und Politik mit der alten Lebhaftigkeit und Fülle der Sympathie. Es gab nichts, woran er nicht Theil nahm wie ein Gesunder, mit mehr Heiterkeit und Gerechtigkeit als die Gesunden. Das Siechthum hatte seinem Wesen nur einen Reiz mehr verliehen, im geistigen Sinne jene „morbidezza“ welche die Maler den Portraits sehr verfeinerter Ge=

schöpfe zu geben suchen. Er war vielleicht im Grunde nicht erregbarer als er es immer gewesen, aber er suchte weniger Herr seiner Erregungen zu bleiben. Mit Thränen in den Augen las er mir Verse aus dem „Romanzero“ vor, welche er einst unter dem Diktate Heine's niedergeschrieben. Wohlgemerkt, es war nicht die Melancholie der Erinnerung, sondern die Schönheit des Gedichtes, welche ihn übermannte. Oder die begeisterte Zuneigung, die ihm einige seiner Freunde, namentlich einige jüngere, von ihm ermunterte und berathene Männer einflößten, suchte und fand fast schwärmerischen Ausdruck. Dem einen hätte er am liebsten die Ministerpräsidentschaft seines Landes vorausgesagt; von dem andern wußte er mit noch viel größerer Sicherheit, daß er einst als der kraftvollste und edelste Künstler dieser Zeit werde erkannt werden. Von sich selbst, von dem, was er gethan, gelitten, geleistet, hatte er niemals gern gesprochen, er that es auch jetzt nicht. Doch verriethen einige Aeußerungen den Schmerz, daß die Krankheit ihm die Vollendung seines Geschichtswerks verwehre. „Wenn ich wenigstens noch den dritten Band schreiben könnte, noch den Staatsstreich! Da sehen Sie“ — und er wies auf die Papiere in einer Schublade — „das ist das Material, Jahrelang gesammelt. Nur ein paar Monate und der Band wäre geschrieben.“

Gewiß, es ist traurig, daß Hillebrand die Hauptarbeit seines Lebens, die, welche er dafür hielt, nicht hat zu Ende führen können. Wie jeder wahrhaft Strebende hatte er sich in allen seinen bisherigen Leistungen noch nicht genug gethan; mit jedem Jahre

fühlte er sich reifer. Und nun sollte die letzte Frucht nur halb geherbstet werden — longique perit labor irritus anni. Aber wenn nicht er selbst, die Andern werden von ihm sagen, daß das Geschick ihm die größte Gunst, welches es erzeigen kann, die, daß es einem Mann verstattet, durch seine Werke Zeugniß abzulegen von seinem Werthe, keineswegs verweigert hat. Wenn Karl Hillebrand die Aufgabe, die er sich als Geschichtschreiber stellte, nur unvollständig hat lösen dürfen, als historisch-ästhetischer Kritiker und vollends als völkervergleichender Psychologe hat er eine schriftstellerische Laufbahn zurückgelegt, die zu dauernden Leistungen gelangt ist und der die dauernden Ehren nicht fehlen werden, — auch bei uns zu Lande nicht, obschon wir uns vielleicht gerade gegen die Vorzüge, welche Hillebrand's schönstes Verdienst ausmachen, gern ein wenig spröde verhalten.

Der mit dem schärfsten Auge und der schärfsten Zunge bewaffnete Mann des heutigen Italien, Ruggiero Bonghi, erklärte einmal für die bemerkenswertheste Eigenschaft der Deutschen ihre curiosità sterminata — ihre grenzenlose Wißbegier. Diese Wißbegier ist in manchem Betracht etwas Edleres als die unbegrenzte Genußbegier der Romanen oder die auf Nutzen und Nützlichkeit gerichtete Leidenschaft der Angelsachsen. Aber sie ist immer doch etwas Einseitiges; sie legt einen zu großen Werth auf das Lernen, auf die Dinge, die gelernt werden können. Wir sind nun einmal die Nation der allgemeinen Schulpflicht, und legen gar zu gern an ein Buch den Maßstab des Lehrbuchs, an einen Schriftsteller den des Lehrers oder Gelehrten. Daher kommt es, daß

in Deutschland ein Autor, welchem nicht von vornherein ein auf den ersten Blick erkennbarer Stempel wahrer oder scheinbarer Gelehrsamkeit aufgedrückt ist, leicht Gefahr läuft, daß er als bloßer Tagesschriftsteller, seine Schriften als leichte Waare, als Blätter im Winde, als Feuilletons betrachtet werden. Hat man doch Monographien geschrieben, schreibt sie noch, um zu beweisen, daß ein Schiller oder Goethe das Griechische verstanden oder nicht verstanden habe. So sehr neigen wir dazu, bloßer Kenntniß und Fertigkeit, die doch bei einem großen Geiste nur ein Schmuck und Vermögen mehr ist, einen bestimmenden Werth zuzumessen. In Wahrheit ist sogar die echte Wissenschaftlichkeit, geschweige die falsche, denkbar ohne Originalität, ohne Urtheil, ohne Geschmack; während andererseits das literarische Schaffen im eigentlichen Sinne seinem inneren Wesen nach gerade die wissenschaftliche Behandlungsweise ausschließt. Unser Sprachgebrauch weiß von gelehrter Literatur und glücklicher Weise auch von poetischer Literatur; aber es giebt eine Literatur, die in keine dieser beiden Kategorien paßt, und die hat keine rechte Stellung, keinen anerkannten Platz bei uns; denn als ein Volk der Schule sind wir auch ein Volk der Kategorien. Dem Dichter giebt alle Welt zu, daß ein Gedicht, ein Trauerspiel nicht ein Werk der wissenschaftlichen Forschung und Darstellung sein kann. Aber zwischen dem völlig freien poetischen Schaffen, wobei die Persönlichkeit des Autors nahezu Alles ist, und der durch Materie und Methode gebundenen wissenschaftlichen Arbeit, welche eigentlich keine Einmischung des subjektiven Ermessens verträgt,

giebt es literarische Schöpfungen, welche gerade aus der Vereinigung dieser zwei Elemente, der strengen Sachlichkeit und der freien Persönlichkeit, zu Stande kommen. Zur Kritik beispielsweise gehört die genaue Kenntniß des Stoffes, aber es gehört dazu auch Empfindung, Phantasie, Takt, Weltkenntniß, Herzensbildung und andere Siebensachen, welche nicht vom Katheder herab gelehrt, nicht auf der Schulbank gelernt werden können. Solche Schriftsteller nun, welche zugleich den Büchern und dem Leben angehören, zwischen Wissenschaft und Kunst inmitten stehen, haben in Deutschland eine etwas schwierige Stellung, es sei denn, daß sie durch ein öffentliches Amt oder einen Titel eine authentische Beglaubigung wirklicher Tüchtigkeit mitbringen. Dem in keinem Zusammenhang mit Staat und Universität stehenden Autor wird ein gewisses Mißtrauen entgegengebracht; man sähe ihn am liebsten nicht für voll an. Es ist bezeichnend, daß der für den unabhängigen Schriftsteller gebräuchliche Ausdruck „Literat" einen so mißlichen Klang hat; während der englische man of letters, der französische homme de lettres einen festen und ehrenvollen Rang in der „république des lettres" einnimmt. Solche geringschätzende Präsumtionen rächen sich aber allezeit. In einem Lande, wo der freie Schriftsteller, statt von der Sympathie des Publikums getragen zu werden, zunächst dessen Ungunst überwinden, dessen Mißtrauen widerlegen muß, wird diejenige Literatur, welche nur in völlig freier Luft gedeiht, zu keiner reichen Entwicklung gelangen. Die Mehrzahl der Talente wird lieber die von der Sonne der Regierungs- und Volksgunst

beschienene Laufbahn der Aemter einschlagen, als sich abseits durch Dornen und Dickicht einen nicht nur schwierigeren, sondern auch undankbareren Weg bahnen. Aber auch der selbständigste Mann, sobald er innerhalb einer anerkannten Körperschaft bestimmten Berufspflichten obliegt, wird die dadurch gewonnene Sicherheit und Ehre irgendwie bezahlen müssen, wird seine Persönlichkeit nicht ebenso frei und voll zu entfalten vermögen wie Solche, die außerhalb der Schranken stehen. Es soll hierbei gar nicht einmal an die Rücksichten gedacht werden, die der College dem Collegium, der Beamte dem Staate gegenüber zu nehmen hat, obwohl heutzutage vermuthlich der Satz, daß man in jeder Compagnie schultern muß, noch viel wahrer ist als zu Goethe's Zeit. Es müssen noch ganz andere Opfer gebracht werden, Opfer an Originalität, Unbefangenheit, Aufrichtigkeit, Frische, wenn man vor Allem Lehrer und Beamter und erst nachher Schriftsteller ist. Daran liegt es ohne Zweifel zum guten Theile, daß wir in Deutschland soviel reicher an bedeutenden Gelehrten als an bedeutenden Schriftstellern sind, und daß zu der Fülle und Gediegenheit der Fachliteratur der Werth und die Ausdehnung des freien literarischen Schaffens in keinem Verhältniß steht.

Eine literarische Gattung nun, welche einen Spielraum verlangt, wie ihn die strenge Wissenschaft nicht gewährt, ist der Essay. Schon der Name besagt, daß der „Versuch“ sich ein unbestimmteres Ziel steckt und es mit willkürlicheren Mitteln zu erreichen sucht als eine gelehrte Untersuchung. Diese ergründet einen Gegen-

stand, um zu einem Schlusse zu gelangen. Der Essay will keine Frage zum Abschluß bringen, er will die Geister aufschließen; er will den schweren Wissensstoff in flüssiges Leben verwandeln; er will nicht sowohl unterrichten als bilden, nicht Ergebnisse überliefern, sondern zum Nachdenken anregen. Der Essay wendet sich nicht an Fachgenossen und Schüler, sondern an Laien, an die universelle Kirche der vom Geist Ergriffenen. Seine Methode ist nicht streng, sondern spielend, seine Form nicht lehrhaft, sondern künstlerisch. Zu aller Kunst aber braucht es einen Künstler, eine individuelle Persönlichkeit, jenes unsagbare Etwas, welches in einem einzigen Menschen zur Erscheinung kommt und mit ihm verschwindet, ob man es nun Genius, Originalität, Spontaneität nenne. Auch von den wundervollsten wissenschaftlichen Entdeckungen darf man, muß man glauben, daß, hätte nicht Kepler oder Newton sie gemacht, ein Anderer sie gemacht haben würde. Wesen und Werth der Wissenschaft besteht in ihrer objektiven, von der Person der einzelnen Forscher ablösbaren Wahrheit. Aber die Essays eines Montaigne, eines Bacon wären ohne den einen Montaigne, den einen Bacon nimmermehr geschrieben worden.

In England, in Frankreich, wo Leben und Literatur seit Jahrhunderten sich gegenseitig erregen und bewegen, blüht seit Jahrhunderten der Essay; viele ihrer ausgezeichnetsten Schriftsteller haben ihn angebaut, haben durch ihn auf ihre Nation gewirkt. Bei uns sind auch heute noch das Leben und die Literatur zwei Provinzen, die sich berühren, nicht zwei Sphären, die sich durch-

dringen. Unsere Geistesarbeit ist mehr auf Erkenntniß gerichtet als auf Produktion, unsre Literatur ist mehr gelehrt als literarisch. In Deutschland blüht der Essay nur ausnahmsweise; er ist eigentlich ein fremdländisches Gewächs, das nur in einzelnen Exemplaren zur vollen Höhe und Schönheit gelangt.

Man verzeihe die Abschweifung: ich mußte sie mir gestatten, wenn ich erklären wollte, worin die eigentliche Bedeutung Karl Hillebrand's, des Essayisten, zu bestehen scheint. Es ist nicht schwer zu bemerken, daß seine Schriften einen stark subjektiven Charakter tragen. Wer Belehrung sucht, wer über den Gegenstand unterrichtet sein will, der muß erst bei einem Andern in die Schule gehen. Hillebrand hält keine Schule. Er setzt die Kenntniß des Stoffes voraus, er will uns seine Ansicht darüber sagen. Seine Art sie zu sagen, ist nicht die einer Abhandlung, welche zum Voraus jeden Einwand beseitigt; es ist eher die der Konversation, in der man viel wagen darf, weil die Andern es sich ja nicht gefallen zu lassen brauchen. Hillebrand scheut die Paradoxen nicht, ganz gewiß! Allein reden denn die Schriftsteller ex cathedra wie Papst und Professoren? sind sie wie die Lehrer dazu da, Recht zu haben? Oder ist es nicht ihr Beruf, die Leser anzuregen und zu stacheln, daß sie sich aufmachen und selbst das Rechte suchen? Die Schulmeister haben es mit Schülern, mit Unselbständigen zu thun. Der Schriftsteller setzt bei dem Leser eigenes Schauen und Denken voraus und stößt lieber auf Widerstand als auf stumpfes Nachschwören. Wenigstens vermuthe ich, daß Hillebrand sich solche Leser wünschte. Er will Eindruck

machen, aber er sucht nicht zu überreden; er will Wirkung üben, nicht Herrschaft. Er braucht keine rednerischen Kunstgriffe, die den Unmündigen gefangen nehmen; wenn er den Ausdruck steigert und zuspitzt, so ist es, weil er glaubt, daß der Leser die feinen Pointen nicht für breite Beweissätze ansehen werde. Mir scheint, ein Autor kann sein Publikum nicht schmeichelhafter behandeln, als indem er also annimmt, daß es nicht nur die dastehenden Zeilen, sondern auch zwischen den Zeilen zu lesen wisse. Wenn Hillebrand nicht immer überzeugt, immer interessirt er, regt er an, zieht er an. Wenn er öfters unsern Widerspruch weckt, so noch öfter die freudige Ueberraschung, die es gewährt, ein Ding, das uns längst bekannt war, das uns aber in Dunst und Dunkel entschwand, mit einem Male durch einen Blitz hell beleuchtet zu sehen. Er ist ein reizender Schriftsteller in dem doppelten Sinne des Wortes reizen, das zugleich herausfordern und bezaubern bedeutet. Kein Zweifel, daß er manchmal unser Urtheil und noch häufiger unser Vorurtheil verletzt, verwundet. Eine geistreiche Frau, die ihm sehr zugethan war — alle Frauen waren es — fand, daß er durch die Kühnheit seiner Behauptungen manchmal „agaçant“ werde. Wohl! aber auch kein Zweifel, daß nur selten Jemand so anregend ist, so „suggestive“, wenn ich mir erlauben darf, bei diesem über vier Sprachschätze gebietenden Deutschen noch ein anderes fremdes, im Deutschen schwer wiederzugebendes Wort zu gebrauchen. Er kommt nicht mit dem Anspruch, unser Wissen zu vermehren, aber er bereichert unser Denken um zahllose Nüancen. Er ist subjektiv; aber seine Subjektivität ist eine so reiche, so

vielseitige, so bewegte, daß jede Berührung mit ihr uns in Schwingungen versetzt, nicht nach einer, sondern gleich nach den verschiedensten Richtungen, daß sie uns Anstöße giebt, die nachhaltig wirken und uns dahin und dorthin führen, auch zu Ergebnissen, an denen nichts Subjektives mehr ist. So wird, was Hillebrand Willkürliches hat oder zu haben scheint, vollauf wettgemacht durch die Freiheit und Beweglichkeit, welche er uns mittheilt, und welche doch, so groß sie ist, uns nicht den festen Boden unter den Füßen entzieht. Denn bei aller in tausend Farben und Lichtern spielenden Vielseitigkeit war er von einer starken Grundempfindung ganz durchdrungen, von einem leidenschaftlichen Bedürfniß nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Die vielseitige Bildung gab ihm das Ausland, den einen Grundzug seines Wesens hatte er aus Deutschland mitgebracht.

Es ist kein Zufall, daß der Mann, der einer unserer trefflichsten Essayisten werden sollte, zwar nicht sein geistiges Fundament, aber seine Geistesarchitektur vom Ausland erhalten hat. Um diese Persönlichkeit, diesen Schriftsteller zu erzeugen, mußten deutsche Weltanschauung und ausländisches, französisches, englisches, italienisches Leben sich vereinigen. Er mußte geboren und erzogen werden in einer kleinen deutschen Universitätsstadt, von einem Vater, der sein Leben darauf verwandte, die großen Gedanken unserer klassischen Literatur in sich und seinen Schülern lebendig zu erhalten, von einer Mutter, welche nie in die Kirche ging und im kirchlichen Sinn wohl eine Ketzerin war, aber an keinem Sonntag versäumte, ein Kapitel in der Bibel zu lesen. Und aus

dieser so engen und doch in alle Himmel der Poesie und Philosophie reichenden Sphäre eines deutschen Hauses, wie es deren vor vierzig Jahren noch manches gab, mußte der junge Mann, ehe noch allzuviel Methode und Fachmäßigkeit ihm einen Theil seiner Empfänglichkeit genommen, hinaus in die große Welt des europäischen Westens, die an Idealität und wissenschaftlicher Arbeit sehr viel ärmer, aber an altem Kulturkapital, an Lebenskenntniß und Lebensverfeinerung ungleich reicher war. So flossen eine ganze Menge edelster Essenzen, aus den Civilisationen der vornehmsten Nationen stammend, in dies eine Gefäß zusammen und ergaben eine Mischung von köstlichem und sehr eigenthümlichem Dufte. Hillebrand's Originalität bestand darin, daß sich bei ihm Angeborenes und Erworbenes, Eignes und Fremdes, so völlig durchdrangen, ohne Rest und ohne Riß, keine künstliche Zusammensetzung, sondern eine künstlerische Bildung, eine Individualität, an deren Einheit eine Menge sonst geschiedener Faktoren mitgearbeitet hatten, ein Geist, dem in der That wenig Menschliches fremd war. Aus Deutschland, von dem Vater, dem Professor der Philosophie, dem goethe-gläubigen Literator und liberalen Humanisten, hatte er den „pensiero dominante“, den seelischen Grundzug und Trieb mitbekommen, den Sinn für Wahrheit und Aufrichtigkeit, für jede Aeußerung spontanen Lebens, für jede Form, in der ein echter Geist athmet, den Enthusiasmus für alle Art von Vortrefflichkeit, das Mitgefühl mit aller Art von Leiden, den Haß gegen alle Engherzigkeit. Und dieser Grundzug, welcher in dem Vaterlande vielleicht

zu einem mehr gedankenhaften Dasein verurtheilt geblieben wäre, wuchs sich auf den Wanderungen, durch die Wandlungen eines Lebens, welches vieler Menschen Städte sah, zu einem Charakter, einer Persönlichkeit aus. Im langen nahen Verkehr mit „Zeiten, Völkern und Menschen" lernte er die Praxis zu der Lehre von der Humanität. Er wurde zu einem Virtuosen der Sympathie, und suchte seinen Antipathien zum Trotz — die bei einem Sympathetiker nun einmal nicht fehlen können — zu jener „Katholizität" durchzudringen, ohne welche es keinen wahren, weil keinen gerechten Kritiker giebt. Daher seine Hinneigung zu den großen Meistern des Allverständnisses, der Allempfänglichkeit, seine Verehrung für Herder, welcher ebenso scharfsinnig und, so schien es ihm, tiefsinniger als die moderne Biologie den einen Gott hinter allen Verkleidungen zu ahnen wußte; daher seine unbegrenzte Bewunderung Sainte-Beuve's, dieses Königs der Kritik. Seine Antipathien selbst sind nur die Kehrseite einer und derselben Leidenschaft: das Bedürfniß nach weitsichtigem Verständniß, weitherziger Duldung wird zum Haß der Beschränktheit, der Unduldsamkeit, der Sektirerei; die Freude an der Vielgestalt der Natur und Geschichte wird zum Widerwillen gegen die abstrakte Logik und den konstruirenden Verstand, gegen Schul- und Parteiformeln. Es ist möglich, daß er in dieser seiner Abneigung gegen geradlinige Ausschließlichkeit und blasse Theorie selbst manchmal etwas theoretisch und ausschließlich wurde. Ich weiß auch nicht, ob er den Leistungen der zeitgenössischen Naturwissenschaften gegenüber eine ganz gerechte Empfindung

hatte. Ihm saß die Idee der Entwicklung als Erklärung so der Natur wie der Geschichte von Herder und Goethe her in Fleisch und Blut; an der heutigen, sich nach Darwin nennenden Naturerkenntniß schien er kein Behagen zu finden: es mochte ihn bedünken, daß sie den Kosmos in eine Maschine verwandle. Indessen die Naturforscher durften es halten wie sie wollten oder konnten; das focht ihn im Grunde nicht sehr an. Die intimen Feinde, die Gegner im eigenen Lager sind es, die wir am besten hassen, weil wir sie am besten kennen. Hillebrand's Haß galt den rationalistischen Theorien in Moral und Politik und vollends der Anwendung dieser Theorien auf Poesie und Kunst; seine „bête noire“ war der landläufige Bildungsschwärmer, der laudator temporis praesentis mit seiner „modernen Weltanschauung“, von welcher unser Freund dachte, daß sie alle wahre Anschauung — Anschauung war sein Lieblingswort — aus der Welt treibe. Nichts glich der Verachtung, womit er die Worte Rationalismus, Radikalismus, Positivismus, Utilitarismus in den Mund nahm. Doch wäre es gefehlt hieraus zu schließen, daß er andere Dinge, welche auf „ismus“ endigen, sonderlich besser mochte. Er wußte, daß die Wahrheit sich keine Uniform, am wenigsten die eines Schulausdrucks, anlegen läßt, und er, der gläubige Bekenner unseres klassischen Idealismus, hätte sich ohne Zweifel recht sehr verbeten, zu der Kirche oder Schule oder Partei der Idealisten gerechnet zu werden. Er wußte, daß Geistesfreiheit und Wahrheitsliebe nicht vertragen, auf irgend eine Fahne, und sei es die erhabenste, eingeschworen zu sein.

„Eigentlich sind doch nur die Skeptiker ehrlich“, rief er einmal aus, ich vermuthe, es war dazumal in der römischen Campagna, als wir dem anscheinend militärischen, in der That diplomatischen Kampfe zwischen zwei Unfehlbarkeiten, dem alten Papstthum und dem neuen Nationalismus, zuschauten. Und Hillebrand war dabei so gar nicht Skeptiker. Er glaubte an die Wahrheit und forderte die Freiheit des Denkens; ebendarum waren ihm alle Conventionen und Conventikel zuwider, die freidenkerischen zumeist, und ebendarum verlangte er, daß der Wahrheit im Wege der Wahrheit gedient würde, nicht durch Leidenschaft und Lüge, der Freiheit im Wege der Freiheit, nicht durch Stich= und Schlagworte. Er nannte sich selbst wohl manchmal einen Protestanten und Conservativen, aber nicht im Sinne eines religiösen oder politischen Dogmas. Conservativ war er, weil er die spontane Staatsentwickelung gegen die konstruirende Logik der Bentham und Mill, die Ordnung des Ganzen und die Freiheit der Einzelnen gegen die Rhetorik der Gambetta, gegen die Tyrannei der Majoritäten erhalten wollte. Aber seinem Conservatismus entsprach es nicht, daß die vorgeblich staatserhaltenden Mächte genau ebenso demagogisch verfahren dürften als die revolutionären. Und seinem Protestantismus war es mit dem Protest gegen alle Geistes= und Gewissensbande so ernst, daß ihm der nur halbe Sieg der Reformation, die Theilung Deutschlands in eine protestantische und eine katholische Hälfte ein Glück dünkte: mochte auch Deutschland politisch dadurch geschwächt worden sein, die Freiheit des Denkens, zu der es für

einige Zeit gelangt ist, wäre in einem ganz protestantischen Lande schwerlich erreicht worden. Ja, diesem Protestanten war sogar der Ultramontanismus angenehmer als der Calvinismus, weil jener immerhin ein minder enger Ismus ist als dieser. Wohl hatte sich der Freischärler von 1849 in den „Conservativen" der siebziger Jahre verwandelt, allein niemals umnebelte die politische Doctrin oder Sympathie ihm den menschlichen, den philosophischen und literarischen Blick. Und schließlich war er doch hier, auf dem literarischen, dem psychologischen Gebiet besser zu Haus als in politischen Dingen. Zwar ist es ja nur natürlich, daß den Psychologen das politische Phänomen nicht minder reizt als das moralische und künstlerische; dennoch darf man sich fragen, ob der mit dem lauteren Honig des Gedankens genährte Humanist wohl daran thue, auch an den Bitternissen der Zeitkämpfe die Feinheit seiner Zunge zu versuchen. Wenigstens will mir dünken, es sei unserm Freunde bei seinen historisch-literarischen Urtheilen besser als bei einem zeitgenössisch-politischen gelungen, jene hohe Unparteilichkeit zu erreichen, welche ihm über Alles ging. An einem Radikalen, der nichts als ein politischer Radikaler war, ließ er nicht gern etwas Gutes; dagegen wo er ein echtes Talent spürte, zumal literarisches, poetisches Talent, da fiel es ihm nicht ein, dasselbe um seinen Stimmzettel zu befragen. Der Radikalismus, zu welchem sich Heine bekannt hatte, — bekannt hatte? bekennt sich die reine Phantasie zu einem reinen Glauben? — Heine's demokratische Prosa machte ihm den im Grunde so aristokratischen Poeten um nichts unlieber.

Und hinwiederum gab er zu, daß den von ihm besonders hochgestellten Jeremias Gotthelf der schwere Bodensatz conservativer Tendenz abgehalten hat, zur Durchsichtigkeit und Freiheit der Kunst emporzusteigen. Der conservative Hillebrand war es, der seine in Italien vielgehörte Stimme erhob, um Carducci, den republikanischen Sänger Satans, des Hauptrevolutionärs, zu preisen, vielleicht über Gebühr zu preisen. Und noch im vergangenen Winter schrieb er mir, wie gut er es habe, daß er mit gleicher künstlerischer Freude eine Rede Bismarck's und eine Rede Bamberger's lesen könne.

Aber nicht nur, daß keine Verschiedenheit der politischen Küche ihm den Genuß verleiden konnte an echter Geisteswürze, so sah er die Bücher und ihre Verfasser, sobald er originelles Leben in ihnen entdeckte, auch nicht an auf ihre philosophische oder moralische oder sonstige Doktrin. Nicht die Ansichten, wozu die Schriftsteller sich bekennen, nicht die Sätze, die sie lehren, die Moral, die sie predigen, sondern was die Leute im Grunde ihres Wesens sind und daß sie etwas sind, etwas, das der Mühe werth ist, darauf kam es ihm an. Videndum est, non modo quid quisque loquatur, sed etiam quid quisque sentiat, atque etiam qua de causa quisque sentiat. Hillebrand war sehr geneigt, Ansichten und Lehren als bloße Formeln zu betrachten, denen erst der Mensch Inhalt und Werth giebt. Aber so oft er hinter den Sätzen des Buches einen Menschen gewahrte, da war er bereit, ihm gerecht zu werden, und wo möglich ihn zu lieben, zu schätzen, zu bewundern. Er, welchen Neigung und philosophische Ueberzeugung auf das histo-

risch Konkrete hinwiesen, er, den der Hauptgedanke der Zeit, der der Entwickelung, tief ergriffen und durchdrungen hatte, er war ein begeisterter Leser Schopenhauer's, dem doch Geschichte und Entwicklung durchaus gleichgültig, fremd, unverständlich sind. Und neben Schopenhauer war ihm unter den Neuesten Carlyle besonders theuer, neben dem unhistorischen Weltverneiner der durchaus historische Weltbejaher. Aber beide sind freilich zwei gleich geniale Schriftsteller, zwei ganze Kerle mit gleich unerbittlichen Idiosynkrasien behaftet, und bei welchen nicht nur die polternde Bärbeißigkeit, sondern auch der unbestechliche Wahrheitsdrang und die Verherrlichung des die Wahrheit schauenden Genies eine Verwandtschaft herstellt. Beiden ist es um die Wahrheit zu thun — was liegt daran, daß jeder ein anderes Stück von ihr sieht und verkündet? Und um ihrer Aufrichtigkeit willen umfaßt Hillebrand mit gleicher Sympathie andere, unendlich verschiedene Geister: Rahel, die des unbekannten Gottes volle Semitin, „das verkörperte weibliche Ideal deutschen Glaubens und deutscher Frömmigkeit", und den romantischen Cyniker Stendhal und den auch mit der Romantik fertigen Mérimée. Schriftsteller wie Stendhal nnd Mérimée gelten manch einem wohldenkenden Kritiker als Abgründe der Immoralität. Aber Hillebrand hielt in Leben und Dichtung einzig die Lüge, die Prätension, die Falschheit und Heuchelei für unmoralisch. Nicht Mérimée's eher kalt als frivol zu nennende Kunstwerke dünkten ihm unsittlich; zum mindesten findet sich in ihnen die volle künstlerische Wahrheit und Gewissenhaftigkeit; und es ist ja

Mérimée gewesen, der seinen moralischen Glauben in die Worte faßte: „L'amour fait tout excuser, mais il faut être bien sûr qu'il y a de l'amour“ — ein Credo, welches Hillebrand, glaube ich, vorbehaltlos unterschrieben hätte. Für frivol galten ihm alle Machwerke, gleichviel welcher frommen oder atheistischen Kirche sie huldigen. Der echte, der naive Naturalismus, der der „Manon Lescaut“ oder des „Tom Jones“, war sein Entzücken; der erlogene Naturalismus, auf welchem sich die neuesten französischen Romanschreiber soviel zu gute thun, war sein Abscheu. Ich irre mich: die gewollte Brutalität, die Zola'sche fanfaronnade de la vulgarité war ihm nicht die widerlichste der Unwahrheiten; sie ist dafür zu unwichtig. Nicht das falsche Laster, sondern die falsche Tugend erregte Hillebrand's ganze Entrüstung. Und er war sehr geneigt, jede Tugend für falsch zu halten, die sich, sei es in Gefühlsseligkeit, sei es in Feierlichkeit, drapirt. Zumal auf die Feierlichen hatte er es abgesehen, auf die Auserwählten, die Puritaner. Diesem Conservativen war ein irrender Staatszertrümmerer wie Proudhon immer noch lieber als ein unfehlbarer Staatserhalter wie Metternich oder Guizot. Hillebrand's unbarmherzigste Urtheile, die Schriften, in welchen ihm sein Gleichmuth verloren gegangen scheint, erklären sich aus dieser leidenschaftlichen Abneigung gegen den Hochmuth, die Herzenskälte, die Selbstgewißheit und Selbstgerechtigkeit solcher „bester Männer“. Aller Methodismus war seiner offenen, heiteren, liebenden und genießenden Seele zuwider, alle Bornirtheit und nun gar die, die auf ihre Scheuklappen stolz ist. Wenn

er in seinen Essays über Guizot, Metternich, Gervinus an dem constitutionellen, dem absolutistischen, dem demokratischen Doktrinär das gleiche grausame Gericht übte, so galt das noch mehr dem rechthaberischen Tugendbold als der steifen Doktrin. Warum immerfort vom sittlichen Ernste reden! ruft er in dem Essay über Gervinus aus, warum nie von der sittlichen Heiterkeit? Er wußte, wieviel leichter es ist, eine ernsthafte als eine lustige Maske sich vorzubinden, und Maske für Maske war ihm die lustige lieber. Im Gegensatz zu dem harten Urtheil über den knöchernen Calvinisten Guizot steht die höchst sympathetische Behandlnng des geschmeidigen Voltairianers Thiers, obwohl er gewiß theoretisch mit dem Thiers-Etat-Liberalismus des Geschichtschreibers der französischen Revolution weniger übereinstimmte als mit dem conservativen Liberalismus des Historikers der englischen. Aber das behagliche Wesen des kleinen Thiers flößte ihm nicht nur mehr Neigung, sondern mehr Vertrauen ein als die Austerität des großen Guizot. Und ebenso in der rein literarischen Produktion konnte er sich mit dem leichten Talente, das nicht mehr vorstellen will als es ist, recht wohl befreunden; den heroischen Geberden des Halbtalentes, des Untalentes kehrte er den Rücken. „Ach, wenn die gelehrten deutschen Romanschreiber doch statt gelehrt amüsant sein wollten!“ rief er einmal aus, und noch vor zwei Jahren, mitten in seinen Leiden, ergötzte er sich zum dritten oder vierten Mal an dem „Monte Christo“ des alten Dumas. Daß seine deutschen Landsleute, nicht wie die Engländer, aus kirchlicher, auch nicht eigentlich aus moralischer, sondern

eher aus kleinbürgerlicher und schulmäßiger Prüderie so manche literarischen Genüsse sich entgehen oder verderben lassen, war ihm höchst verdrießlich. Und dabei dachte er natürlich nicht bloß an die amüsanten Erfindungen des Vater Dumas. Mit Schmerz, ja mit Zorn erfüllte es ihn, daß die einzigen zwei deutschen Schriftsteller, welche seit Goethe nicht nur stofflich, sondern durch die Eigenart ihrer geistigen Persönlichkeit und ihre literarische Meisterschaft eine tiefergehende Bedeutung für das Ausland gehabt und zu europäischem Ruhme gelangt sind, daß Heine und Schopenhauer in ihrer Heimath noch immer nur erst an der Pforte des Ruhmestempels stehen; daß sie, die das geistige Vermögen der Nation durch neue Gedanken und Formen, ihren literarischen Schatz durch unvergängliche Monumente vermehrt haben, noch immer halb proscribirt sind, weil die Gründlichen sie nicht gründlich, die Sittlichen sie nicht sittlich, die Teutonen sie nicht patriotisch genug finden.

Hillebrand kam in seinen Gesprächen auf diesen Punkt oft zurück: es war der Punkt, in welchem ihm sein Vaterland am fremdesten war. Als er die Heimath verließ, war die „ethische Zucht", welche einen so grellen Gegensatz bildet gegen die sittliche Freiheit, die er von Joseph Hillebrand hatte preisen hören, noch nicht in die Höhe gekommen wie seitdem. So hatte er fern von Deutschland in dem idealen Deutschland unsrer großen Dichter und Denker weitergelebt. Und dazu hatte er in Frankreich gelebt, in jenem damals noch existirenden Frankreich der Sainte-Beuve und Rémusat, wo man dem Talente Alles, der talentlosen Mittelmäßigkeit nicht ein-

mal ihre Bravheit und ihren Anstand verzieh. Seitdem hat sich die einst so aristokratische französische Kultur republikanisirt, und die Muse wirbt um den Beifall des allgemeinen Stimmrechts. Bei uns entscheidet in Sachen des Geschmacks einstweilen noch nicht der Instinkt der Masse, wohl aber die bürgerliche Gesinnung; unsere oberste Bildungsschichte schwebt der Erde näher als vor fünfzig oder gar hundert Jahren und ist in einem engeren Horizont eingeschlossen; nicht die Schönheit und Aufrichtigkeit macht den Werth des literarischen Werkes aus, sondern die staatliche und gesellschaftliche Brauchbarkeit oder was man darin „Positives“ lernen kann. Hillebrand gewahrte dies Alles besser als irgendwer, und mit welchen Empfindungen er, der künstlerische Geistesaristokrat, die demokratische Vergröberung der deutschen Kultur sah, brauche ich nicht zu sagen. Aber das verdient gesagt zu werden, daß er seiner Einsicht zum Trotz sich nicht in die trübselige Thatsache finden, daß er nicht glauben mochte, es habe die „ästhetische Erziehung“ unsrer klassischen Epoche für immer einer engen Staatszucht und dürren Gesellschaftsmoral Platz gemacht. Er suchte der Politik die ganze Schuld zu geben: es sei ja natürlich und gewissermaßen nothwendig, daß eine Nation, die von einer starken staatlichen Bewegung erfaßt ist und solange sie mehr die großen Erfolge als die großen Enttäuschungen der Politik erfahren, für die weniger schallenden Thaten des Geistes keine rechte Herzenstheilnahme habe und ihre sittlichen Ideale ihren staatlichen Bedürfnissen anpasse. An eine unwiderrufliche Abkehr von dem Wahrheits- und Sittlich-

keitsideal unsrer klassischen Epoche zu glauben, dagegen sträubte sich seine heiße Liebe zu Deutschland, zu deutscher Geisteshöhe und Geistesfreiheit. „Sie sollen sehen, es wird noch Alles gut,“ so pflegte er in seinen Briefen aus Florenz die Beklemmungen eines in Deutschland lebenden Freundes zu beschwichtigen.

Hillebrand war trotz seiner literarischen Freude an Buddha-Schopenhauer praktisch durchaus Optimist; seine Beschaulichkeit war nicht nach innen, sondern nach der Welt gerichtet; er hatte das Bedürfniß viel zu thun und zum mindesten viel zu sehen. So tief bei ihm aber die fröhliche hoffnungsreiche Stimmung wurzelte, so darf man doch fragen, ob er sie sich so ganz und so dauernd bewahrt haben würde, wenn er anderswo gehauset hätte als am friedlichen Ufer des Arno. Für einen Optimisten, der kein streitbarer Prophet, sondern ein Denker und Künstler ist, wird es immer rathsam sein, daß er aus freien Stücken auf dem stillen Berge verharre in einiger Entfernung von dem gelobten Lande und an den Kämpfen, welche das gelobte Land erst erobern müssen, keinen Theil habe. Wem das Schlachtgeschrei der Amoriter und Edomiter aus nächster Nähe in die Ohren gellt, dem verstummt leicht die innere Melodie und verstimmt sich das feiner besaitete Gemüth. Wir dürfen darum unsrem Freunde Glück wünschen, daß er die schöne Heiterkeit der Seele, welche so tapfer Stand hielt in den schweren körperlichen Leiden, nicht auch noch durch die allzu unmittelbare Berührung mit den heutigen deutschen Dingen auf eine vielleicht noch schwerere Probe setzte.

„Ich sitze hier in der schönsten Prosceniumsloge

der Welt und schaue dem Weltspektakel zu," so drückte er sich manchmal in seinen Briefen aus. (Ein heiterer Melancholikus des 17. Jahrhunderts, Robert Burton, sagte von sich: „I lead a monastic life, sequestered from those tumults and troubles of the world in some high place above them all . . . a mere spectator of other men's fortunes and adventures, and how they act their parts, which, methinks, are diversely presented unto me as from a common theatre or scene"). Gewiß, die Welt kann nicht von der bloßen Contemplation leben und es wäre schlimm, wenn Viele sich in solcher Zuschauerrolle gefallen wollten. Indessen die Gefahr ist nicht groß, zumal heutzutage nicht: die ungeheure Mehrzahl will mitspielen auf der Bühne, wo sie Gage bekommt, und wo einer und der andere als König Purpur und Krone tragen darf; der bloße Zuschauer dagegen bekommt nichts, muß vielmehr für seinen dunkeln Platz bezahlen, denn, was auch die Sozialisten glauben mögen, freien Eintritt hat Keiner. Die Arbeit aber, womit Hillebrand seinen Platz vollauf bezahlte, hätte er nicht ausrichten können, wenn er nicht so ganz Zuschauer geblieben wäre.

In den ersten Jahren nach dem Krieg würde Hillebrand schon aus der zarten Rücksicht, welche ihm seine französische Vergangenheit auferlegte, keine öffentliche Stellung in Deutschland haben einnehmen mögen. Nachher, in den späteren siebziger Jahren, brauchte ihn ein derartiges Bedenken nicht mehr abzuhalten, und er hätte einem der Rufe, die zu wiederholten Malen aus Deutschland an ihn gelangten und ihn zu ehrenvollen und vortheilhaften Aemtern einluden, Folge leisten

dürfen. Aber er fuhr fort auszuschlagen, in der richtigen Erkenntniß, daß nur die völlige Unabhängigkeit des florentinischen Aufenthaltes ihm die volle schriftstellerische Unbefangenheit, das frohe Verharren in seiner Eigenart verstatte. Unter jenen deutschen Anträgen stellten mehrere eine akademische Berufung in Aussicht, zumal einer an die Universität München. Allein er fühlte sich nicht zum öffentlichen Lehrer gemacht, vielleicht gerade darum nicht oder nicht mehr, weil er es gewesen. Er war durchdrungen von dem hohen Werthe der strengen Methode deutscher Wissenschaft, deutscher Geschichtsforschung. Sein Erstlingswerk, der „Dino Compagni“, wollte gerade versuchen, den Franzosen in ihrer Sprache ein Beispiel historischer Kritik nach deutschem Muster vorzuführen. (Und hierbei sei erwähnt, daß, obwohl Hillebrands vor nunmehr einem Vierteljahrhundert erschienenes Buch sich noch kaum befaßt mit den Zweifeln an der Echtheit der Chronik, es darum doch den italienischen Sachkennern keineswegs veraltet scheint. In der Schrift offenbart sich, so sagt Professor Del Lungo, „ein überaus gewissenhaftes Studium der florentinischen Zustände und eine genaue und tiefe Kenntniß unsrer Historiographie.“) Dennoch sah sich Hillebrand mit bescheidenem Selbstgefühl nicht als einen deutschen Gelehrten von der strikten Art an; er betrachtete sich weder als etwas Schlechteres noch Besseres, sondern als etwas Anderes. Er wollte nicht sowohl historischer Forscher als Geschichtschreiber sein, und die Geschichtschreibung war für ihn nur zur Hälfte Wissenschaft, zur andern Hälfte Kunst. Gerade aber darin ersah er sein Talent,

seine Mission: wissenschaftliche Ergebnisse künstlerisch zu gestalten. Zwar war er — wie er selbst es sich mit einigem Bedauern gestand — nicht eben Das, was man einen pittoresken Geschichtschreiber nennt. Vor seiner Anschauung lagen die Geister und die Dinge greifbarer da als die Körper und die Sachen, und seine Phantasie war lebendiger in der Ergründung der Ursachen und Wirkungen als in der Schilderung der Begebenheiten. Aber obwohl seine französische Geschichte nicht fertig geworden, so haben ihr doch die berufensten Richter (Sybel, Giesebrecht) reichstes Lob gespendet, und wäre das Buch zur Vollendung gelangt, es würde uns ohne Zweifel eine ebenso zuverlässige als geistreiche Analyse, eine ebenso einsichtige als — wenn es die Franzosen auch schwerlich hätten Wort haben wollen — liebevolle Kritik der französischen Zustände und Wandlungen von dem Sturze der legitimen bis zum Sturze der plebiscitären Monarchie, es würde uns zumal eine lange Reihe zwar nicht von „Farbenportraits“, aber fein gezeichneter Bildnisse französischer Staatsmänner, Redner und Schriftsteller in ganzer und halber Figur vor Augen gestellt haben. Indessen ob wir auch dieses sein großes Werk nur halb besitzen, von der Künstlerschaft des Psychologen legen auch schon die fertigen zwei Bände, legen zumal seine kürzeren abgeschlossenen Arbeiten, seine Essays, vollgültiges Zeugniß ab. Die Kulturen der modernen Nationen zu vergleichen, mittels dieser Vergleichungen einer jeden das ihre zu geben und auf den so gewonnenen nationalen Hintergründen die geistigen Physiognomien der hervorragenden Kulturträger, der Männer

des Gedankens wie der des öffentlichen Lebens, in scharfen Linien und in interessanter Auffassung erstehen zu lassen, das war Hillebrands Begabung und Aufgabe. Eine ganze Galerie historischer Portraits aus verschiedenen Nationen und Jahrhunderten ist es, die er hinterlassen hat. Natürlich ist es ihm so wenig als anderen Künstlern allemal gleichmäßig geglückt. Es gab für ihn so gut wie für Jeden Stoffe, die ihm kongenialer waren in die er schärfer eindrang, bei denen er liebevoller verweilte, für welche er ein größeres Maß von Intuition mitbrachte. Im Allgemeinen war er mehr bemüht, eine Gestalt vom Lichte ihrer Zeit bescheinen zu lassen, als sie von innen heraus zu erleuchten und durchsichtig zu machen. Die historische Betrachtungsweise bringt es eben mit sich, daß die Einzelnen mehr auf ihre Genesis und Wirksamkeit als auf ihre Essenz geprüft, mehr aus den Voraussetzungen und Verhältnissen erklärt, durch Parallelen mit Andern definirt als für sich genommen werden. In die Verknüpfung des Individuellen mit dem Sozialen sah Hillebrand mit merkwürdig sicherem Blick. Wenn er uns zeigt, welches die Kategorie ist, der ein bestimmter Mensch angehört hat, von wo er ausgegangen, was für Einflüssen er seine Bildung, was für Anstößen er seine Thätigkeit verdankt, in welcher Sphäre er sich bewegt, auf welche er gewirkt hat, welches seine Haltung, welches seine Geltung gewesen, über alles Dies werden uns, so dünkt uns, erst von dem Essayisten die Augen geöffnet. Nachdem wir so von ihm belehrt worden über die Bedingungen, unter denen sich ein bedeutender Mann entwickelte, will

uns freilich nicht immer das Urtheil über dessen Bedeutung ebenso einleuchten. Nicht daß wir je an Hillebrands Gerechtigkeitsbedürfniß irre würden. Aber selbst der Gerechte hat seine Lieblinge, Lieblingsmenschen, Lieblingsideen. Auch trug Hillebrands künstlerischer Sinn für das Ganze einer Individualität dazu bei, daß er es sich manchmal mehr, als richtig sein mag, versagte, in der einzelnen Persönlichkeit Gestalt und Gehalt, Erscheinung und Substanz zu sondern. Gefiel ihm Jemand, bewunderte er ihn gar, so hielt die Ehrfurcht vor der Untheilbarkeit des Lebens ihn ab, das Individuum ohne Rücksicht auf die Prägung in den Schmelztigel zu werfen, in welchem Edelmetall und Legirung sich trennen. Ich weiß nicht, ob es anderen Lesern auch so geht, am liebsten sind mir einige Essays, in welchen er ältere und neuere Italiener vor uns auferstehn läßt, z. B. die über Macchiavelli, Tasso, Settembrini. Alles in Allem, scheint mir, wandelte er sicherer auf historischem als auf ganz frischem Boden. Settembrini freilich ist ein Zeitgenosse, allein Italien hat es nun einmal an sich, daß es auch in seiner unmittelbaren Gegenwart auf den Ausländer den Eindruck macht, als ob nicht nur seine Landschaft und Bauten, sondern auch seine wandelnden Menschen nicht zu der heutigen Welt gehörten, als ob Victor Emmanuel eigentlich ein Fürst des Cinquecento, Mazzini ein Jünglinge und Frauen bestrickender Jesuit des siebzehnten Jahrhunderts, Garibaldi ein legendengläubiger, legendenschaffender Kreuzfahrer wären. Dieses Italien, wo die Natur selbst Künstlerin ist, und die Kunst etwas ganz Natürliches scheint, wo die Menschen plastischer

als anderswo auf die Welt kommen und, nackt und verschleiert, naiv und raffinirt, durch die Kultur weniger verbessert und weniger verschlechtert werden, Italien liefert immer neu die lebenden Modelle, nach denen sich die Gestalten der Vergangenheit wiederherstellen lassen, und war darum wie der nächste so auch der dauernd geeignetste Boden für Hillebrands historisch-psychologisches Bildnertalent. Italien gab ihm die Dinge, die der Künstler braucht: eine stille Werkstatt, Freiheit und Stimmung, die besten Stoffe und die besten Modelle. Das Geschick hatte ihn in dieses Land als seine zweite Heimath gewiesen; er that recht, darin als in der Heimath seiner Wahl zu bleiben. Hätte er, der von jenseits der Alpen Deutschlands staatliche Wiedergeburt mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit begleitete, der Sehnsucht nach Hause, welche in keiner menschlichen Brust jemals völlig zum Schweigen kommt, nachgegeben und eine der ihm dort vorgeschlagenen Stellungen angenommen, er wäre schwerlich das geblieben, was er war und wozu er durch seine Individualität bestimmt war; er wäre sich untreu geworden, und ihm schien es, daß für einen Menschen, dem es nicht bloß um sein Selbst zu thun ist, die Treue gegen sich selbst der Pflichten oberste sei. Das Leben seines eignen Landes hätte ihn nicht als bloßen Zuschauer geduldet; er hätte handelnd oder mindestens leidend Theil nehmen, er, dem parteilose Wahrheit der Güter höchstes war, hätte Partei ergreifen müssen. Gewiß, Hillebrand, welcher als Denker und Historiker die „That“ ebenso voll würdigte als den „Sinn“, er wußte, daß auch das parteiische Handeln

schließlich der Wahrheit dient; allein es war nicht seine Art ihr zu dienen. Und auch das ist gewiß, daß er, der Sohn eines Professors der Literaturgeschichte, auf einem ähnlichen Lehrstuhl dem Vater und sich Ehre gemacht haben würde. Aber die Behandlung der Literatur, so wie sie heute bei uns und anderswo von der Wissenschaft betrieben wird, war nicht seine Art, sich mit der Literatur zu befassen.

Und hier sei es mir gestattet, noch mit ein paar Worten auf jene „Anschauung" zurückzukommen, welche für ihn zugleich das vollkommenste Werkzeug und das letzte Ziel aller Erkenntniß war. Sie wird uns auch die beste Anschauung von Karl Hillebrand selbst verschaffen. Warum und in welchem Sinne wollte unser Freund mehr ein Künstler als ein Gelehrter sein? Die Stellung, die er als Kritiker und Historiker zur Literatur einnahm, sagt es uns. Er wußte ganz wohl, welchen ungeheuren Fortschritt die Wissenschaft von der Literatur gemacht hat, seitdem sie aufhörte, einerseits ein bloßes Repertorium von allerlei auf Autoren und Bücher bezüglichen Thatsachen zu sein und andererseits die literarischen Werke als Dinge zu betrachten, die der Schriftsteller, sei es nach persönlichem Belieben, sei es nach akademischen Regeln, macht. Die Erkenntniß, daß in der literarischen so gut wie in aller andern Produktion natürliche und historische Nothwendigkeiten walten, welche wissenschaftlich zu ergründen sind, war auch für Hillebrand eine Wahrheit, der er in seinen Arbeiten die ihr gebührende Huldigung darbrachte. Aber sie dünkte ihm nicht die ganze Wahrheit. Er bezweifelte, daß sich die

„Gesetze“ der Literatur jemals mit wirklich wissenschaftlicher Genauigkeit würden feststellen lassen, und er war überzeugt, daß, selbst wenn dies je gelingen könnte, ihr innerstes Wesen, ihr eigentliches Leben darum doch noch nicht offenbar wären. Für ihn deckten sich Wissenschaft und Leben nirgends, konnten sich niemals decken, und am allerwenigsten glaubte er an eine Literaturwissenschaft, an eine Kunstwissenschaft, welche hinter die Mysterien der poetischen, der künstlerischen Genesis käme.*) Ohne Zweifel! Auch hier bekommt die gelehrte Analyse die Theile in die Hand: „fehlt leider nur das geistige Band“. Und dieses geistige Band wird nicht dadurch wieder hergestellt, daß der strenge Forscher die disjecta membra poetae hinterher durch eine auch im besten Fall aus Vorsicht und Willkür gemischte Synthese wieder verknüpft. Keine wirkliche oder vermeintliche Auffindung historischer Zusammenhänge haucht dem als wissenschaftliches Präparat behandelten Dichterwerke eine neue Seele ein, am wenigsten die alte, eigne, ausgeflogene. Diese Seele, zugleich der Geist und die Form des Werkes, wird nicht gebannt durch eine noch so streng philologische Textkritik, welche, je literaler, desto weniger literarisch ist. So gut Hillebrand wußte, daß wie alles Uebrige so auch Dichter und Dichtung, Philosoph und Philosophie von den durch Land und Rasse, Klima und Geschichte und Sprache gegebenen Bedingungen abhängen, so wenig

*) Wie er zur bildenden Kunst stand, sagt uns sein anonym erschienenes, aber den liebenswürdigen und geistreichen Frondeur sofort verrathendes Büchlein: „Zwölf Briefe eines aesthetischen Ketzers.“

erklärte ihm diese Abhängigkeit von dem physiologischen Naturell, von der physischen und moralischen Atmosphäre das eigentliche Räthsel, das ist jenes untheilbare, unmeßbare, unwägbare Ding, welches Genius heißt und welches das punctum saliens des Schriftstellers und des Schriftwerks ausmacht. Gerade weil er es sich so oft hatte angelegen sein lassen, die Bedingungen zu erforschen, unter denen ein Dichter oder eine Dichtung entstanden war, hatte er erkannt, daß auf diesem Wege zwar in die Vorhöfe gedrungen wird, nicht aber in das Heiligthum selbst, und er war zu dem Ergebniß gekommen, daß der Genius nicht zerlegt, nicht erörtert, sondern geahnt, gefühlt, geschaut sein will. Darum mochte und konnte Hillebrand sich nicht begnügen, ein strenger Philologe oder Historiker zu sein, sondern war Psychologe und zwar keiner von den modernen „physiologischen" Psychologen, bei denen das Mikroskop die Bestandtheile und Thätigkeiten der Seele erkundet, sondern er war „Intuitionist", er meinte, daß nur der Geist den Geist gewahre und fasse. Ohne den literar-historischen und textkritischen Fachmännern den Werth ihrer „strengen" Wissenschaft zu bestreiten, zog er vor, ein literarischer Kritiker zu sein, fühlte er sich getrieben, den Schöpfungen der Literatur, in welchen ja nicht ein fachmäßig zu studirendes Stück des Geistes, sondern der ganze Geist, der volle Mensch vor uns steht, selbst als voller Mensch nahe und näher zu kommen, als Mensch, in welchem nicht bloß das wissenschaftliche Erkenntnißvermögen thätig ist, sondern in welchem Gefühl und Leidenschaft, Humor und Phantasie mitsprechen. Nicht

als kalter Forscher stellte er sich den Dichtern und Denkern gegenüber mit einer zwar genauen, aber ihrem Schaffen fremden Methode, sondern er suchte ihnen auf ihren eigenen Wegen nachzuwandeln, ihnen mit ihren eignen Fittichen nachzufliegen. Mit einem Worte: er wollte der künstlerischen Literatur ein künstlerischer Kritiker sein. Eine Frau, welche auch zu Hillebrands Lieblingen gehörte, Caroline Schlegel, sagt in einem ihrer Briefe: „Wenn das Denken gar nicht mit Poesie tingirt ist, bleibt dann nicht etwas Lebloses darin? Das Geheimniß fehlt. Geheimnisse lassen sich nicht auseinandersetzen, sie lassen sich nur schauen. Steift man sich darauf, sie auseinanderzusetzen, so zerstört man sie. Für Hillebrand hatte die literarische Kritik zum obersten Beruf, die Augen der Uneingeweihten zu entsiegeln für den Zauber und verborgenen Sinn der literarischen Werke. Eine Literaturwissenschaft, welche anderen Absichten dient, welcher es um philologische, historische, anthropologische Erkenntniß, geschweige denn gar um Moralität oder Politik zu thun ist, verfolgt ja auch ganz wackere Zwecke, allein es sind untergeordnete oder heterogene Zwecke, und verfolgt sie öfters so, daß dabei zwar die Wissenschaft gedeiht, aber die Literatur in die Brüche geht. Für unsern Freund war aber die Literatur die höhere Göttin; die Wissenschaft ehrte er, die Literatur liebte er, und eine literarische Wissenschaft, welche der literarischen Liebe den Garaus macht, flößte ihm mit all ihrer rigorosen Sachlichkeit nicht einmal Ehrfurcht ein. Er hat keine gelehrten Abhandlungen geschrieben, aus denen Shakespeare zu seiner Verwunde=

rung erfahren würde, wie wenig eigentlich an seinen Dramen von ihm selbst herrührt, aber er las fortwährend Shakespeare und Goethe und Homer ganz harmlos und anspruchslos, bloß zu seinem eigenen Vergnügen, gleich als ob er nur ein einfältiger Leser, nicht ein Kritiker wäre. Gerade aber weil er immer wieder das Bedürfniß hatte, nichts als ein genießender Liebhaber zu sein, vermochte er manchmal jenen praktischen Einfluß auf das literarische Schaffen zu üben, den sich die gestrengen Kenner so gerne arrogiren. Mehr als einem jungen Schriftsteller gab er nützliche und unvergessene Winke, nicht vom hohen Roß der Wissenschaft herunter, sondern gutmüthig und leichthin mit jener sich selbst nicht ganz trauenden Behutsamkeit, welche — das war eine seiner tiefsten Ueberzeugungen — alle bloß kritisirende Thätigkeit dem wirklichen Schaffen gegenüber zu beobachten hat. Weil er die Literatur zu sehr liebte, um an ihr zum Schulmeister zu werden, konnte er ihr manchmal den Rath des Freundes ertheilen. Wie sagt der Apostel Paulus: „Das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert."

Ob neben der strengen Wissenschaft auch einer solchen liebevollen, künstlerischen Behandlung der Literatur eine Stätte in unserem höheren Unterricht gebührt, darüber haben die zu entscheiden, welche wissen, was unsrer Jugend Noth thut. Ich glaube, früher, in minder ernsthaften Zeitläuften, als es noch nicht so viele Lehrstühle für Philologie und Literaturgeschichte gab, wurde manches Colleg gelesen, in welchen den Studenten allerdings nicht über jeden Vers des „Faust" oder

„Wallenstein“ jeder philologische Zweifel benommen, aber dafür so ein ungefähres Verständniß des Ganzen und zum mindesten ein großes Maß Begeisterung beigebracht wurde. Mir selbst ist noch ein alter Professor bekannt, welcher seinen Hörern zwar nicht unumstößlich darweist, aus welchen Bestandtheilen der „Hamlet“ oder „Nathan“ gemacht ist, aber dafür in der eigenen dichterisch gestimmten Seele das Drama in Scene zu setzen vermag, es lebend, fühlend, agirend nachschafft. Wäre Karl Hillebrand an einer unsrer Universitäten Professor geworden, er hätte den Anforderungen, welche Zeit und Land an ihn stellten, gerecht werden müssen; er wäre durch die Methode des Fachs und die Pflicht des Amtes gebunden gewesen, vor Allem ein gelehrter Lehrer zu sein. Die moderne Arbeitstheilung gestattet aber, scheint es, immer weniger, daß Jemand zugleich Gelehrter und Künstler sei. Das hat zu seinem Schaden manch Einer erfahren, der, von Haus aus zum Künstler angelegt, unter die Professoren ging.

Freuen wir uns also, daß Hillebrand seiner künstlerischen Freiheit und freien Kunst erhalten blieb. Obwohl frei und Kunst, war sie doch ernstes Studium, zwar nicht ein Sach- und Fachstudium, aber Erforschung des Menschen, des ganzen unzerstückten Menschen. Vielleicht gehört die Kunde vom Menschen in der That nicht in die Schule. Der Student muß seit etlichen Semestern aufgehört haben, Student zu sein, ehe er reif werden kann für die Einsicht, daß das einzige Studium des Menschen der Mensch ist.

Und vielleicht muß auch ein ganzes Volk etliche

Jahre sich im ruhigen Genuß seiner nationalen Existenz befinden, ehe es reif wird für jene hohe unbefangene heitere Menschlichkeit, welche die edelste Frucht des Menschenstudiums ist, — eine Frucht, die, schön und süß, unser Freund auch nach seinem Tode noch in seinen Schriften darzubieten fortfahren wird. In Italien, dem menschlichsten Lande lebend, mit dem Alterthum bekannt, mit der Renaissance vertraut, in täglicher naher Berührung mit den besten Menschenexemplaren aus allen höheren Rassen, allen gebildeten Völkern, war Hillebrand nicht nur ein kenntniß- und liebevoller Deuter und Vermittler der modernen Literaturen, sondern der Nationen selbst. Wieviel er in seinen Schriften, seinen Vorlesungen, durch persönliche Einwirkung dazu beigetragen, die westeuropäischen Völker einander verständlicher zu machen und so näher zu bringen, das ist ihm wenige Wochen vor seinem Tode in warmen Worten nachgerühmt worden von Pasquale Villari (in dessen unsrem Freunde gewidmeten Essays)*). Wo immer Karl

*) Auch die schöne Inschrift, welche die Stadtgemeinde Florenz an dem viele Jahre hindurch von Hillebrand bewohnten Hause anbringen ließ, bezeugt, welch dauernde Stätte dieser weitgesinnte Deutsche sich im Herzen der dankbaren Italiener gegründet hat. Die Inschrift lautet:

Carlo Hillebrand
Negli idiomi di Germania Francia ed Inghilterra
Lodato scrittore
Bene merito del popolo italiano
Illustrandone con sagaci studi le antiche lettere
E accrescendogli favore nei nuovi tempi
Tra le altre nazioni.

Hillebrand etwas Gutes und Schönes traf, da lobte er es, gleichviel in welcher Sprache es zu ihm redete. Wo er auf Falschheit und Prätension stieß, dünkte sie ihm nicht erträglicher oder ruchloser, weil sie in dieser statt in jener Zunge log. Anerkennung zu spenden, war ihm eine Freude, welche durch persönliche Beziehungen erhöht werden konnte, aber es war ihm auch dann ein unabweisbares Bedürfniß, wenn er von dem Urheber einer tapfern That, eines schönen Buchs bisher niemals gehört hatte. Auch als älterer Mann hielt er noch mit jugendlichem Schwunge, ja Ueberschwange an seinen Freunden; doch Niemand haßte grimmiger als er alle Gevatterschaften, zumal jene bedenklichste Art, welche in dem Goethe'schen Epigramme ihren Bundesspruch promulgirt:

> Recht aber soll vorzüglich heißen,
> Was ich und meine Gevattern preisen.

Kein Vorurtheil trübte ihm je den Sinn für Wahrheit und Billigkeit; keine Leidenschaft betäubte je sein feines Gefühl, stumpfte sein reges Mitleid ab; kein nationales oder politisches Interesse konnte ihn verführen, ein Unrecht recht zu heißen; ja, all sein Künstlerthum, seine ästhetische Weltanschauung, sein Widerwille gegen den moralischen Purismus hielt ihn nicht ab, in

---

Qui dove
Fiorentino per affetto
Visse quattordici anni
E morì il 18 d'ottobre del 1884
Il Comune
Q. M. P.

der „fairness“ der heutigen unkünstlerischen Engländer die *δικαιοσύνη* der Athener wiederzuerkennen und als erste aller Tugenden zu preisen.

So hat er in einer Zeit, in welcher die Religion nicht länger die nationalen Grenzen aufhebt, dafür aber die Nationen mit religiösem Eifer daran sind, Grenzsteine festzurammen, hinter welchen nicht nur ihre politische Existenz sondern auch ihre Sprache und Gesittung geborgen sein soll, in dieser Zeit eines engen und geräuschvollen Nationalismus hat Karl Hillebrand seine ruhige Rede gethan für die große Gemeinschaft der Geister, hat er sein Leben gelebt unter mehr als einem Volk und für mehr als ein Volk, für die Freundschaft der Völker, für ihre von den staatlichen, ja selbst den sprachlichen Grenzen unabhängige, darüber hinwegreichende europäische Gesittung; „der Ruhe schönes Heiligthum“ im Herzen, aber auf alle Stimmen lauschend, die von wo immer her etwas Gutes zu künden hatten, hat Karl Hillebrand für jene im Besitze keines einzelnen Volkes stehenden Güter gelebt, von denen sein geliebtester Dichter sagt, daß sie die allerhöchste Freude gewähren, weil sie allen gemein sind,

An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, —

hat er das „Studium“ des Menschen getrieben und gefördert in dem doppelten Sinne des lateinischen Wortes — als Menschenkenntniß und als Menschenliebe.

Heinrich Homberger.



Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

(Fortsetzung s. nächste Seite.)

Nordische Altertumskunde (Fortsetzung).

3. Toilettegerätschaften aus der Bronzezeit. 4. Männer- und Frauentrachten. Feld- und Moorfunde. 5. Die älteste Ornamentik im Norden und ihr Ursprung. 6. Die älteste Bronzezeit in Europa. 7. Beginn der Bronzezeit im Norden. Die Bedeutung des Bernsteinhandels. 8. Die Grabhügel und Gräber der ältesten Bronzezeit. 9. Der spätere Abschnitt der älteren Bronzezeit. 10. Die Leichenverbrennung, Ursprung, Verbreitung und Bedeutung des Brauches. — Die jüngere Bronzezeit: 11. Einteilung, Zeitbestimmung und Funde. 12. Gräber und Grabbeigaben. 13. Feld- und Moorfunde. Erklärung dieser Funde, Prachtstücke, Werkzeuge. 14. Innere Zustände, Handwerk und Ackerbau, Kunst und Religion.



Abb. 121. Kamm aus der jüngeren Bronzezeit.

II. Band: Eisenzeit.
Mit ca. 180 Illustrationen und 2 Tafeln.
1. bis 4. Lieferung M. 4.— soeben erschienen!
Die Schluss-Lieferungen 5—7 erscheinen im Herbst.

Die Darstellung Müllers beruht auf umfassender Kenntnis der Funde und auf einem gründlichen Verständnis der Entwicklung, die sich aus ihnen erschliessen lässt; die Übersetzung ist gut. Die beiden ersten Lieferungen führen den Leser zunächst sicher und behaglich durch die uralten gewaltigen Zeugen der Steinzeit. Sie erklären ihm die Muschelhaufen, die ältesten erkennbaren Wohnplätze von Menschen im Norden Deutschlands, zeigen ihm die Altertümer, die sich darin gefunden haben, und weisen ihm ihre Herstellung und wahrscheinliche Verwendung nach, sie besprechen die Frage der Chronologie der ältern Steinzeit, führen dann den Leser an der Hand der Altertümer in die Übergangszeit zwischen Muschelhaufen und Steingräbern und schliesslich hin zu den zahlreichen kleinen Steingräbern, den Rundgräbern und Hünenbetten, und zu den gewaltigen Riesenstuben. Eingestreute Abschnitte über die Geschichte der Forschung geben wohlthätige Ruhepunkte in der Arbeit des Aufnehmens ab, andre lösen das Auge von dem gespannten Eindringen in das kleine Gebiet und lenken den Blick auf die Verbreitung entsprechender Funde in ausserdeutschen, ja aussereuropäischen Landen, und überall erhöht eine grosse Anzahl guter Holzschnitte die Anschaulichkeit der Darstellung. Das Werk wird ausser der Steinzeit, der Bronzezeit und der Eisenzeit auch die Kultur in der Periode der Völkerwanderung und der Vikingerfahrten umfassen: kein Lehrer des Deutschen, der deutschen Geschichte, der deutschen Geographie darf es also unverarbeitet lassen, wir denken überdies, dass es auch viele Laien zu Freunden bekommen wird. Grenzboten 1896 Nr. 28.

Griechische Geschichte

von

Julius Beloch.

I. Band: **Bis auf die sophistische Bewegung und den peloponnesischen Krieg.** gr. 8⁰. XII, 637 S. 1893. Broschirt M. 7.50, in Halbfranz gebunden M. 9.50.

II. Band: **Bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens.** Mit Gesamtregister und einer Karte. gr. 8⁰. XIII, 720 S. 1897. Broschirt M. 9.—, in Halbfrz. gebunden M. 11.—.

I. u. II. Band complet in 2 Halbfranzbände gebunden M. 20.—.

„. . . Das Ganze ist fliessend geschrieben, von durchsichtiger Klarheit, gleich abgerundet in Form und Fassung. So tritt das Buch mit dem Anspruch auf, dem deutschen Publikum zu bieten, was es bis jetzt noch nicht besitzt: eine von wirklich historischem Geist getragene und zugleich lesbare Geschichte Griechenlands. Ref. steht nicht an zu erklären, dass es diesen Anspruch in weitem Umfang erfüllt. Durch einen freien und weiten Blick, durch umfassende historische Kenntnisse, durch gründliche Durcharbeitung des Materials war der Verf. für seine Aufgabe vorbereitet. Von der Selbständigkeit und der vor keiner Consequenz zurückschreckenden Energie seines historischen Urteils hat er schon früher vielfach Proben abgelegt . . ."

Eduard Meyer im Literarischen Centralblatt 1894, Nr. 4.

Der eigentliche Vorzug des Werkes liegt auf dem Gebiete der Darstellung der wirtschaftlichen und socialen Grundlagen des Lebens, in denen B. die materiellen Grundlagen erkennt, auf denen sich die grossartigen Umwälzungen, auch der geistigen und politischen Entwickelung vollzogen. Da B. gerade in dieser Beziehung das Material beherrscht, wie nicht leicht ein anderer Forscher, so durfte man hierin von seiner Darstellung Ausführliches und Vorzügliches erwarten . . . . Glanzpunkte sind der VII. Abschnitt: Die Umwälzung im Wirtschaftsleben (vom 7. zum 6. Jahrh.) und der XII.: Der wirtschaftliche Aufschwung nach den Perserkriegen . . . . Ueber die Bevölkerungsverhältnisse, über die Getreideeinfuhr, über das Aufhören der Natural- und den Beginn der Geldwirtschaft, die Erträgnisse der Industrie und des Handels, über Zinsen, Arbeitslöhne etc. erhalten wir die eingehendsten Aufschlüsse und wundern uns, wie diese wichtigen Dinge bei der Darstellung der griechischen Geschichte bisher unberücksichtigt bleiben konnten.

. . . Die Form der Darstellung ist eine ausserordentlich gewandte und fliessende.

Bl. f. d. Gymnasialschulwesen, XXX. Jahrg. S. 671 u. ff.

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde

von

Gustav Meyer

Professor an der Universität Graz.

I. Band. 8°. VIII, 412 S. 1885. M. 7.—, geb. M. 8.—.

Inhalt: **Zur Sprachgeschichte.** I. Das indogermanische Urvolk. II. Die etruskische Sprachfrage. III. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen. IV. Das heutige Griechisch. V. Constantin Sathas und die Slavenfrage in Griechenland.

Zur vergleichenden Märchenkunde. I. Folklore. II. Märchenforschung und Alterthumswissenschaft. III. Aegyptische Märchen. IV. Arabische Märchen. V. Amor und Psyche. VI. Die Quellen des Decamerone. VII. Südslavische Märchen. VIII. Der Rattenfänger von Hameln. IX. Der Pathe des Todes. X. Rip van Winkle.

Zur Kenntniß des Volksliedes. I. Indische Vierzeilen. II. Neugriechische Volkspoesie. III. Studien über das Schnaderhüpfel. 1. Zur Literatur der Schnaderhüpfel. 2. Vierzeile und mehrstrophisches Lied. 3. Ueber den Natureingang des Schnaderhüpfels. — Anmerkungen.

II. Band. 8°. VI, 380 S. 1893. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Inhalt: I. Franz Bopp. — II. Georg Curtius. — III. Weltsprache und Weltsprachen. — IV. Etruskisches aus Aegypten. — V. Die Aussprache des Griechischen. — VI. Von der schlesischen Mundart. — VII. Zur Charakteristik der indischen Literatur. 1. Allgemeine Grundlagen. 2. Der Veda. 3. Kâlidâsa. — VIII. Zigeunerphilologie. — IX. Volkslieder aus Piemont. — X. Neugriechische Hochzeitsbräuche. — XI. Zur Volkskunde der Alpenländer. — XII. Finnische Volksliteratur. — XIII. Das Räuberwesen auf der Balkanhalbinsel. — XIV. Eine Geschichte der byzantinischen Literatur. — XV. Athen im Mittelalter. — XVI. Das heutige Griechenland. — XVII. Griechische Reisemomente. 1. Von Korfu nach Athen. 2. Athen. 3. Im Lande der Pelopiden. — XVIII. Zante. — XIX. Apulische Reisetage. 1. Von Brindisi nach Lecce. 2. Lecce. 3. Kalimera. 4. Tarent. — XX. Bei den Albanesen Italiens. — XXI. Das Jubiläum der Universität in Bologna. — Anmerkungen.

Der wissenschaftliche Wert eines Werkes von Gustav Meyer ist stets über allem Zweifel erhaben; das vorliegende ist aber vermöge seiner glänzenden Darstellung von Anton Schönbach für würdig befunden worden, in seinem Buche „Über Lesen und Bildung, 4. Auflage“ unter den Werken aufgeführt zu werden, die einen Ehrenplatz in dem geistigen Haushalt jedes Gebildeten verdienen

Von Luther bis Lessing.

Sprachgeschichtliche Aufsätze

von

Friedrich Kluge

Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Dritte Auflage.

Inhalt: Kirchensprache und Volkssprache. — Maximilian und seine Kanzlei. — Luther und die deutsche Sprache. — Schriftsteller und Buchdrucker. — Schriftsprache und Mundart in der Schweiz. — Oberdeutscher und mitteldeutscher Wortschatz. — Niederdeutsch und Hochdeutsch. — Latein und Humanismus. — Oberdeutschland und die Katholiken.

8°. VI u. 150 S. mit einem Kärtchen. 1897. Preis Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.50.

„Das lebendige Interesse der Gebildeten für die deutsche Sprache und ihre Geschichte ist, wie man mit Genugthuung wahrnehmen kann, augenblicklich lebhafter denn je. Die Schrift Kluges, in welcher die wichtigsten, für die Bildung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache maßgebenden Momente gemeinverständlich besprochen werden, darf daher auf einen ausgedehnten dankbaren Leserkreis rechnen."

(Schwäb. Merkur II. Abt. 1. Bl. v. 9. Dez. 1887.)

„Schon der Gegenstand an sich, den hier ein auch weiteren Kreisen bereits durch sein treffliches „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache" bekannter Gelehrter nicht bloß mit der Zuverlässigkeit des Fachmannes, sondern auch mit dem Geschick und Geschmack eines gewandten Schriftstellers behandelt hat, sollte wohl darnach angethan sein, dem Büchlein unter den nicht gelehrten Freunden der deutschen Sprache Liebhaber und — Käufer zu erwerben. Denn daß die Fragen, deren Beantwortung den Inhalt dieser Schrift ausmacht, in den Bereich des Interesses der höher Gebildeten fallen, braucht dem nicht erst bewiesen zu werden, der weiß, wie treu gerade die Geschichte unserer Sprache, mehr wohl als irgend etwas anderes, den Kampf und den Sieg unseres Volkstums wiederspiegelt. Diese Auffassung, von der des Verfassers Behandlung und Darstellung vielfach erst rechtes Licht und volle Wärme empfängt, ist es, worin diejenigen Leser einen besonderen Reiz und Vorzug des Buches erblicken werden, welche gewohnt sind, die verschiedenartigen Vorgänge in unserm Kulturleben, wie sie sich in Litteratur und Kunst, Politik und Religion kundgeben, nicht gesondert für sich, sondern in ihrer Wechselwirkung zu betrachten, die einzige Art, wie sich uns doch erst das Verständnis für Wert und Tragweite eines jeden einzelnen derselben erschließt. In welchem Geiste der Verfasser seine Aufgabe erfaßt hat, bezeichnet er selber, wenn er im Vorworte sagt, daß auch sein Büchlein Zeugnis davon ablegen solle, „was den Entwicklungsgang unsrer Nation gehemmt, was ihn beschleunigt und gefördert" habe; es will zeigen, warum Jakob Grimm unsre Schriftsprache einen protestantischen Dialekt genannt hat, warum erst seit 1580 Luthers Sprache eine autoritative Stellung erlangen konnte, warum der Gegensatz von Schriftsprache und Mundart erst nach der siegreichen Bekämpfung des Lateinischen ausgeglichen worden ist."

„Nicht mit dem Anspruche, eine vollständige Geschichte der deutschen Sprache zu bieten, tritt Kluge auf, er will in einer „Reihe unverbundener Aufsätze" nur „zusammenfassen, was Fachleute vor und seit Jakob Grimm über ein paar sprachwissenschaftliche Probleme ermittelt haben." Diese Aufsätze aber fügen sich von selber zu einem innerlich zusammenhängenden Ganzen, sodaß wir hier in der That, eine höchst anziehende Darstellung der Lebensgeschichte unseres Neuhochdeutsch von seinen Anfängen um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vor uns haben . . . . ."

(Die Grenzboten 1888. Nr. 19.)

Deutsche Studentensprache

von

Friedrich Kluge

Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Inhalt: I. **Über die Studentensprache.** Studenten und Philister. — Trunkenlitanei. — Antike Elemente. — Burschikose Zoologie. — Biblisch-theologische Nachklänge. — Im Bann des Rotwelsch. — Französische Einflüsse. — Grammatische Eigenart. — Ursprung und Verbreitung.

II. **Wörterbuch der Studentensprache.**

8⁰. XII, 136 S. 1895. Geheftet M. 2.50, in Leinwand gebunden M. 3.50.

„Beim Lesen dieses Buches fühlt man sich oft von einem Hauche frischen, fröhlichen Studentenlebens berührt, und selbst das anscheinend so trockene Wörterbuch reizt durch seinen manchmal recht humoristischen Inhalt zu einem herzlichen Lachen. Es war in der That eine dankbare, freilich auch recht schwierige Aufgabe, das für die ältere Zeit so spärliche und vielfach sehr versteckte Material zu sammeln und daraus in grossen Zügen eine Geschichte der deutschen Studentensprache zu entwerfen, die um so grösseren Dank verdient, als sie nicht nur der erste umfassende und auf wirklichem Quellenstudium beruhende Versuch der Art ist, sondern auch mit grossem Geschick sich auf jenem Grenzgebiet zwischen populärer und streng wissenschaftlicher Darstellung bewegt, das einzuhalten nicht jedem Gelehrten gegeben ist. Gerade auf diesem Gebiet hat sich Kluge durch sein musterhaftes etymologisches Wörterbuch grosse Verdienste erworben; denselben Weg betritt er jetzt mit gleichem Erfolg auch in der vorliegenden Schrift, die ihre Entstehung zumeist den Arbeiten zu jenem anderen Werke verdankt. . . .“

Liter. Centralblatt 1895. Nr. 28.

„Prof. Kluge hat mit vielem Fleisse, wie die zahlreich eingestreuten Belegstellen beweisen, sowie gestützt auf eine ausgedehnte Lektüre und auf eigene Beobachtung die Sprache der Studenten in alter und neuer Zeit nach ihrem Ursprung und ihrer Verbreitung dargestellt und seiner Abhandlung ein reichhaltiges Wörterbuch der Studentensprache beigegeben. Ist das Buch als Beitrag zur deutschen Sprachgeschichte und Lexikographie von grossem Werte, so ist es auch für den Akademiker, der die eigenartige Sprache seines Standes nach ihrer Entstehung und Geschichte kennen und verstehen lernen will, ein interessantes Buch und besonders zu Dedikationszwecken geeignet, wofür wir es bestens empfohlen haben wollen.“ *Akad. Monatshefte 1895 v. 26. Mai.*

Soeben erschien:

Kluge, Friedr., and **Fred. Lutz**, English Etymology. A select Glossary serving as an Introduction to the history of the English language. 8⁰. VIII, 234 S. 1898. Broschiert M. 4.—. In Leinwand gebunden M. 4. 50.

Deutsche Grammatik

Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch

von

W. Wilmanns

o. Professor der deutschen Sprache u. Litteratur a. d. Universität Bonn.

Erste Abteilung: Lautlehre. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8⁰. XX, 425 S. 1897. M. 8.—. In Halbfranz gebunden M. 10.—.

Zweite Abteilung: Wortbildung. gr. 8⁰. XVI, 663 S. 1896. Broschirt M. 12.50, in Halbfranz gebunden M. 15.—.

Daraus einzeln die 2. Hälfte. gr. 8⁰. S. I—XVI u. 353—663. 1896. M. 6.—.

Das Werk wird in vier Abteilungen erscheinen: Lautlehre, Wortbildung, Flexion, Syntax. Eine fünfte, die Geschichte der deutschen Sprache, wird sich vielleicht anschliessen.

„. . . Es ist sehr erfreulich, dass wir nun ein Buch haben werden, welches wir mit gutem Gewissen demjenigen empfehlen können, der sich in das Studium der deutschen Sprachgeschichte einarbeiten will, ohne die Möglichkeit zu haben, eine gute Vorlesung über deutsche Grammatik zu hören; in Wilmanns wird er hierzu einen zuverlässigen, auf der Höhe der jetzigen Forschung stehenden Führer finden. Aber auch dem Studierenden, der schon deutsche Grammatik gehört hat, wird das Buch gute Dienste leisten zur Wiederholung und zur Ergänzung der etwa in der Vorlesung zu kurz gekommenen Partien. Jedoch auch der Fachmann darf die Grammatik von W. nicht unberücksichtigt lassen. Denn alle in Betracht kommenden Fragen sind hier mit selbständigem Urteil und unter voller Beherrschung der Literatur erörtert. Und nicht selten werden Schlüsse gezogen die von der gewöhnlichen Auffassung abweichen und zum Mindesten zur eingehenden Erwägung auffordern, so dass niemand ohne vielfache Anregung diese Lautlehre aus der Hand legen wird. Besonders reich an neuen Auffassungen ist uns die Lehre von den Konsonanten erschienen. Aber auch die übrigen Teile, unter denen die bisher weniger oft in Grammatiken dargestellte Lehre vom Wortaccent hervorzuheben wäre, verdienen Beachtung . . .“ *W. B., Literarisches Centralblatt 1893 Nr. 40.*

Geschichte
der
Deutschen Litteratur
bis zum Ausgange des Mittelalters

von

Rudolf Koegel,
ord. Prof. für deutsche Sprache und Litteratur a. d. Universität Basel.

Erster Band: **Bis zur Mitte des elften Jahrhunderts.**

Erster Teil: **Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa.** 8⁰. XXIII u. 343 S. 1894. M. 10.—

Ergänzungsheft zu Band I: **Die altsächsische Genesis.** Ein Beitrag zur Geschichte der altdeutscher Dichtung und Verskunst. 8⁰. X, 71 S. 1895. M. 1.80

Zweiter Teil: **Die endreimende Dichtung und die Prosa der althochdeutschen Zeit.** 8⁰. XX, 652 S. 1897. M. 16.—

Der II. (Schluss-) Band ist in Vorbereitung.

„. . . . Koegel hat eine Arbeit unternommen, die schon wegen ihres grossen Zieles dankbar begrüsst werden muss. Denn es kann die Forschung auf dem Gebiete der altdeutschen Litteraturgeschichte nur wirksamst unterstützen, wenn jemand den ganzen vorhandenen Bestand von Thatsachen und Ansichten genau durchprüft und verzeichnet, dann aber auch an allen schwierigen Punkten mit eigener Untersuchung einsetzt. Beides hat K. in dem vorliegenden ersten Bande für die älteste Zeit deutschen Geisteslebens gethan. Er beherrscht das bekannte Material vollständig, er hat nichts aufgenommen oder fortgelassen, ohne sich darüber sorgfältig Rechenschaft zu geben. Kein Stein auf dem Wege ist von ihm unumgewendet verblieben. K. hat aber auch den Stoff vermehrt, einmal indem er selbständig alle Hilfsquellen (z. B. die Sammlungen der Capitularien, Concilbeschlüsse u. s. w.) durchgearbeitet, neue Zeugnisse den alten beigefügt, die alten berichtigt hat, ferner dadurch, dass er aus dem Bereiche der übrigen germanischen Litteraturen herangezogen hat, was irgend Ausbeute für die Aufhellung der ältesten deutschen Poesie versprach. In allen diesen Dingen schreitet er auf den Pfaden Karl Müllenhoffs, dessen Grösse kein anderes Buch als eben das seine besser würdigen lehrt . . . .“

Anton E. Schönbach im Oesterreich. Literaturblatt 1894 Nr. 18.

„Koegel bietet Meistern wie Jüngern der Germanistik eine reiche, willkommene Gabe mit seinem Werke; vor allem aber sei es der Aufmerksamkeit der Lehrer des Deutschen an höheren Schulen empfohlen, für die es ein unentbehrliches Hilfsmittel werden wird durch seinen eigenen Inhalt, durch die wohlausgewählten bibliographischen Fingerzeige und nicht zum wenigsten durch die Art und Weise, wie es den kleinsten Fragmenten ein vielseitiges Interesse abzugewinnen und sie in grossen geschichtlichen Zusammenhang zu stellen versteht. Wie es mit warmer Teilnahme für den Gegenstand gearbeitet ist, wird es gewiss auch, wie der Verfasser wünscht, Freude an der nationalen Wissenschaft wecken und mittelbar auch zur Belebung des deutschen Literaturunterrichts in wissenschaftlich-nationalem Sinne beitragen.“

Beilage zur Allgem. Zeitung 1894 Nr. 282

Geschichte der Englischen Litteratur

von

Bernhard ten Brink.

Erster Band: Bis zu Wiclifs Auftreten.

2. Auflage herausgegeben von Alois Brandl unter der Presse.

Inhalt: I. Buch. Vor der Eroberung II. Buch. Die Uebergangszeit. III. Buch. Von Lewes bis Crecy. IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance.

Zweiter Band: Bis zur Reformation.

Herausgegeben von Alois Brandl.

8°. XV u. 658 S. 1893. M. 13.— geb. M. 15.—.

Inhalt: IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance (Fortsetzung). V. Buch. Lancaster und York. VI. Buch. Die Renaissance bis zu Surrey's Tod.

Daraus einzeln: die 2. Hälfte.

8°. XV u. S. 353—658. 1893. M. 6.50.

„Die Fortsetzung zeigt alle die glänzenden Eigenschaften des ersten Bandes nach meiner Ansicht noch in erhöhtem Masse; gründliche Gelehrsamkeit, weiten Blick, eindringenden Scharfsinn, feines ästhetisches Gefühl und geschmackvolle Darstellung."

Berlin. *Julius Zupitza*, Deutsche Litteraturzeitung 1889 Nr. 19.

Bernhard ten Brink's Litteraturgeschichte ist ohne Zweifel das grossartigste Werk, das je einem englischen Philologen gelungen ist. Mehr noch: es ist eine so meisterhafte Leistung, dass es jedem Litteraturhistoriker zum Muster dienen kann. Und dies Urtheil hat seine volle Kraft trotz der unvollendeten Gestalt des Werkes. Wäre es dem Verfasser vergönnt gewesen, es in derselben Weise zu Ende zu bringen, so würde es leicht die hervorragendste unter allen Gesammtlitteraturgeschichten geworden sein . . . . *Museum, 1893, Nr. 7.*

Die Bearbeitung der zwei weiteren Bände hat Herr Professor Dr. Alois Brandl übernommen.

Shakspere.

Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß

von

Bernhard ten Brink.

Mit dem Bildniß des Verfassers, radiert von W. Krauskopf.

Erste und zweite Auflage.

Klein 8⁰. 166 S. 1893. M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Inhalt: Erste Vorlesung: Der Dichter und der Mensch. — Zweite Vorlesung: Die Zeitfolge von Shaksperes Werken. — Dritte Vorlesung: Shakspere als Dramatiker. — Vierte Vorlesung: Shakspere als komischer Dichter. — Fünfte Vorlesung: Shakspere als Tragiker.

„Es ist ein hoher und herrlicher Geist, der aus diesen Vorträgen spricht. Flammende Begeisterung, philosophische Bildung und strenge Wissenschaftlichkeit, feinstes Verständniss und Nachfühlen des Dichters, das sind die Vorzüge, die sich hier miteinander vereinen."

Seemanns Litterar. Jahresbericht 1893.

„Bedarf es eines Beispiels für die Art von Wissenschaft, wie wir sie uns denken, so sei nur im Augenblick auf das köstliche Buch über „Shakspere" verwiesen, das aus dem Nachlasse von ten Brink, eines de. hervorragendsten Gelehrten unserer Zeit, durch die Sorgfalt Edward Schröders zugänglich geworden ist. Was psychologische Synthese und nachfühlende Aesthetik zu leisten vermag, darüber belehrt dieses kleine Werk besser, als es der weitläufigsten Theorie gelänge."

Anton E. Schönbach in Vom Fels zum Meer 1893/94 Heft 1.

Dieses Buch ten Brinks ist bei *Schönbach (Über Lesen und Bildung, 4. Aufl.)* unter den besten deutschen Prosawerken genannt.

Geschichte der Italienischen Literatur

von

Adolf Gaspary.

Erster Band: Die italienische Literatur im Mittelalter.

8°. 550 S. 1885. M. 9.—, geb. M. 11.—.

Inhalt: Einleitung. — Die Sicilianische Dichterschule. — Fortsetzung der lyrischen Dichtung in Mittelitalien. — Guido Guinicelli von Bologna. — Die französ. Ritterdichtung in Oberitalien. — Religiöse und moralische Poesie in Oberitalien. — Die religiöse Lyrik in Umbrien. — Die Prosa im 13. Jahrh. — Die allegorisch-didaktische Dichtung und die philosoph. Lyrik der neuen florentinischen Schule. — Dante. — Die Comödie. — Das 14. Jahrhundert. — Petrarca. — Petrarca's Canzoniere. — Anhang bibliographischer und kritischer Bemerkungen. — Register.

Zweiter Band: Die italienische Literatur der Renaissancezeit.

8°. 704 S. 1888. M. 12.—, geb. M. 14.—.

Inhalt: Boccaccio. — Die Epigonen der großen Florentiner. — Die Humanisten des 15. Jahrhunderts. — Die Vulgärsprache im 15. Jahrh. und ihre Literatur. — Poliziano und Lorenzo dé Medici. — Die Ritterdichtung. — Pulci und Bojardo. — Neapel. — Pontano und Sannazaro. — Macchiavelli und Guicciardini. — Bembo. — Ariosto. — Castiglione. — Pietro Aretino. — Die Lyrik im 16. Jahrh. — Das Heldengedicht im 16. Jahrh. — Die Tragödie. — Die Comödie. — Anhang bibliographischer und kritischer Bemerkungen.

„Jeder der sich fortan mit der hier behandelten Periode der italienischen Litteratur beschäftigen will, wird Gaspary's Arbeit zu seinem Ausgangspunkte zu machen haben. Das Werk ist aber nicht nur ein streng wissenschaftliches für Fachleute bestimmtes, sondern gewährt nebenbei durch seine anziehende Darstellungsweise auch einen ästhetischen Genuss; es wird daher auch in weiteren Kreisen Verbreitung finden."

Deutsche Litteraturzeitung.

Die Fortsetzung dieses Werkes hat Dr. Richard Wendriner (Breslau) übernommen; ihm sind von der Gattin des verstorbenen Verfassers die Vorarbeiten, soweit sich solche im Nachlasse vorfanden, ausgehändigt worden.

Der
israelitische Prophetismus.

In fünf Vorträgen für gebildete Laien geschildert

von

Carl Heinrich Cornill,

der Theologie und Philosophie Doctor, ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Königsberg.

kl. 8°. IV, 184 S. 1894. Brosch. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 2.—.

Inhalt: Erste Vorlesung: Der israelitische Prophetismus nach Wesen und Bedeutung. — Zweite Vorlesung: Der israelitische Prophetismus bis zum Tode Hiskia's. — Dritte Vorlesung: Der israelitische Prophetismus von Manasse bis zur Zerstörung Jerusalems. — Vierte Vorlesung: Der israelitische Prophetismus während des babylonischen Exils. — Fünfte Vorlesung: Die Ausläufer des israelitischen Prophetismus.

In der *Frankfurter Zeitung v. 3. Nov. 1894 Nr. 310* urteilt *D. Ehlers* über das Schriftchen wie folgt:

»Der Wahrheitsmuth, die geschichtliche Unbefangenheit, die lebendige Schilderung, die Schönheit der Form, bei allem Freimuth der Kritik die fromme ehrfurchtsvolle Scheu vor den Heiligthümern des alten Testaments, welche die Cornill'schen Vorträge auszeichnen, lassen den Wunsch entstehen, sie möchten von Tausenden und Tausenden gelesen werden; sie bieten verständigen Lesern für das Alte Testament einen Schlüssel, der wirklich aufschliesst.«

Sittliches Sein

und

Sittliches Werden.

Grundlinien eines Systems der Ethik

von

Theobald Ziegler.

Zweite unveränderte Auflage.

kl. 8⁰. VIII u. 151 S. 1890, cartonniert M. 2.50.

Inhalt: 1. Vortrag: Aufgabe und Methode der Ethik. Historischer Überblick. — 2. Vortrag: Die Entstehung des Sittlichen. — 3. Vortrag: Das Wesen des Sittlichen. — 4. Vortrag: Pflicht und Tugend. — 5. Vortrag: Güter und höchstes Gut. — Schluß.

Diese Vorträge sind ebenfalls, wie die ten Brink'schen über Shakspere, im freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. gehalten worden: infolge ihrer Bedeutung sind sie bereits ins Englische übersetzt.

Geschichte
der
CHRISTLICHEN ETHIK

von

Theobald Ziegler,

ord. Professor der Philosophie an der Universität Strassburg.

Zweite, durch ein Namen- und Sachregister vermehrte Ausgabe.

8⁰. XVI, 607 S. 1892. M. 9.—.

„Prof. Ziegler, der die antike Ethik geschildert und der zu der neuen des 15. und 16. Jahrhunderts gelangen wollte, musste sich nothwendig mit dem dazwischen liegenden Mittelalter auseinandersetzen, auf die Gefahr hin, viel Christenthum, noch mehr Kirche und wenig Ethik zu entdecken . . . . Mit einem Satze sagt uns Ziegler, was wir überhaupt in seinem Buche zu finden berechtigt sind: Das Christenthum hat neben und über dem antiken Begriff der Schuld den der Sünde gestellt, und recht eigentlich in den Mittelpunkt der sittlichen Betrachtung gestellt"

Allgem. Zeitung 1886 No. 282.

Mirèio.

Provençalische Dichtung
von
Frederi Mistral.
Deutsch von August Bertuch.
Mit einer Einleitung von Eduard Böhmer.
Zweite durchgesehene Auflage.
8°. XIX, 291 S. 1896. brosch. M. 5.—, gebunden in Leinwand M. 6.—.

Einer der bedeutendsten deutschen Dichter der Neuzeit hat sich in einem Briefe an den Übersetzer folgendermassen geäussert:

„Drei stille regnerische Rasttage in Parma habe ich mir mit Mirèio vergoldet, werthester Herr, erst hier aber das Gedicht zu Ende gelesen, mit einer Empfindung, wie ich sie lange keinem dichterischen Werk verdankt. Ja eigentlich überhaupt keinem seit den frühesten Tagen, als mir die grossen Schätze alter und neuerer Volkspoesie zuerst entgegenglänzten. Denn was dieses Werk eines Zeitgenossen so einzig macht, ist eben der starke, reine Hauch eines von Bildung nicht angewelkten Naturgefühls, das zugleich durch allen Reiz moderner Zartheit das Gepräge seiner Zeit erhalten hat. Schon in Nerto hatte mich diese ganz eigene Mischung angezogen, die hier mit noch stärkerem Zauber hervortritt. Dazu das Ineinanderweben heidnischer und mystisch-katholischer Vorstellungen auf dem Boden naiver Volkstradition, die süsseste, unschuldigste Sinnlichkeit und züchtigste Sitte, idyllische Zierlichkeit neben elementarer Rohheit (in der gewaltigen Kampfscene) und das alles in streng geschlossener, kunstreicher Form, die doch wieder, wenn man sich ihr eine Weile hingegeben hat, als die naturnotwendige, einzig mögliche Tonart erscheint, in der diese wundersamen Geschichten vorgetragen werden konnten . . .“

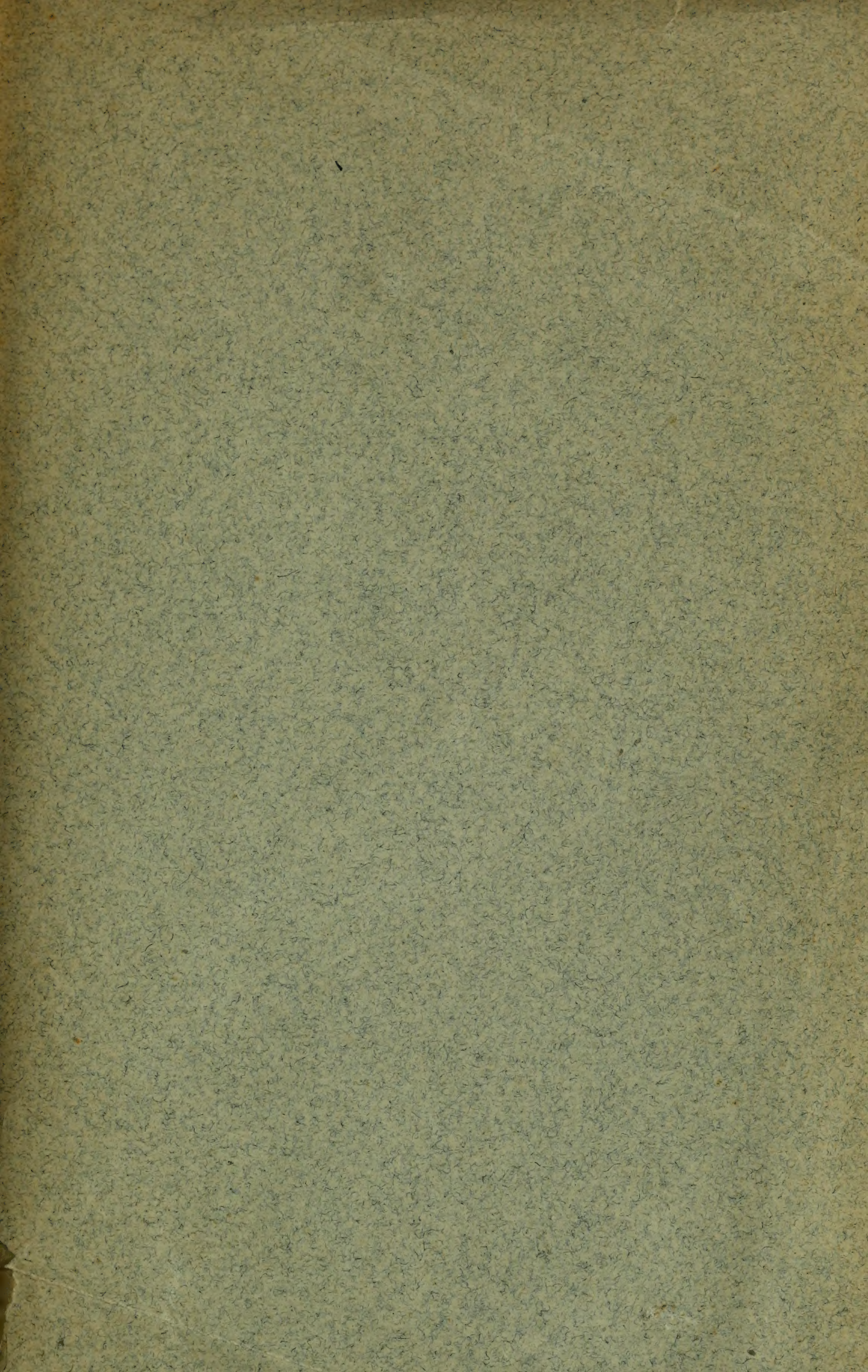
„Er (der Dichter) hat noch das seltene Glück erfahren, einen so meisterhaften Dolmetscher zu finden . . . .“

Nerto.

Provençalische Erzählung
von
Frederi Mistral.
Deutsch von August Bertuch.
8°. 182 S. 1891. brosch. M. 3.—, gebunden in Leinwand M. 4.—.

„Vorliegender Uebersetzung der poetischen Erzählung des berühmten provençalischen Dichters gebührt alles Lob. Sie ist gewandt und hält sich treu an das Original, dessen Ton genau getroffen ist.“

(Deutsche Litteraturzeitung.)



Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.